Vor dem Gewitter.

Roman

von

Ludwig Habicht.

Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.

XXI.

Commerzienrath Haindorf war nicht wenig überrascht, als ihm Fortunata hoch erröthend, mit leuchtenden Augen ihr Glück bekannte. Nicht daß sie die Braut eines Barons geworden, machte einen besonderen Eindruck auf ihn, denn er hielt sein Kind selbst für die Hand eines Fürsten nicht unwürdig, aber daß ihre Wahl gerade auf diesen Mann gefallen, erregte doch sein Erstaunen. Er wußte, welche Abneigung sie für Eugen empfunden, und wie hatte ihr sonst so stolzes ruhiges Herz diese rasche Wandlung durchmachen gekonnt!

Für ihn war Baron Berghof beinahe völlig unbekannt, er hatte ihn vor vielen Jahren nur flüchtig gesehen und von dem jungen Menschen nicht gerade einen angenehmen Eindruck erhalten; freilich kam dabei der zärtliche Vater ins Spiel, der dem hochmüthigen Burschen nicht verzeihen konnte, daß er sich unartig gegen sein einziges theures Töchterchen benommen.

Trotzdem hatte er keine Besorgniß — Fortunata konnte sich nicht irren, nicht einem Unwürdigen ihr Herz schenken; wer endlich die Liebe dieser stolzen hohen Seele er-

worben, der mußte ein tüchtiger edler Mensch sein, und deßhalb äußerte er nicht das mindeste Bedenken gegen diese rasche Entscheidung, umsomehr, als ja auch Klara die Wahl gebilligt hatte.

Es hätte Fortunata's begeisterter Schilderungen Eugen's nicht bedurft, um den Vater zu überzeugen, daß seine Tochter mit diesem Manne glücklich werden müsse; aber sie wurde nicht müde, seine glänzenden Eigenschaften hervorzuheben und wie er an Adel der Gesinnung, an Feinheit des Empfindens und Benehmens weit über dem Troß erhaben sei.

Wenn er auch Einiges davon abzog, so blieb ihm doch immerhin die tröstliche Ueberzeugung, daß seine Tochter den Mann gefunden, den ihre allem Gemeinen und Gewöhnlichen abgewendete Seele bedürfe, und mit einiger Spannung sah er dem ersten Besuche des Barons entgegen.

Eugen hatte schon wenige Tage nach ihrer Abreise an den Commerzienrath geschrieben, um die Hand Fortunata's angehalten und dabei erwähnt, daß er binnen Kurzem eintreffen und mündlich seine Werbung erneuern oder vielmehr ergänzen wolle.

Das Schreiben war freilich im kühlen, förmlich geschäftsmäßigen Tone abgefaßt, aber es lag ihm ein Brief an Fortunata ein, der diese unendlich glücklich machte und den sie nicht müde wurde zu lesen und immer wieder zu lesen. Zwar enthielt er nur wenige Zeilen, doch wie fein, wie geistreich war jedes Wort und welch tiefes Empfinden verbarg sich gerade unter der leichten spielenden Ober-

fläche! Sie liebte dies Verschleiern der innersten Gefühle, das für ein wahres reines Verständniß eine tiefverwandte Seele fordert.

Durch die Entfernung schimmerte ohnehin das Bild des Geliebten in einem noch verklärteren Glanze, nun erst wurde sie sichs völlig bewußt, warum seine Erscheinung auf sie einen so überwältigenden Eindruck gemacht. Sie rief jedes seiner Worte, seine Bewegungen sich ins Gedächtniß zurück und ihre Einbildungskraft war fortwährend geschäftig, das Idealbild fertig zu meißeln, das sie sich von ihm geschaffen.

Fortunata konnte das Eintreffen Eugen's nicht erwarten, sie war wie verwandelt, lachte und scherzte und verfiel dann wieder in einen sinnenden Ernst, der ihrem classischen Antlitz stets den höchsten Reiz verlieh.

Sie hatte ihren Freundinnen noch keinen Besuch gemacht, denn sie wollte die Seligkeit so lange als möglich für sich allein behalten, und es war noch immer früh genug, daß die Welt davon erfuhr, wenn auch die letzten Formen erfüllt.

Wirklich traf Baron Berghof schon in wenigen Tagen in der Residenz ein und machte sofort dem Commerzienrath seine Aufwartung.

Nun er einmal nicht mehr zurück konnte, wußte er auch mit der ganzen Feinheit eines gewiegten Weltmannes der albernen Geschichte einen vorläufigen Abschluß zu geben. Den schwärmerischen Liebhaber zu spielen ging wirklich über seine Kraft, er zog deßhalb vor, hinter der ängstlichsten Beobachtung der äußeren Förmlichkeiten Schutz

zu suchen; daher galt nicht sein erster Besuch Fortunata, sondern dem Commerzienrath.

Wie er auch bereits den Thatsachen Rechnung getragen und sich fest vorgenommen, den bitteren Trank mit gewohnter Grazie hinabzuschlürfen, so konnte er doch kaum einen Seufzer unterdrücken, als ihm der alte Haindorf'sche Portier das Gitter öffnete und er die hohen rauchenden Schornsteine und den geschäftigen Ameisenhaufen schmutziger Arbeiter vor sich sah.

Aus diesem wüsten elenden Winkel sollte sich also der Sprößling eines alten berühmten Geschlechtes die Lebensgefährtin holen! Wer ihm das noch vor einigen Monaten gesagt hätte! Er würde es für den tödtlichsten Schimpf gehalten haben.

Wie verhaßt waren Eugen diese Baumwollenlords stets gewesen, die sich durch Eisen und Lumpen ein Vermögen zusammengerafft und es an Glanz und Luxus dem alten Adel gleichthun wollten, und jetzt war er verurtheilt, um die Hand der Tochter eines solchen Eisenmannes zu werben, weil — o, es war zu lächerlich! — weil die Fliegen seinen Vater im Schlafe gestört!

Er warf einen verächtlichen Blick auf dies wüste verworrene Treiben.

Wo hatte nur Fortunata ihre hohe stolze Haltung hergenommen, die in dieser schmutzigen gemeinen Welt aufgewachsen! Er begriff es nicht — seitdem er die Fabrik vor sich sah, erschien ihm seine Braut des letzten Zaubers entkleidet. Wie hatte er nur überhaupt dem „Fabrikmädchen“ einige Aufmerksamkeit schenken können! Es war der

Fluch des Landlebens — aus Langweile begeht man stets die dümmsten Streiche.

Sein Wagen fuhr jetzt vor der Fabrik vor.

Er ließ das Lorgnon sinken, mit dem er noch eben diesen lebendigen Schmutzhaufen eines Blickes gewürdigt — er hatte genug gesehen.

Von dem Portier an der Eingangspforte war ihm die Auskunft geworden, daß der Herr Commerzienrath in der Fabrik sei, als er aber dem Alten seine Karte zur Abgabe einhändigen wollte, entgegnete dieser:

„Ich darf hier nicht fort, wenden Sie sich nur gleich zum Comptoir, dort treffen Sie gewiß den Herrn."

Jetzt sah er sich hier vergeblich nach einem Diener um, dem er die Karte geben konnte und deshalb rief er endlich einen der schwarzen Gesellen herbei, dem er sie vorsichtig zustellte, mit dem Auftrag, sie sofort dem Commerzienrath zu übergeben.

Bald darauf erschien ein junger Commis: „Der Herr Commerzienrath lasse den Herrn Baron bitten," und er geleitete ihn ohne große Umstände in das im Erdgeschosse der Fabrik befindliche Comptoir.

Eugen hatte erwartet, der „Maschinenbauer" werde sogleich selbst herbeieilen und ihn mit freudiger Demuth begrüßen, und er war schon über die unpassende Art und Weise des Empfanges empört, doch er beherrschte sich und folgte in nachläßig vornehmer Haltung seinem Führer.

Es ging durch mehrere Zimmer, die mit Commis angefüllt waren; endlich wies der junge Mensch auf die nächste Thür, an der mit großen Lettern angeschrieben stand:

„Eintritt ohne Anklopfen.“

„Zeit ist Geld,“ dachte der Baron spöttisch, „und mit einem Herein kann der Herr einige Groschen verlieren.“

Für ihn, dem die Beachtung der feinsten Formen eine Lebensnothwendigkeit war, erschien diese Aufforderung wahrhaft roh und ungeschliffen. Es war ihm unmöglich, ihr nachzukommen, als er aber auf sein Klopfen keine Antwort erhielt, blieb ihm doch nichts weiter übrig, als ohne diese Einladung einzutreten.

Es gibt Lebenslagen in dem Dasein eines Menschen, die auch der Sicherste nicht ohne eine gewisse Befangenheit durchmacht. Dazu gehört die „officielle“ Werbung eines jungen Mannes beim Vater der Geliebten um die Hand der Tochter. Weil sie in den meisten Fällen Jeder nur einmal zu bestehen hat, fehlt auch alle Uebung und damit die rechte Gewandtheit. Schwerlich entledigt sich selbst der gewiegteste Salonmensch dieser peinlichen Aufgabe mit dem rechten Geschick.

Auch der Baron verlor etwas von seiner vornehmen überlegenen Haltung, als er jetzt dem Commerzienrath gegenüberstand und dieser mit echt kaufmännischer kühler Höflichkeit seinen Gruß erwiderte und ihm höchst förmlich einen Stuhl anbot.

Es herrschte im Zimmer eine fast spartanische Einfachheit. Darin war nichts weiter vorhanden, als ein mächtiger Schreibtisch, ein paar hölzerne Gestelle, mit großen mächtigen Geschäftsbüchern beladen, und drei ziemlich abgenützte Rohrstühle. Nicht einmal ein Sofa befand sich

in dem kleinen einfenstrigen Gemache, dessen Ledertapeten auch schon ziemlich abgenutzt aussahen.

Der Commerzienrath hatte noch eifrig geschrieben, erst als Eugen etwas mißmuthig gegrüßt, schaute er auf und nun begegneten sich die Blicke der beiden Männer.

Das ruhige große Auge des Geschäftsmannes schien den Baron durchdringen zu wollen; es war ja das Glück seines Kindes, das der jetzt vor ihm Stehende in seine Hände nahm, und deßhalb mußte er ihm womöglich auf den Grund der Seele sehen; aber heute verließ ihn seine oft geübte Kunst — mit dem ersten Blick den eigentlichen Charakter eines Menschen aufzufassen — von diesem vornehmen glatten Antlitz ließ sich gar nichts ablesen, nur um die Augen lag ein Zug von Müdigkeit und die feinen Lippen schienen bereits von dem vollen Becher des Genusses den Schaum abgeschlürft zu haben — doch der Commerzienrath konnte sich täuschen — diese Müdigkeit eine rein körperliche sein, und dies erste, schon zu harte Urtheil entsprang gewiß aus der Besorgniß des zärtlichen Vaters, der nicht mißtrauisch genug gegen Denjenigen sein kann, der ihm sein theures Kleinod zu entführen gedenkt.

Als der Commerzienrath nach der ersten Begrüßung wieder schwieg und fortfuhr, den Baron aufmerksam zu betrachten, blieb diesem nichts weiter übrig, als die Verhandlungen sofort zu eröffnen, denn er fand dieses Anstarren ebenso unhöflich wie unbequem. Er ließ sich vorsichtig auf den Strohsessel nieder, zupfte ein wenig an seinem zierlichen Schnurrbart und sagte dann mit seiner leisen, ziemlich angenehm klingenden Stimme:

„Aus meinem Schreiben werden Sie bereits den Grund meines Besuches erfahren haben. Ihr Fräulein Tochter hat mir ihr Herz geschenkt und“ — Er konnte nicht gleich einen passenden Schlußsatz finden und machte eine kleine Pause.

„Und Sie?“ fragte der Commerzienrath, während seine Augen sich wieder forschend auf den künftigen Schwiegersohn richteten.

Beide betrachteten sich eine Weile, offenbar bemühten sie sich vergeblich, aneinander das rechte Gefallen zu finden; da der Commerzienrath seinen Worten nichts weiter hinzusetzte, fragte Eugen ganz unbefangen zurück:

„Und Sie?“

„Ich meine, hat Fortunata auch Ihr Herz? Und haben Sie den ernstlichen Willen, sie glücklich zu machen?“

„Würde ich dann vor Ihnen stehen?“ Aus seiner Antwort klang ein leiser Vorwurf hindurch.

Warum gebrauchte der Baron das Wort „stehen“, während er saß?

Bei einem Diplomaten, der jedem Ausdruck die klarste Wendung geben mußte, war es mindestens sonderbar.

Schimmerte darin eine Zweideutigkeit hindurch? Nein, das war zu weit getriebener Argwohn — der Commerzienrath mußte selbst über sich lächeln. Wenn zwischen Beiden sich ein gemüthlicheres Verhältniß gestalten sollte, dann durfte er nicht länger in dieser mißtrauischen Haltung verharren, die oft erst finstere Schattenbilder heraufbeschwört, die früher nicht vorhanden waren.

„Verzeihen Sie einem besorgten Vater,“ sagte er

mit leiser, bewegter Stimme und ergriff die Rechte des Barons, „es handelt sich um das Glück meines einzigen theuren Kindes, das ich in Ihre Hände lege.“

„Seien Sie ohne Sorge, Herr Commerzienrath, Fortunata soll an meiner Seite glücklich werden.“

„Und Sie verdient es. Glauben Sie mir,“ fuhr der Commerzienrath fort und seine Augen glänzten jetzt. „Es ist nicht der zärtliche Vater, der aus mir spricht — ich beurtheile sie wie ein völlig Fremder, aber in dem Herzen Fortunata's ruht ein reicher Schatz von Liebe und wenn ich jetzt unsere junge Mädchenwelt betrachte, dann kann ich ohne Ueberhebung sagen, daß sie an Adel der Gesinnung, an Tiefe und Reinheit des Empfindens Viele überragt.“

„Sie haben ganz Recht, ein Mädchen wie Fortunata ist in unseren Tagen eine ganz ungewöhnliche Erscheinung und das eben zog mich an.“

„Ich danke Ihnen.“ Und jetzt war der Händedruck des Commerzienraths etwas wärmer.

Beide sprachen noch einige Zeit in diesem Tone fort; Haindorf gewann doch aus den Reden des Barons die Ueberzeugung, daß Eugen für seine Tochter ein volles Verständniß habe, und damit verlor sich auch der erste üble Eindruck immer mehr, den derselbe auf ihn gemacht. Sein Herz fühlte sich erleichtert und er zeigte jetzt gegen seinen künftigen Schwiegersohn eine größere Herzlichkeit, als dieser in dem kalten Geschäftsmanne gesucht hätte.

Das Gespräch wurde immer belebter.

Der Baron begann seine Liebenswürdigkeit zu ent-

falten, und nun begriff der Commerzienrath, warum seine Tochter gerade an diesen Mann ihr Herz verloren. Sein chevalereskes, geschliffenes Auftreten, seine vielseitige Bildung mußte auf ein Frauengemüth bezaubernd wirken.

Schon wollte sich der Baron empfehlen, da sagte der Commerzienrath nach einigem Zögern:

„Verzeihen Sie dem Geschäftsmann, daß er auch die materielle Seite in unserem künftigen herzlichen Verhältniß ins Klare zu bringen sucht. Ich muß Ihnen erröthend gestehen, daß ich meiner Tochter nur eine Mitgift von 100,000 Thalern geben kann — das Herausnehmen einer größeren Summe aus meinem Fabrikgeschäft würde mich augenblicklich behindern“ —

Der Baron machte eine abwehrende Handbewegung, als wolle er sagen: „O, lassen wir diese Trivialitäten!“ aber der Commerzienrath fuhr ruhig fort:

„Auch kann ich ihr vorläufig kein höheres Nadelgeld als jährlich 25,000 Thaler aussetzen, doch hoffe ich, wenigstens diese Summe in einigen Jahren verdoppeln zu können.“

Er sprach diese hohen Summen mit einer Bescheidenheit aus, die am besten seinen Stolz verrieth.

„Ah, ich bin reich und unabhängig genug und brauche nach diesen Dingen nicht zu fragen,“ bemerkte der Baron mit einem stolzen vornehmen Lächeln, während er sich selbst sagte, daß er nun doch mit dieser Heirath nicht gerade den dümmsten Streich mache.

Obwol sein Vater zu den angesehensten und reichsten Baronen der Provinz gezählt wurde, hielt er trotzdem seinen Erstgeborenen ziemlich kurz; er zahlte ihm zu seinem

Gehalt nur einen unbedeutenden Zuschuß von wenigen Tausend Thalern und Eugen hatte sich längst durch eine solche Knauserei sehr behindert gefühlt. Mütterliches Vermögen besaß er leider gar nicht, denn die erste Frau des Baron Berghof hatte neben ihrem alten tadellosen Stammbaum und ihren Vorurtheilen ihrem Gatten nichts zugebracht und bei dem robusten Körper des Vaters war sobald keine Hoffnung, daß sich durch eine Erbschaft seine pecuniären Verhältnisse verbessern konnten. Mit jährlich 25,000, respective 50,000 Thalern und seinem Gehalte ließ sich aber schon ein Haus machen.

Daß der vorsichtige Geschäftsmann nur eine Mitgift von 100,000 Thalern aussetzte, begriff er vollständig und störte ihn weiter nicht.

Fortunata's außerordentliche Schönheit mußte überall Aufsehen erregen und wie mancher Adelige wäre mit Freuden eine solche Mesalliance eingegangen, um dies schöne Mädchen oder diese reiche Erbin heimzuführen, und eine Vereinigung dieser beiden glänzenden Eigenschaften war durchaus nicht verachtenswerth.

Bah, er war thöricht, dieses doppelte Glück länger mürrisch zu betrachten.

Die Kunst des Diplomaten besteht ja darin, selbst die unangenehmsten, unvorhergesehensten Ereignisse mit einer solch zufriedenen Miene aufzunehmen, als habe man sie ganz allein vorbereitet und Alles den günstigsten, längst erwünschten Verlauf genommen.

Auch diese Förmlichkeiten waren beseitigt, beide Her-

ren schüttelten sich noch einmal die Hände und dann sagte der Commerzienrath: „Kommen Sie, verehrter Herr Sohn, und erlauben Sie mir, daß ich Sie zu Ihrer Braut führe.“

Der Baron folgte sofort dieser Einladung, ja er ging noch weiter, er schob traulich seinen Arm in den des künftigen Schwiegervaters und so wanderten sie im gemüthlichsten Geplauder der hinter den Bäumen hervorschimmernden Villa zu.

Hier machte Alles schon einen ganz anderen Eindruck. Das im edelsten Styl erbaute Haus, die es umgebenden Orangerie-Gebäude, der kleine Park — Alles bewies, daß dieser Maschinenbauer sich wenigstens auf den Comfort verstand, sogar sehr guten Geschmack verrieth.

Fortunata saß oben am Fenster und blickte träumerisch in die Wipfel der nächsten Bäume, denen der beginnende Herbst bereits eine lichtere Färbung verliehen.

Da wurde sie durch das Geräusch von Tritten auf dem Kieswege aufgeschreckt, sie schaute hinab und gewahrte den Vater mit Eugen Arm in Arm.

Fortunata's Herz gerieth in die stürmischeste Bewegung, sie hätte aufjauchzen wollen, doch sie suchte sich gewaltsam zu beherrschen und zog sich leise vom Fenster zurück. Am liebsten wäre sie ihrem Bräutigam entgegengeflogen, aber ihre mädchenhafte Scheu gewann über ihre stürmischeste Gemüthsbewegung den Sieg. Durfte sie ihm zeigen, wie es in ihrem Innern aussah? Er hatte gerade stets diese stille Hoheit bewundert, die wie auf Wolken über den Köpfen der Uebrigen dahinschritt!

Nun hörte sie ihn schon auf der Treppe, im nächsten Augenblick stand er im Zimmer und jetzt waren alle Vorsätze vergessen, jede kühlere Zurückhaltung gesprengt, mit einem Jubelruf lag sie in seinen Armen.

Nichts ist unerträglicher, als ein Gefühlserguß, den man nicht theilt.

Der Baron bedurfte all seiner diplomatischen Verstellungskunst, um in das „Wiedersehen" der theuren Braut die nöthige Wärme zu legen.

In ihrem Freudenrausche fühlte sie nicht das Erkünstelte seines Benehmens.

Der Commerzienrath sprach mit ungewöhnlicher Bewegung einige Worte, wünschte den Verlobten als erster Vertrauensmann des süßen Geheimnisses von Herzen Glück und empfahl sich bald unter dem Vorwande wichtiger Geschäfte — er wollte das Brautpaar allein lassen und er fühlte zu gleicher Zeit, daß er nicht länger seiner Empfindungen Herr war.

Anstatt in die Fabrik zurückzugehen, eilte er auf sein Zimmer, wanderte hastig darin auf und ab, trat endlich ans Fenster und was er lange nicht gethan, faltete die Hände zum inbrünstigen Gebet, um unter überströmenden Thränen für sein theures Kind den Segen des Himmels zu erflehen.

Die Verlobten waren allein.

Wie viel hatte Fortunata dem Heißgeliebten nach dieser langen, langen Trennung zu sagen und wie wenig kam jetzt über ihre Lippen! Die Liebe hatte sie völlig verwandelt, all ihre stolze Zurückhaltung, ihre hochmüthige

Kälte war dahin, eine fast demüthige Schüchternheit hatte sich ihrer bemächtigt; während ein reiner heller Strom des Glückes durch ihr Herz rauschte, wußte sie kaum, was sie sagen sollte, und nur wenn sie ihre dunklen strahlenden Augen zu ihm aufschlug, konnte er ahnen, wie tief und innig er geliebt wurde.

Der Baron war zärtlich, aufmerksam gegen seine Braut und sein Lächeln verrieth, daß er an ihrer Seite die höchste Seligkeit empfand. Wie süß klang das „Du" aus seinem Munde, mit dem er sie anredete, und wie zögernd wagte sich dies Wörtchen über ihre eigenen Lippen! Mehrmals verfiel sie wieder in das fremde Sie und Eugen hob dann zärtlich drohend den Finger.

Sie zeigte ihm jetzt ihre Zimmer, die kleine Gemälde-Galerie.

„Du hast ja auch ein tiefes wahres Verständniß für die Kunst," sagte sie mit leuchtenden Augen und wanderte dabei von Bild zu Bild, um ihn auf ihre Lieblinge aufmerksam zu machen.

Jetzt wurde sie beredt.

„Hier ist mein Asyl," setzte sie lebhafter hinzu, „und nicht wahr, wir wollen uns stets ein solch kleines Heiligthum bewahren, das die Seele frei und groß macht?" Sie lehnte dabei leicht ihren Arm auf die Schulter des Verlobten und blickte ihm zärtlich in die Augen.

In solchen Momenten war sie von einer wunderbaren Schönheit. Er konnte sich nicht helfen, hingerissen von ihrer herrlichen Erscheinung, zog er sie näher an sich und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen.

Wie sie jetzt erröthete, die Augen niederschlug, seinen Kuß begierig aufsog und sich doch rasch zurückbeugte und scheu und schüchtern wie ein aufgejagtes Reh vor ihm stand, das war doch von einer Anmuth und Lieblichkeit, daß sie die größte Kokette darum beneidet hätte.

Auch Eugen war davon ganz bezaubert, und als er ihr jetzt Lebewohl sagte und ihm noch einmal aus ihren dunklen Augen ein ganzer Himmel aufleuchtete, mußte er sich doch gestehen, daß er im Grunde ein recht glücklicher Bräutigam sei. Er hatte dies Herz erst erobern wollen, nun war es ihm freiwillig zugefallen, das dünkte ihm das einzige Mißgeschick; aber auch dieser letzte Groll gegen die von den Fliegen herbeigeführte Katastrophe trat in den Hintergrund, als ihm von allen Seiten zum Besitz dieses schönen Mädchens Glück gewünscht wurde.

Wie hatte er davor zurückgescheut, seinen Bekannten die rasch gefundene Braut zu zeigen, und zu seinem Trost fand man die Verbindung weit weniger lächerlich, als er gefürchtet. Selbst die strengsten Aristokraten begriffen wenigstens, daß diese außerordentliche Schönheit, wenn auch nicht einen alten Stammbaum ersetze, doch seine Forderung vergessen mache, und nicht einer seiner Freunde wagte, ihn zu verspotten, im Gegentheil, sie zeigten Eugen unverholen ihre Anerkennung, daß er ebensoviel guten Geschmack wie Verstand bewiesen. Nicht Wenige schwuren hoch und theuer, daß sie dieses herrliche Mädchen auch ohne Mitgift geheiratet hätten, und Andere meinten, die Tochter des Commerzienraths Haindorf würden sie mit

verbundenen Augen genommen haben. Wo sie erschien, machte sie den günstigsten Eindruck.

Es liegt in der Schönheit eine siegende Kraft, sie unterjocht die Herzen, noch ehe sie sich auflehnen, ein schärferes Urtheil fällen können; und Fortunata blendete nicht allein durch ihre äußere Erscheinung, sondern auch durch den Adel, die Anmuth und Feinheit ihres Auftretens. Sie wußte sich ruhig und sicher zu bewegen, und wenn ihr auch Einige ihre stolze Zurückhaltung zum Vorwurf machten, die bei einer Bürgerlichen mehr als anmaßlich sei, fanden doch Andere gerade dies Benehmen tact- und maßvoll und meinten, sie sei die Einzige, bei der man nicht an ihre plebejische Herkunft erinnert werde.

Die günstige Beurtheilung, die überall seine Braut erfuhr, wirkte auf die Stimmung des Barons zurück. Er begann, sich allmälig mit seinem Geschick auszusöhnen und wurde nun wärmer, zärtlicher gegen seine Braut.

Seltsam genug, je mehr sich Eugen in Artigkeiten erschöpfte und wirklich den glücklichen Bräutigam zeigte, den er vorher nur spielen gemußt, je weniger fühlte sich Fortunata befriedigt.

Der Baron kam jetzt täglich, plauderte mit ihr in glücklichster Stimmung und wurde nicht müde, ihr zu versichern, daß er der seligste Mensch sei und ihn wirklich alle Welt um den Besitz seiner Fortunata beneide, und sie lächelte wol noch zu seinen Worten, aber in ihrer Seele fühlte sie eine Leere, über die sie sich kaum Rechenschaft zu geben wagte.

Gehörte sie zu jenen unersättlichen Herzen, die auch

urch die glühendste Liebe nicht völlig ausgefüllt werden? Oder wußte sie, daß selbst das reinste Glück dieser Erde schon eine Ahnung von Weh enthält? — Sie begriff es elbst nicht, und doch, wenn er fortging, verschwand das Lächeln von ihren Lippen und Thränen stürzten aus ihren Augen und sie versank in schmerzliches Hinbrüten, ohne igentlich sich über ihre Empfindungen Rechenschaft geben u können . . .

Dort in der Einsamkeit von Berghof war Eugen ein ganz Anderer gewesen. Dieser Hauch von Schwermuth, diese Gedankenfülle und Tiefe zog sie an. Seine Unterhaltung war damals bedeutend, berührte die wichtigsten Fragen der Menschheit und der Welt und welch wunderbare Uebereinstimmung in ihren Ansichten und innersten Gefühlen hatte er gezeigt! Er allein verstand sie und wußte dem kühnen Fluge ihrer Seele überallhin zu folgen. Welchen Schatz von edlen und warmen Empfindungen barg er in seinem Herzen und wie belebend, fein und geistreich war jedes seiner Worte — und jetzt drehte sich seine Unterhaltung um Nichtigkeiten, ja zuweilen plauderte ihr Verlobter von dem Cancan des Lebens mit einer vornehmen Nachlässigkeit, die ihre jungfräuliche Seele tief verletzte.

Sie begriff diese ungeheure Wandlung nicht und empfand nur darüber einen tiefen Schmerz.

Was war mit ihrem Bräutigam geschehen, daß er sich plötzlich so verändert hatte? Sie grübelte vergeblich darüber nach und ihr reines argloses Gemüth konnte freilich nicht das seltsame Geheimniß ergründen.

In dem Baron war durchaus keine Wandlung vorgegangen, er war nie anders gewesen, aber dieser Mensch, dessen Seele so abgenutzt war, verstand es meisterhaft, den Frauen die wärmsten Gefühle zu zeigen, von denen sein Herz sich völlig freigehalten, und während er sich unter seinen Genossen durch seine Frivolität auszeichnete, wußte er hier die zartesten, feinsten Ausdrücke zu wählen und einen Adel der Gesinnung zu entfalten, der ihm völlig fremd war.

Er konnte Alles zeigen. Seine Seele vermochte in allen Farben zu schillern und er hatte sein Inneres wie den Zeiger einer Uhr so lange hin- und hergestellt, bis er das ganze Werk verdorben. An ihm war nichts mehr wahr, nicht einmal die Lüge. Wenn ihm ein Grundsatz, eine Ueberzeugung unbequem wurde, entledigte er sich ihrer mit einer Raschheit und Leichtigkeit, wie man ein Paar Handschuhe auszieht.

Vergeblich suchte Fortunata zuweilen einen andern Ton anzuschlagen, das Gespräch wieder auf jene Gegenstände zu lenken, die der höchsten Aufmerksamkeit und Theilnahme wahrhaft würdig waren, er zeigte sich dann gelangweilt, gab darauf nur kurze oberflächliche Antworten und wußte geschickt wieder auf andere Gegenstände überzulenken, die ihm näher lagen.

Wozu sollte er sich jetzt noch solch harten Zwang anthun? Sie mußte von ihrer etwas lästigen, sogar lächerlichen Ueberschwänglichkeit geheilt werden, denn in den Salons durfte sie unter keinen Umständen gerade diese Seite ihres Wesens herauskehren, und den bürger-

lichen Idealismus zu entfernen, das war noch der einzige Schliff, den er ihr zu geben hatte.

Er ließ sonst mit Freuden den Frauen ihre Gefühlsschwärmereien, ihre schattigen Pfade, auf denen sie so gern allein herumschweifen, aber seine künftige Gattin mußte sich davon befreien, denn er hatte sich immer mehr überzeugt, daß sie wirklich geschaffen sei, in der großen Welt zu glänzen und er durchaus nicht seine Wahl zu bereuen — die Fliegen anzuklagen habe; deßhalb durfte er sie nicht länger in ihren mädchenhaften Träumereien unterstützen und er ließ es auch wirklich nicht an feinen Winken fehlen, deren Benützung sie erst befähigte, auf dem glatten Parquet mit der nöthigen Leichtigkeit und Anmuth dahinzuschreiten.

„Die gute Gesellschaft fordert von uns, daß wir aus Höflichkeit ein wenig unwissend erscheinen. — Eine der ersten Regeln der guten Lebensart ist ein fast unbedingtes Schweigen über uns selbst. — In den Salons braucht man durchaus nicht Geist zu besitzen, nur zu zeigen. — Nichts ist bei uns anstößiger, als seine wahren Empfindungen an den Tag zu legen, wir verlangen stets eine glatte ruhige Oberfläche, die das Auge nicht beleidigt; die inneren Stürme mag Jeder mit sich selbst ausmachen und sorgfältig der Welt verbergen. — Jeder zu lebhafte Enthusiasmus gilt bei uns als Mangel an Erziehung.“ —

Das waren Lehren, die er beständig in seine Unterhaltung einfließen ließ und deren sorgfältige Beobachtung er seiner Braut nicht genug empfehlen konnte.

Sie wagte dann selten eine Entgegnung, denn noch

liebte sie ihn mit der ganzen schwärmerischen Gluth eines jungen unentweihten Herzens, aber ihr Herz zog sich zuweilen krampfhaft zusammen, denn sie wußte, daß es ihr völlig unmöglich war, seine Weisungen nur im Mindesten zu beachten. Selbst wenn sie es vermocht hätte, würde es ihrer stolzen Seele widerstrebt haben.

Wie tief verachtete sie das Treiben der vornehmen Welt, das unter seiner glatten Oberfläche nichts barg als Leerheit, Selbstsucht und Dünkel. Sie konnte sich nicht herablassen, in dieses hohle Geschwätz mit einzustimmen, das jeden ernsteren Gegenstand sorgfältig vermied, und sie ertrug nur mit innerem Widerwillen diese Leute, die sich die größte Mühe gaben, so unbedeutend wie möglich zu erscheinen.

Zum Glück legte man ihre Zurückhaltung für kluge liebenswürdige Bescheidenheit aus und ihr Verlobter suchte sorgfältig diese gute Meinung, die man von ihr hegte, zu erhalten. Er vertraute Jedem, daß sie ihn gerade durch ihren brillanten Geist, durch ihre vornehme Ruhe angezogen habe und er durchaus nicht wünsche, daß sie mehr aus sich heraustreten möge.

Fortunata konnte sich über die Kreise nicht beklagen, in die sie plötzlich getreten war.

Selbst der argwöhnischeste Stolz hätte nirgends eine Verletzung entdecken können. Man behandelte sie mit ausgesuchter Artigkeit, ja Manche gingen noch weiter und schenkten ihr eine ganz besondere Zuneigung; und doch fühlte sie überall eine gewisse Kälte hindurch. Ihr war es immer, als wenn diese Leute sich ängstlich hüteten,

irgend Jemandem ein Stück Herz zu überliefern. Vielleicht hatten sie überhaupt nichts mehr zu geben. Ihr dünkte es stets, als hätte die vornehme Welt Alles nur auf den Lippen und als sei auch ihr süßestes Lächeln nur geliehen.

Trotzdem würde Fortunata um Eugen's willen diesen flüchtigen Schein und Schimmer ertragen haben, aber daß er selbst sich unter diesen hohlen, leeren Köpfen so wohlbefand, daß er nicht müde wurde, Leuten zu huldigen und zu schmeicheln, von denen er dann nicht verächtlich und wegwerfend genug sprechen konnte, schnitt ihr durchs Herz. Eugen, der ihr weit über alle Sterblichen hinausgeragt und an dessen geistigen Werth sie noch immer glauben wollte und mußte — ließ sich herab, so gedankenlos und oberflächlich zu plaudern, wie sie Alle und zeigte dieselbe vornehme Blasirtheit, die ihrer idealen Seele so zuwider war.

Wenn sie doch zuweilen einige Andeutungen fallen ließ, sagte er lächelnd:

„Was willst Du, Fortunata, wir laufen Alle mit Masken herum und unsere ganze Kunst besteht darin, unser Benehmen der Rolle anzupassen, die wir uns einmal ausgewählt."

„Aber fürchtest Du nicht, daß selbst die größte Seele von diesem Comödienspiel endlich abgenützt wird?" wagte sie zu entgegnen und ihre dunklen Augen ruhten nicht ohne Bekümmerniß auf dem Verlobten.

„Wenn uns nur der Trost bleibt, gut gespielt zu haben; erinnere Dich, daß selbst der große römische Kaiser

damit höchst zufrieden war. Nein, theures Kind," fuhr er dann etwas lebhafter fort, „ich komme immer wieder darauf zurück, daß auch Du noch eine ganz andere Bewunderung erregen würdest, wenn Du Dich etwas unbedeutender geben wolltest. Ich habe keinen andern Wunsch, als daß Du Dich einmal zur Königin unserer Salons aufschwingen möchtest, und Du hast Alles, was Dich dazu befähigt — ich werde mein Möglichstes thun, Dir diesen Platz zu sichern."

Seine Blicke ruhten dabei voll Bewunderung auf ihr, er zog sie zärtlich an sich und suchte mit einem Kusse ihre weitere Entgegnung abzuschneiden.

Fortunata mußte an jenes Gespräch denken, das sie mit Klara geführt — wie lebhaft hatte sie ihre Abneigung gegen dies traurige Comödienspiel ausgedrückt, und nun trieb es der Mann, an den sie ihr Herz verloren, und empfahl es ihr selbst mit großer Wärme.

Das war eine harte Täuschung; immer mehr zerriß der magische Schleier, den ihre geschäftige Phantasie um das Bild des Heißgeliebten gewoben, und wie ängstlich sie auch noch den letzten glänzenden Schimmer festzuhalten suchte, sie konnte nicht länger mehr die Wahrheit ganz verhüllen. Eugen stand tief unter den freilich zu hohen Anforderungen, die sie an den Mann gestellt, dem ihre ganze Seele, ihr ganzes Sein gehören sollte . . .

Wenn wir einen Zweig in eine Salzquelle werfen, ziehen wir ihn nach wenigen Monaten als strahlendes Scepter heraus. Krystall-Diamanten haben sich an ihn angesetzt, er schimmert in den glänzendsten Farben. So

ist es mit Allem, was in den tiefen Quell einer von Liebe gesättigten Phantasie geworfen wird und oft streift nur zu bald das rauhe Schicksal den Brillantschmuck ab und nichts bleibt zurück als der dürre Stab. —

Auch Fortunata machte bereits die schmerzliche Entdeckung, daß der Zweig seine funkelndsten Krystalle verlor, und doch durfte sie Niemandem, selbst ihrem Vater nicht, verrathen, wie tief sie davon betroffen wurde, und während ihre hohe stolze Seele jedes Comödienspiel verabscheute, mußte sie nun selbst die Rolle der glücklichen Braut weiterführen, und wäre es nur, um ihren geliebten Vater nicht zu beunruhigen.

Nachdem der Commerzienrath sein erstes Mißtrauen überwunden, zeigte er sich gegen seinen Schwiegersohn offen und herzlich und weit wärmer, als dieser von dem kühlen Geschäftsmann erwartet hatte, aber es war ja das Glück seines einzigen Kindes, das er in die Hände des Barons legte, und deßhalb suchte er ihn an sich zu fesseln, damit das innigste und zarteste Band sie alle Drei umschlinge.

Er sah, mit welch liebevoller Aufmerksamkeit Eugen die Tochter überschüttete und er schätzte ganz anders sein Bemühen, ihr in der großen Welt eine geachtete Stellung zu sichern. Daß der Baron Fortunata so rasch in die höchsten Kreise eingeführt und dort so gern mit ihr erschien, war ihm die sicherste Bürgschaft für das dauernde Glück des liebenden Paares.

Haindorf wußte sehr gut, wie tief die Eitelkeit eines Weltmannes verletzt wird, wenn die Erwählte des Her-

zens in den Salons nicht den Eindruck macht, den er gehofft; er war deßhalb sehr glücklich darüber, daß der Baron mit solcher Sicherheit seinen gefundenen Schatz der Welt zu zeigen wagte und nicht müde wurde, mit strahlenden Augen davon zu erzählen, welch gerechtes Aufsehen Fortunata überall mache und wie man ihn von allen Seiten beneide.

Als Mann verstand der Commerzienrath weit besser diese Empfindungen zu würdigen, die auf Fortunata nicht den mindesten Eindruck machten; er kannte sehr genau, daß selbst die glühendste Liebe dieses Zurückspiegeln fordert und sich ihres Glückes erst vollkommen bewußt wird, wenn es die Welt anerkennt und wirklich für ein Glück zu halten beliebt. Wie oft sanken die Gefühle eines Mannes nur deßhalb auf den Gefrierpunkt, weil er zu seiner Bestürzung bemerkte, daß die gefeierte Göttin den Anderen sehr sterblich und unbedeutend erschien und die Wahl seines Herzens nur ein spöttisches Lächeln, ein allgemeines Bedauern hervorgerufen. Es gibt nur wenig Männer, deren Gefühl unter dieser herandringenden äußeren Kälte nicht fällt und erstarrt und die ruhig die Wärme ihres Herzens bewahren, weil das Urtheil der Welt bis zu ihrem Innersten nicht zu dringen vermag.

Seinerseits wollte der Commerzienrath all seine Kraft einsetzen, dies Glück noch fester zu schmieden. Je reicher, glänzender er seine Tochter ausstatten, je mehr er seine Zusagen übersteigen konnte, je mehr mußte der Baron einsehen, daß seine Wahl nach allen Seiten hin

eine vortreffliche war, und dies konnte nur beitragen, das Glück ihrer Ehe zu sichern.

Er mußte jetzt seine Anstrengungen verdoppeln — die Aristokratie sollte die überraschende Entdeckung machen, daß ein schlichter Fabrikbesitzer seiner Tochter eine wahrhaft fürstliche Stellung zu sichern vermochte; das war sein Stolz — der Gedanke, der ihm nicht mehr Ruhe ließ, der ihn Tag und Nacht verfolgte und ihn zu noch kühneren Specnlationen als je zuvor beständig anspornte.

Fortunata hatte von einem reizenden Landhause gesprochen, das sie in der Nachbarschaft Berghofs bemerkt und dabei geäußert, wie angenehm es sein würde, künftig einmal in der Nähe Klara's eine Sommerwohnung zu haben, und der Commerzienrath hatte sofort die Besitzung angekauft und seiner Tochter damit ein Geschenk gemacht.

Auf den Baron blieb eine solche „Noblesse" nicht ohne Eindruck; der Mann mußte doch mit seinem Eisenkram ein ungeheures Vermögen zusammenschlagen, denn er kannte den Werth der Villa sehr genau, sie hatte mindestens 80,000 Thaler gekostet. Seine Achtung für den künftigen Schwiegervater stieg damit und zwischen den Beiden entwickelte sich in der That ein äußerst gemüthliches Verhältniß.

Der Commerzienrath machte nicht an Eugen diese hohen Ansprüche, er fand im Gegentheil immer mehr Gefallen an ihm und bewunderte die glückliche Wahl seiner Tochter, und wenn er sich bis auf den Grund seiner Seele geprüft hätte, würde er bekannt haben, daß es doch

seinem Stolze schmeichelte, einen Baron zum Schwiegersohn zu haben.

Fortunata bemerkte, wie sehr ihr Vater mit Eugen zufrieden war, und deßhalb durfte sie vollends nicht verrathen, wie trübe es in ihrem Herzen aussah. Er war stets des Lobes voll, wenn er von seinem Schwiegersohne sprach, und wurde nicht müde, ihn als einen wahrhaft musterhaften Menschen zu bezeichnen, der ihm die beste Bürgschaft gebe, daß er sein Kind vollkommen glücklich machen werde.

Baron Berghof verstand aber auch die Kunst, seine Anschauungen, sein Benehmen den Anforderungen Anderer anzupassen, im höchsten Grade.

Wenn er mit dem Commerzienrath in Berührung kam, dann kehrte er den Edelmann heraus, der alles Gemeine, Niedrige fern abweist, der sich durch die Kälte seines Blutes die Reinheit seiner Sitten geschützt, ein wenig hochmüthig gerade seines Weges geht und dem Täuschung und Trug unbekannte Dinge. Wie auch der Commerzienrath sich sonst seinen klaren scharfen Blick bewahrt und sich einer großen Menschenkenntniß rühmen konnte, diesem in allen Künsten der Verstellung und Heuchelei bewanderten Diplomaten gegenüber kam er doch zu kurz und vielleicht wurde sein Urtheil dadurch schon bestochen, daß seine Tochter diesem Manne ihre Liebe geschenkt, und wie er bemerken konnte, von dem Baron auch leidenschaftlich wieder geliebt wurde.

Wie litt bereits Fortunata unter dem Glück, das ihr geworden und das sie beständig zu zeigen hatte! Ihre

hohe stolze Seele, die jede Verstellung gehaßt, mußte immer mehr zu demselben Comödienspiel ihre Zuflucht nehmen, das ihr stets an Anderen so entstellend und widerwärtig erschienen.

In den ersten Tagen ihrer Verlobung war ihr freilich noch nicht dieser Zwiespalt zwischen dem früheren Ideal und der Wirklichkeit zum Bewußtsein gekommen. Diese glückliche Brautzeit ist ja ein einziger Frühling, der Alles unter Rosen begräbt. . . Wie im Rausche verflossen die Stunden — Alle wünschten den beiden Glücklichen Glück — überall begegnete sie nur strahlenden Augen, lächelnden Lippen, theilnahmsvollen Herzen. Wie da die Seele eingewiegt wird und Welt und Leben nur noch durch ein Prisma sieht! . . .

Eugen war so aufmerksam, selbst in den geringsten Aeußerlichkeiten, seine Gedanken schienen sich nur darum zu drehen, ihre Zufriedenheit zu erwerben, und so nahm sie es unter Anderm höchst günstig auf, daß er die Reihe der üblichen Vorstellungen bei ihren eigenen Verwandten und Freundinnen begann.

Auch der Commerzienrath zeigte darüber eine große Befriedigung und war ganz besonders erfreut, daß sein künftiger Schwiegersohn so wenige Vorurtheile besaß und nicht das mindeste Bedenken trug, dem Oheim zuerst seine Aufwartung zu machen, dessen fortgeschrittene Gesinnung allgemein bekannt war. Er hätte es dem Ministerialrath nicht einmal verargt, wenn er einem solchen Gegner doch für den Anfang ein wenig ausgewichen wäre. Schon

diese bedeutende Concession übte auf den Commerzienrath den vortheilhaftesten Eindruck.

Der wackere Abgeordnete fühlte sich ebenfalls nicht wenig geschmeichelt, denn Baron Berghof konnte nicht umhin, ihm zu verrathen, daß er der Erste sei, dem sich das glückliche Brautpaar vorstelle.

Herr Haindorf zog die Verlobten stürmisch an seine breite Brust und rief dann die kleine Juliette herbei, damit sie an diesem Familienfest ihren Antheil nehme.

Er mußte warten, denn die theure Gattin hatte noch Toilette zu machen und die Pause benutzte er rasch, um in kräftigen beredten Worten das Glück der Ehe zu preisen und seine lebhafte Freude auszusprechen, daß gerade ein solch trefflicher liebenswürdiger Mann wie der Baron seine schöne Nichte heimführe.

„Trotzdem wir ganz verschiedene politische Standpunkte haben," setzte er scherzend hinzu, „hat uns doch sofort ein Zug der Seele verbündet und ich bin glücklich, einen solchen Ehrenmann als meinen Neffen begrüßen zu dürfen. Ich hoffe, Sie werden mein Haus stets als das Ihre ansehen und mich recht oft mit Ihrem Besuche beehren. Ich habe mich bei Rainer fortwährend nach Ihnen erkundigt."

Der Baron benützte diese Gelegenheit, nach seinem „theuren Freunde" sehr theilnahmsvoll zu fragen.

„Sie wissen, daß er sich während des Sommers ebenfalls an den See geflüchtet und er hat sich seitdem bei uns nicht mehr blicken lassen. Wir mußten ihm eines schönes Tages dort einen Besuch machen, um nur zu er=

fahren, wie er sich befinde, denn meine gute Juliette hatte die Nacht vorher schlecht von ihm geträumt und ängstigte sich, daß er krank sein könne. Haha, er war so gesund wie ein Fisch im Wasser — aber freilich hatte er keine Zeit, in die Stadt zu kommen, denn wie meine kluge Juliette ausgekundschaftet — o, die Frauen übertreffen in solchen Dingen den verschlagensten Polizeispion — machte er ein Bischen der kleinen Wertheim den Hof — doch da kommt meine Gattin selbst, lassen Sie sich von ihr das Weitere berichten."

Frau Haindorf kam nicht gern mit Fortunata in Berührung, es erinnerte sie immer an ihre Vergangenheit, obwol die Tochter des Commerzienraths viel zu feinfühlig war, dieselbe mit einem Worte zu berühren, und die ehemalige Nähterin wußte nicht, wie sie sich gegen das junge Mädchen benehmen solle, das ihr einst Arbeit und einen reichlichen Verdienst gegeben.

Ein gemüthliches Verhältniß hatte sich zwischen ihnen nicht herausgestellt, denn Frau Haindorf nahm jetzt für Hochmuth, was bei ihrer jungen Verwandten nur ein Ausfluß natürlicher Kälte und Zurückhaltung war.

Gegen die Nähterin hatte sich Fortunata stets freundlich, aufmerksam und theilnahmsvoll gezeigt, wie sie für ihre Dienerinnen und die arbeitende Classe überhaupt das reinste Wohlwollen hegte — jetzt war die arme Julie die Frau des Abgeordneten Haindorf, ihre Tante geworden, und nun behandelte sie dieselbe mit jener Zurückhaltung, die sie für Ihresgleichen stets bewies, während die Letztere

in diesem veränderten Benehmen nur einen unerträglichen Hochmuth fand.

Heute aber eilte sie doch mit ausgebreiteten Armen auf die Braut zu und küßte sie zärtlich auf die Stirn. In ihrer großen Freude hatte sie für den Baron keine Augen.

Die kleine Juliette wußte sich in der That äußerst geschmackvoll zu kleiden; sie sah wieder sehr gut aus in dem hellseidenen Gewande, das ihre starken Formen weniger hervortreten ließ.

Der Baron musterte sie mit halb gleichgiltiger, halb lebhafter Bewunderung, wie etwa ein flüchtiger Reisender ein berühmtes Bild betrachtet, und trotzdem Frau Haindorf mit Fortunata eifrig sprach, erröthete sie unter diesem Blicke doch und ihr Athem ging rascher.

„Ich hoffe, verehrte Frau, Sie werden nun Ihre ungerechten Vorurtheile gegen den Adel ablegen, nachdem sich ein Adeliger in Ihre Familie eingeschlichen," wendete er sich scherzend zu ihr, und noch ehe sie eine Antwort fand, rief der wackere Abgeordnete unter herzhaftem Gelächter:

„Sehr gut! Ja, Ihr müßt bessere Freunde werden, das kann Alles nichts helfen." Rasch ergriff er die Hand seiner Frau, um sie zur Besiegelung dieses Bündnisses in die des Barons zu legen.

Sie wollte ihre Hand zurückziehen, doch Haindorf achtete diesmal nicht auf ihren abmahnenden Blick, der Baron streckte bereits mit weltmännischer Feinheit seine

Rechte nach ihr aus und jetzt ruhten Beider Hände in einander.

Ein Zittern ging durch ihren ganzen Körper; Eugen fühlte, daß die Hand Juliettens eisig kalt war und er sagte lächelnd:

„Sie entschlossene Demokratin müssen sich schon mit Ihrem künftigen Vetter aussöhnen."

„Ich hoffe, Sie werden Fortunata glücklich machen und dann will ich gern meine Vorurtheile aufgeben," entgegnete sie leise, ohne den Blick zu ihm zu erheben.

Der Baron hätte ihr kaum eine solch kluge Antwort zugetraut.

„Fürchten Sie nichts; wer eine Fortunata gewonnen, muß glücklich sein und glücklich machen," erwiderte er mit Betonung.

„Bravo, bravo!" rief der wackere Abgeordnete entzückt, und er konnte nicht umhin, er mußte seine kleine Juliette umarmen, sie war doch das edelste, herrlichste Geschöpf der Erde, und Frau Haindorf lehnte sich heute so innig an ihn an, als suche sie bei ihm Schutz und Hilfe.

„Kinder, nehmt Euch ein Beispiel an uns!" sagte er dann beim Abschiede. „Ja, die Araber haben Recht, das Paradies eines Mannes ist sein Haus," und er zog noch einmal das Brautpaar an seine Brust.

Noch an demselben Tage fand sich Rainer ein, um den Verlobten Glück zu wünschen, da er durch die ihm zugegangene Karte von diesem überraschenden Ereigniß

Nachricht erhalten. Er traf zufällig Eugen bei seiner Braut.

Der Maler zeigte sich heiter, lustig wie immer, nicht ein Hauch verrieth, wie es in seinem Innern aussehen mochte.

Fortunata war heute so glücklich, sie scherzte lebhafter als je mit dem Vetter, während sie an der Seite des Verlobten saß, und ihre zärtlichen Blicke bekundeten, wie tief und innig sie ihn liebte.

Der Baron kannte das Geheimniß seines Herzens und er mußte bekennen, daß Rainer eine achtungswerthe Selbstbeherrschung bewies.

„Unsere Salons werden den Rittern des Geistes immer offen stehen und ich rechne darauf, daß auch mein Vetter dort oft erscheinen wird," sagte Fortunata beim Abschiede.

„Später werde ich nicht fehlen, aber in diesem Winter möchte ich am liebsten noch einmal über die Alpen ziehen."

„Die Deutschen träumen doch ewig von Italien; auch der gute Curt wird diese Sehnsucht nicht los. Noch am letzten Tage sprach er davon."

„Und hast Du nicht auch zuweilen ein Heimweh gehabt nach jenem Sonnenlande?" fragte ihr Vetter.

„Lieber Freund, unser Lebens-Italien ist jetzt die Liebe," entgegnete Eugen mit dem ganzen Uebermuth des Siegers.

„Aber Italiens Herrlichkeit ruht unter Ruinen!"

wollte Rainer schon erwidern, besann sich jedoch und schwieg.

Noch einmal zeigte er sein harmlosestes Lächeln, reichte dann dem Brautpaar beide Hände und schied so ruhig wie er gekommen war.

Erst als er die Villa und die Fabrik hinter sich hatte und jetzt langsam auf der Straße dahin wanderte, veränderte sich der Ausdruck seines Gesichtes.

Er preßte die Hand auf die Brust und murmelte mit einem schweren Athemzuge: „Sei still, armes Herz!"

Doch es wurde nicht stiller darin — immer gewaltiger begann sich der Sturm zu erheben und das tiefste Leid grub sich in seine Seele.

Anstatt die gerade Richtung nach der Stadt zu nehmen, schlug er den Weg zum großen Parke ein, der in einem weiten Bogen dahin zurückführte.

Und nun suchte er die einsamsten Stege auf, um seinem Schmerze Luft zu machen.

Es war zur Mittagszeit und dieser entlegene Theil des Parkes von Menschen wie reingefegt.

Die alten mächtigen Bäume ließen bereits das Blau des Himmels deutlicher hindurchschimmern und einzelne zu früh verwelkte Blätter lagen schon am Boden.

Er lehnte sich an einen Baum und starrte lange zur Erde.

„Le temps emporte sur son aile
Et le printemps et l'hirondelle,
Et la vie et les jours perdus;
Tout s'en va comme la fumée,

L'espérance et la renommée,
Et moi qui vous ai tant aimée,
Et toi qui ne t'en souviens plus!"

Er murmelte die schwermüthigen Verse vor sich hin, die ihm heute in seiner düsteren Stimmung unwillkürlich ins Gedächtniß zurückkamen.

„Nein, ich will nicht den Kopf hängen lassen," ermunterte er sich selbst, „ich habe ja noch meine Göttin, die Kunst, und ich darf nicht mehr fordern. In den großen Kämpfen der Natur wie in denen des Menschenherzens ist stets ein Ausgleich vorhanden. Das Mädchen, das den Mann mit den Waffen ihrer Schönheit unterjocht, gebraucht sie nur, um ihn elend zu machen; die Frau, die einen ganzen Himmel voll Liebe zu geben vermag, ist verblüht und besaß wol niemals körperliche Reize. Wir müssen in dieser schäbigen Welt jeden Genuß bezahlen mit der Aufopferung eines Glückes und jedes Glück mit der Hingabe eines Genusses!"

Er setzte sich wieder in Bewegung, strich mit der Hand über die Stirne und fuhr in seinem Selbstgespräche fort:

„Bah, nun weiß ich wenigstens, daß mir dieses Herz für immer verloren ist und daß ich ein Narr war, in dem stillsten Winkel meiner Brust noch eine Art Hoffnung zu hegen, jene wunderlichen Keime, die immer wieder hervorsprießen, so oft man sie auch niedergetreten. Jetzt ist es aus — ich bin ganz frei und nun werde ich weit Besseres und ungestörter schaffen, denn nun hast du nichts mehr

mit drein zu reden, du wunderlicher Muskel, den die Thoren „Herz“ nennen.“

Mit hastigen Schritten setzte er seinen Weg fort. Er wollte ein Lied vor sich hinsummen, aber kein Ton kam über seine Lippen.

„Und gerade diesem Menschen sollte ein solch glänzendes Loos zufallen? So muß man also aussehen, um ein Mädchen wie Fortunata zu gewinnen? O, diese tolle Welt! Sie machte die höchsten Ansprüche, fand selbst Siegbert nicht ihrer würdig und begnügt sich mit diesem frivolen Burschen, der wie Lovelace auch keinen anderen Wunsch hegt, als seine seidene Strickleiter um jeden Balcon zu befestigen. Ich weiß, wie leer und hohl der zierliche gewiegte Diplomat ist, und wenn er wirklich noch ein Bouquet in seinem Herzen hat, so ist es sicher von gemachten Blumen.“

„Wäre es nicht meine Pflicht, sie zu warnen?“ fuhr er in seinen Grübeleien fort. „Würde sie mir glauben? Wie vermöchte ich ihr zu beweisen, daß der gewandte Schauspieler in diesem Augenblicke den Romeo spielt und sein Herz noch einmal zu galvanisiren sucht, vielleicht weil ihm selbst vor der Todeskälte graut, in der es sich schon befunden hat? Sie würde mich für den ärgsten Verleumder halten, mich verächtlich von ihrer Schwelle weisen. Das ist ja die Macht der Liebe, daß sie blind vertraut, und gerade die hohen stolzen Seelen sind am leichtesten zu täuschen. Wie ich nun einmal das Menschenherz kennen gelernt habe, halte ich es am ungelehrigsten; es will

Alles leidvoll selbst erfahren. Arme Fortunata, wie schmerzlich wird Dein Erwachen sein!"

XXII.

Wenn Banquier Wertheim gehofft hatte, daß es nur eines Ortswechsels bedürfe, um seine Tochter zu zerstreuen und zu erheitern und der langweilige See allein ihre Traurigkeit vermehre, so hatte er sich geirrt. Leonie zeigte sich in der Residenz noch schwermüthiger und trauriger als in ihrer Sommerwohnung.

Niemals war ihr das Elternhaus so unheimlich und düster vorgekommen als nach ihrer Rückkehr; es dünkte ihr wie ein Gefängniß.

Das große stattliche Gebäude befand sich nicht im eigentlichen Geschäftsviertel, aber doch in einer sehr belebten Straße und die hinteren Fenster gewährten die Aussicht auf den Fluß, der mit seinen Kähnen, der nahen Brücke und dem hier herrschenden geschäftlichen Treiben die reichste Abwechslung bot.

Wie gern hatte Leoniens Blick auf diesem bunten farbenreichen Bilde geruht, das besonders Abends, beim Schimmer von zahllosen Gasflammen, die sich phantastisch im dunklen Flusse spiegelten, einen ganz andern, beinahe poetischen Eindruck machte. Ihre leicht bewegliche Seele versetzte sich dann an die Ufer der Lagunenstadt und verlor sich in die wunderlichsten Träumereien.

Jetzt that ihr das Geräusch, das wilde wüste Treiben förmlich wehe.

Wenn sie von ihrem reizend eingerichteten Zimmer auf dieses Menschengewühl starrte, dann fühlte sie sich davon beunruhigt und entsetzt. Alles stürzte so hastig vorüber, als ob kein Augenblick zu verlieren sei.

Was trieb diese Leute vorwärts? Jeder von ihnen schien etwas erhaschen zu wollen, in fieberhafter Unruhe irgend einem Ziele nachzujagen. Was suchten sie? Das Glück, das trügerisch immer vor uns hergaukelt und das Keiner erreicht . . . Warum hielten sie nicht eine Secunde still, um Athem zu holen und darüber nachzudenken, wie vergeblich all ihr Mühen sei? Wohin eilten sie? — Und der Strom war endlos, immer neue Menschen drängten sich heran, vorüber, um zu verschwinden . . .

Und lebten sie Alle wirklich, die wie zu einer einzigen Menschenwoge sich zusammenballten? Waren es nicht bloße Schattenbilder, die immer wieder auftauchten und den alten Trug vor die Seele führten? In der folgenden Secunde stürmen Andere über die Brücke und morgen, übermorgen, in zehn, zwanzig, vielleicht in hundert Jahren dasselbe Schauspiel, dieselbe Hast und Unruhe, dieselbe Jagd nach Glück, nach trügerischen Erdengütern, die im nächsten Augenblick schon der zuckenden Hand entfallen . . .

Leonie hatte nicht umsonst Schopenhauer gelesen. Die Gläser, durch die sie jetzt die Welt betrachtete, gewährten ihr nur düstere zerrissene Bilder, die ihre Schwer-

muth erhöhten, ihr vollends die letzte Lebensfreudigkeit raubten.

Vergeblich wendete Banquier Wertheim Alles an, sein Kind, die Leonie zu zerstreuen.

„Willst Du nicht zur großen Parade fahren? Alles wird dort sein, die gebildete Welt. — Warum willst Du nicht die „Uriella" besuchen? Mein Freund Oppenheimer hat mir gesagt, solche Herrlichkeit ist auf dem Theater noch nicht dagewesen. Morgen singt die berühmte Adeline Patti — sie bekommt für jeden Abend sechstausend Thaler, aber ihre Stimme soll das edelste Metall sein — Leonie, Du mußt hingehen — Du liebst die Musik und Du kannst italienisch und Du wirst der Patti nachsingen, denn Du hast eine herrliche Stimme und dann hab' ich auch was von der italienischen Oper."

Aber sie schüttelte zu all diesen „Anregungen" nur traurig das Haupt und verzichtete auf jene Genüsse, die sie früher in einen förmlichen Rausch versetzt.

Da kam die Verlobungskarte Fortunata's und sie rüttelte Leonie ein wenig aus ihrem stumpfen Trübsinn auf, um in ihrem Herzen desto schmerzlichere Empfindungen zu wecken. Die stolze Fortunata die Braut des Barons Berghof, den sie jahrelang gehaßt und verabscheut — welches Wunder hatte dort die Liebe hervorgebracht! Und während die Freundin so überraschend schnell das höchste Glück fand, hatte ihr das grausame Schicksal alle Hoffnungen zerschlagen . . . Es war nicht eigentlicher Neid, den sie empfand, aber sie konnte sich eines bitteren Ge-

fühles nicht erwehren, wenn sie daran dachte, wie arm sie gegenüber dieser echten Fortunata geworden.

Die Freundin hatte unter die Karte geschrieben: „Wir werden morgen schon Dir persönlich unsere Aufwartung machen,“ und Leonie mußte sich heute noch gehörig ausweinen, um wenigstens morgen ein ruhiges lächelndes Antlitz zu zeigen.

Für Fortunata war dieser erste Besuch etwas peinlich, sie fürchtete den Uebermuth Leoniens, der sie mit ihrer raschen Gefühlswandlung necken würde und sie war gegen solch unzarte Berührungen sehr empfindlich.

Wie erstaunte sie daher, als sie die Freundin ganz verändert fand! Kein triumphirendes Lächeln spielte um ihre Lippen. Mit der vornehmen Ruhe einer Dame der großen Welt empfing Leonie das Brautpaar.

Sie war ganz allein.

Banquier Wertheim hatte sich durch den angemeldeten Besuch von seinem Gange zur Börse nicht abhalten lassen und Philippine war nicht ganz wohl; sie hatte um ihres Alexander's willen mit ihrem Vater einen letzten Kampf durchgefochten und wol als Siegerin das Schlachtfeld behauptet, aber das stürmische Wortgefecht hatte sie doch zu sehr aufgeregt, sie mußte heute das Bett hüten.

Siegbert dagegen mochte wenigstens heute Fortunata nicht wiedersehen.

Die überraschende Nachricht hatte sein Herz nicht in solch stürmische Bewegung gesetzt wie das seines Freundes. Die Liebe zu Fortunata war bereits erloschen, wenn er sie überhaupt geliebt. Er glaubte jetzt selbst, daß ihn an

das stolze, ideal gesinnte Mädchen nur eine vermeintliche Verwandtschaft des Geistes gefesselt und dies Band sich gelöst habe, als er gefunden, wie sie nicht in Allem mit einander übereinstimmten.

Er brauchte mehr als diese kalte regungslose Schönheit, die wie eine unnahbare Göttin nur in seltenen Augenblicken zu den Menschen herabstieg und an ihren irdischen Schmerzen und Freuden Antheil nahm; er brauchte ein warmes, rasch pulsirendes Herz, einen lebhaften Geist und eine sich innigst an ihn anschmiegende, fein gebaute Seele, und jubelnd gestand er sichs, er hatte diesen kostbaren Schatz bereits gefunden.

Anstatt davon schmerzlich getroffen zu werden, nahm der junge Doctor diese Verlobungsnachricht mit einer gewissen Befriedigung auf.

Ein Mädchen, das ihr Herz an diesen leeren eitlen Weltmenschen verlieren konnte, sank vollends in seiner Achtung. Wäre Fortunata wirklich die hohe große Seele gewesen, für die er sie früher gehalten, sie hätte nimmermehr diesem innerlich hohlen Burschen eine warme Theilnahme, geschweige ihre Hand geschenkt. Sicher hatte sie nur „der Baron" geblendet und vielleicht auch das gewandte glatte Auftreten dieses gewiegten Diplomaten. Wie durfte ein wirklich stolzer Geist sich durch liebenswürdige Phrasen, durch leere Schmeicheleien völlig unterjochen lassen! — Für Siegbert gehörte deßhalb die ehemalige Fortunata der Vergangenheit an, ihr konnte er noch eine herzliche Erinnerung schenken, die jetzige Fortunata vermochte nicht mehr seine Theilnahme zu erwecken.

Auch der Baron war erstaunt über das veränderte Auftreten Leoniens.

Sie äußerte wol ihre herzliche Freude über das Glück der Freundin, aber von ihrer früheren übersprudelnden Lebhaftigkeit war nicht die Spur vorhanden. Die dunklen, sonst so unruhig blitzenden Augen waren wie verschleiert und selbst unter ihrem freundlichen Lächeln verbarg sich nur mühsam ein heimlich Leid.

Fortunata konnte diese Stille nicht begreifen. Was hatte überhaupt Leonie zur Philosophin gemacht?

Sie heute danach zu fragen, wagte sie nicht, aber sie flüsterte ihr beim Abschiede zu:

„Ich erwarte Dich recht bald bei mir, wir haben ja so viel mit einander zu plaudern und Du mußt mir auch Dein Herz ausschütten."

„Ah, Du bedarfst jetzt meiner nicht, Du bist ja so glücklich!" entgegnete Leonie ausweichend und senkte den Blick zur Erde, weil sie die Thränen verbergen wollte, die ihr unwillkürlich ins Auge getreten.

„Und weißt Du nicht, daß gerade der Glückliche eines Herzens bedarf, in das er Alles ausjubeln kann? Und in welches Herz könnte ich williger mein Glück, meine Seligkeit niederlegen, als in das meiner theuren Freundin! Nein, Du mußt kommen," sagte Fortunata ungewöhnlich herzlich und schloß Leonie noch einmal in die Arme.

„Ich werde Deiner freundlichen Einladung später gern folgen," preßte Leonie mühsam hervor, und Fortunata warf noch einen erstaunten, schmerzlich betroffenen

Blick auf die Freundin, die sich förmlich kühl aus ihren Armen wand, jetzt noch einmal dem Brautpaar zulächelte, sich vor dem Baron tief verbeugte und dann etwas hastig ein letztes Lebewohl flüsterte.

Fortunata nahm von diesem Besuche den schmerzlichsten Eindruck hinweg; sie konnte nicht länger zweifeln, Leonie wurde vom heftigsten Neide verzehrt und vermochte ihr nicht das unerwartete Glück zu gönnen.

Wenn sie sich ihrer früheren Gespräche, ihres Benehmens erinnerte, glaubte sie den Schlüssel zu ihrer jetzigen Kälte gefunden zu haben.

Gewiß hatte sie trotz ihrer heimlichen Liebe zu Rainer sich auch für Eugen interessirt, sich vielleicht sogar mit Hoffnungen geschmeichelt, und wie hätte nicht der herrliche Mann auf die schwärmerische Freundin einen tiefen Eindruck machen sollen! Ja, dadurch allein war ihre philosophische Schwermuth und ihre heutige äußerst kühle Zurückhaltung zu erklären.

Dennoch berührte diese Entdeckung Fortunata auf das Schmerzlichste. Sie würde an Leoniens Stelle neidlos die glücklichere Freundin an das Herz gezogen haben.

Da war ja schon wieder ein Wesen, das die Feuerprobe nicht aushielt! War es ihr wol zu verargen, wenn sie immer mehr sich gegen die Welt abschloß und nur noch für die beiden einzigen Menschen lebte und athmete, die weit über die Anderen emporragten — für den Vater und für Eugen? —

Kaum hatten sich die Verlobten entfernt, da er-

schien Siegbert. Er fand die Schwester in Thränen schwimmend.

„Armes Kind,“ sagte er theilnahmsvoll und strich zärtlich über ihr schwarzes Haar, „welch harten Zwang bürdet uns das gesellschaftliche Leben mit seiner nothwendigen Lüge auf! Wir müssen lächeln, wo uns das Herz in Stücke zu brechen droht. Das war eine schwere Stunde für Dich, ich wußte es.“

Sie warf sich schluchzend an die Brust des Bruders.

„Ja, Du hast Recht, Siegbert, es war eine schwere Stunde, aber ich habe muthig Stand gehalten und nur jetzt bin ich schwach geworden. Für Alle kommt ja endlich ein Sonnenschein, nur in mir bleibt es auf immer Nacht.“ Und sie weinte von Neuem.

Der Bruder ließ diesen Sturm des Herzens austoben, er wagte kein Trosteswort, denn er wußte, daß es doch vergeblich sei, und erst nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte, begann er von Neuem:

„Wie fandest Du die glückliche Braut?“

„Nur mit sich beschäftigt, wie alle Glücklichen,“ entgegnete sie mit trübem Lächeln.

„Du hast Recht, aber ich will eine rühmliche Ausnahme machen und auch Dir die alte brüderliche Theilnahme bewahren. Du darfst Dich nicht länger diesem seelentödtenden Trübsinn überlassen.“

„Und gehörst Du schon zu den Glücklichen? Ach, auch Dir wird bald der goldene Traum zerrinnen!“

„Ich weiß, Leonie, was Du damit sagen willst, aber

ich fürchte nichts, denn ich bin ein Mann und werde wacker mit dem Schicksal kämpfen."

Die Schwester schüttelte traurig das Haupt.

„Wir wollen diese Bildersprache aufgeben," fuhr Siegbert lebhaft fort; „ich weiß, Du hast längst das Geheimniß meines Herzens errathen. Ja, ich liebe Concordia und ich glaube mich nicht zu täuschen, ich werde von ihr wieder geliebt, und wenn eine tiefe, heilige Liebe sich zweier Herzen bemächtigt hat, dann werden sie auch stark genug, den Kampf mit einer ganzen Welt aufzunehmen."

„Und denkst Du, daß der Professor Einem unseres Glaubens seine Tochter geben wird?"

„Nein, aber einem Christen darf er die Hand Concordia's nicht verweigern."

„Du wolltest Christ werden?" fragte Leonie hastig. Die Wendung, die ihr Gespräch nahm, rüttelte sie doch ein wenig aus ihrem Trübsinn auf.

„Kennst Du nicht die Ansichten des Vaters? Er wird Dir als einem Abtrünnigen ebenfalls fluchen!"

„Wenn er den Muth dazu hat, immerhin," entgegnete der Bruder ruhig.

„Und Du selbst, wird Dir dieser Schritt nicht schwer fallen?"

„Nein," erklärte Siegbert mit großer Festigkeit. „Ich sage auch mit Nathan: Wir haben Beide uns unser Volk nicht auserlesen. Es wird hoffentlich eine Zeit kommen, wo man die Bande erweitern und sie als Religion der Menschheit um Christen, Juden und Ungläubige gemein=

sam schlingen wird. Was trennt uns denn noch? Aeußere Formen, nichts weiter. Jeder Glaube, der erzieht, läutert, veredelt, hat seine Berechtigung, führt nur auf anderen Stufen zu demselben Tempel der Religion der schönen, wahren Menschlichkeit, der reinsten Nächsten- und Gottesliebe."

Die Augen des jungen Mannes glänzten und unwillkürlich ruhten die Blicke Leoniens auf dem geliebten Bruder, der auch hier wieder in diesen Ansichten sich weit über die Menge erhob.

„Fürchtest Du nicht, daß der strenggläubige Professor gegen einen getauften Juden dasselbe Vorurtheil hegen wird?"

„Mag er es haben, er muß endlich dennoch nachgeben."

„Ach, theurer Siegbert, Du glaubst nicht, wie sehr ich wünsche, daß Du glücklicher sein mögest als ich," entgegnete Leonie mit großer Herzlichkeit; „Du kannst Dich wol auf Dich selbst und Deine Kraft verlassen, aber —"

„Ah, Du meinst, Concordia wird in diesem Kampfe zusammenbrechen?" fragte er lebhaft. „Wie wenig kennst Du sie! Ihre zarte Seele ist jedem Kampfe gewachsen. Nein, ich weiß es, unser Schicksal liegt allein in unsern Händen, in keines Anderen, und wer nur redlich kämpft und ringt, der kommt auch an jedes Ziel, und deßhalb, Leonie, darfst Du ebenfalls nicht länger den Kopf hängen lassen; wir müssen uns jedes Glück verdienen, und je schonungsloser sich uns das Schicksal in den Weg stellte,

je größer ist unsere Befriedigung, wenn wir uns dennoch den Weg freigemacht."

In Leoniens Augen begann es ein wenig aufzuleuchten; der kräftige Zuspruch des Bruders blieb nicht ohne Wirkung, aber dann neigte sie schon wieder das Haupt und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Für mich gibt es keine Hoffnung, ich bin dem Untergange geweiht."

„Nein, Leonie, in dieser unthätigen Schwermuth darfst Du nicht länger verharren, sie entwaffnet Dich vollends," ermahnte Siegbert. „Der Vater hat mit seinem Fluche und Enterbung gedroht, sobald Du Christin werden und Rainer heiraten willst. Er wird sicher sein Wort zurücknehmen, wenn ich mit einem Religionswechsel den Anfang mache."

Die Richtigkeit dieser Bemerkung leuchtete dem scharfen Verstande Leoniens sofort ein.

„Glaubst Du wirklich, daß der Vater endlich nachgeben wird?" fragte sie und ihre Augen hingen voll Erwartung an Siegberts Lippen.

„Ich bin davon fest überzeugt," erklärte dieser mit großer Bestimmtheit. „Du überschätzest ohnehin seine Festigkeit. Laß es nur wirklich einmal zur Entscheidung kommen und ich versichere Dich, er gibt seiner Leonie den väterlichen Segen und wenn er noch so sehr den Lear gespielt."

„Siegbert, Du schenkst mir das Leben wieder!" Sie warf sich jauchzend an die Brust des geliebten Bruders.

Das Feuer ihres Temperaments brach wieder in

gewohnter Heftigkeit hervor. Sie wollte jubelnd durch das Zimmer stürmen; plötzlich blieb sie stehen, und wie ein Vogel, der im Käfig das Fliegen verlernt hat, sagte sie niedergeschlagener als vorher: „Ach, ich darf nicht jubeln, denn ich bin nicht einmal seines Herzens sicher!"

„Wie kannst Du nur so muthlos sein! Fortes fortuna juvat! Dem Starken hilft das Glück. Das gilt überall, selbst in der Liebe."

Und als sie noch immer ein bedenkliches Gesicht machte, fuhr er beschwichtigend fort:

„Fortunata hast Du ja nicht länger zu fürchten und —"

„Fortunata!" rief sie ganz erstaunt.

„Nun, ich will Dirs nur gestehen," entgegnete der Bruder lächelnd, „wir haben Beide ganz insgeheim ein wenig für die kalte Schönheit geschwärmt, das ist jetzt vorbei und ich bin überzeugt, nach ihrer wunderlichen und ich kann wol sagen höchst charakteristischen Wahl ist Rainer ebenso vernünftig geworden wie ich."

„Aber die Baronin?" warf Leonie bedenklich ein.

„Bah, Rainer müßte nicht Maler sein, wenn er je für dieses hübsche Pastellgemälde etwas fühlen sollte; trotzdem würde ich es selbst gern sehen, wenn er seinen Wunsch verwirklichen und diesen Winter noch einmal nach Italien gehen könnte, inzwischen hätten wir hier die größten Schwierigkeiten beseitigt. Du siehst wenigstens, liebe Lolly, daß Du gar keine Ursache hast, Dich dem Pessimismus in die Arme zu werfen und daß ich redlich an Deinem Glück mit bauen will. Es war schon immer

mein Lieblingsgedanke, daß Rainer einmal mein Schwager werden solle. Er hat seine kleinen Schwächen, aber er ist doch im Grunde ein edler tüchtiger Charakter und wie lässig er sich auch der Menge zeigt, er wird sich dennoch an ein großes Ziel arbeiten und Du kannst seine beste und treueste Stütze werden."

Die Schwester hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu; sie hatte wieder auf ihrem Stuhle Platz genommen, stützte sinnend den Kopf in die Hand und gab auch jetzt noch keine Antwort. Plötzlich sprang sie auf, ihre Augen strahlten im alten Feuer:

„Ja, er muß fort, nach Italien! O, Siegbert, wie danke ich Dir! Du hast Recht, ich will nicht länger thatenlos verharren, ich will mir auch mein Glück erkämpfen!" Sie preßte die Hände über die Brust und stürmte in hastiger Bewegung durch das Zimmer.

„Was hast Du, Lolly?" fragte Siegbert verwundert.

„Das kann ich Dir nicht sagen," entgegnete sie geheimnißvoll, „aber ich habe jetzt Muth, neue Lebenshoffnung. Du hast mir den Weg gezeigt, den ich gehen muß, und sei ohne Sorge, ich werde nicht mehr ohnmächtig zusammenbrechen."

Sie war von Stund' an wie verwandelt, ihrem Herzen, das so lange trüb und traurig in einem Winkel gekauert, wuchsen neue Flügel, sie fand ihr Lächeln und ihre Heiterkeit wieder. Der alte Wertheim athmete auf; er freute sich über seine Weisheit, daß er von dem langweiligen See fortgegangen, der die Leonie allein verhindert, sich die dumme Geschichte aus dem Kopfe zu

schlagen. Einen guten Theil ihrer Verwandlung schob er auf die unerwartete Verlobungsgeschichte. Daß die Fortunata einen Baron bekommen, hatte sie gewiß aufgemuntert, in ihr die Lust geweckt, ebenfalls eine gute Partie zu machen.

Nun, wenn er auch dem Kinde, der Leonie, nicht einen Baron verschaffen konnte, so sollte sie doch den Sohn einer alten Firma haben, der es an Mosen und die Propheten mit einem Grafen aufnahm, und der Banquier Wertheim war der Mann dazu, der sich einen solchen Schwiegersohn kaufen konnte.

Hätte der alte Wertheim ahnen können, mit welch kühnen Gedanken sich sein romantisches Töchterchen trug, das selbstzufriedene glückliche Lächeln wäre auf seinen Lippen rasch wieder erstorben.

Die Wahlbewegung war noch nicht im vollen Gange und deßhalb hatte der rothe Meyer Zeit, seiner Philippine den gewohnten Nachmittagsbesuch zu machen. Trotz ihres Unwohlseins war sie aufgestanden und empfing Alexander mit dem freundlichsten Lächeln, ja er hatte sogar das Glück, seine Angebetete allein zu treffen.

Natürlich drehte sich das Gespräch um die große Tagesneuigkeit — die Verlobung des Barons mit Fortunata.

„Ich gönne meinem Lebensretter das schöne Mädchen, denn er ist ein Edelmann, und wenn ich auch zur Fortschrittspartei gehöre, muß ich doch bekennen, der Herr Baron Berghof ist ein Chevalier vom Scheitel bis zur

kleinen Zehe und ich begreifs wohl, daß alle Frauen in ihn verschossen sind.

„Nicht alle, Alexander," sagte Frau Goldschmidt und ihre kleinen Augen ruhten voll zärtlicher Bewunderung auf ihrem Jugendgeliebten.

Der rothe Meyer zog voll stürmischer Begeisterung die kleine fleischige Hand Philippinens an seine Lippen und rief strahlend vor Glück:

„Ja, Du bist die rühmliche Ausnahme, weil Du auch sagen kannst wie die hübsche Indianerin, die schon einen Geliebten hatte und die ein Anderer gern haben wollte: „Der Freund, den ich vor meinen Augen habe, verhindert mich, Dich zu sehen."

„Wie Du gelehrt bist, Alexander! Du solltest auch in der Kammer sitzen und Du würdest besser als Viele sprechen, die nur ohne alle Gesinnung darauf losschwatzen."

„Es macht mir keinen Spaß, Philippine," entgegnete er mit seligem Lächeln, der nicht wenig durch die hohe Meinung geschmeichelt wurde, die sie von ihm hegte. „Man muß für die drei Thaler vom Morgen bis in die Nacht schwitzen. Ich weiß, was ein Abgeordneter zu thun hat. Nein, ich will ein freier Mann bleiben." Und er warf sich in die Brust:

„Aber, Philippine, ich denke, wir treten nun auch mit unserer Verlobung vor und überraschen die Leute wie mein großmüthiger Lebensretter, der Baron und Fortunata."

„Der Vater hat nichts dagegen und Du kennst mein

Herz, Alexander, ich auch nicht. Ich hab' auch Opposition gemacht und liberal gewählt."

Ihre kleinen Augen ließen sich voll unendlicher Zärtlichkeit auf dem Antlitz des rothen Meyer nieder, der bei seinen Worten ein Knie vor ihr gesenkt hatte und die feurigsten Blicke zu ihr hinaufsendete.

„Ich weiß, wie Du gegen Deinen Vater hast kämpfen müssen, weil er reactionär ist, aber wir sind für den Fortschritt, Philippine, und wollen fortschreiten zu unserem Glück." Dabei erhob er sich wieder:

„Ja, wir wollen die Leute überraschen, aber ich denke, es wird gut sein, mit der Hochzeit bis nach der Wahl zu warten." Ehe sie etwas entgegnen konnte, fuhr er stürmisch fort:

„Nimm es nicht für Kälte, Stern meiner Augen, Du weißt, daß ich nicht die Stunde erwarten kann, wo ich endlich das Glück hab', die Perle zu besitzen, nach der ich viele Jahre geschmachtet; aber was würdest Du von mir denken, wenn wir jetzt Hochzeit machten und ich käm' in den ersten vier Wochen als junger Ehemann keinen Tag vor Mitternacht nach Hause?"

„Wir haben viele Jahre warten gemußt, wir können noch warten, bis die Wahl vorüber ist," entgegnete Frau Goldschmidt mit dem philosophischen Gleichmuth einer wohlbeleibten Frau.

Der rothe Meyer war glücklich über diese Weisheit, diese Liebe, die geduldig wartete, und das Brautpaar hatte nun so viel zu berathen und zu besprechen, daß die Stunden wie Minuten verflogen.

Sie waren noch im lebhaftesten Gespräch vertieft, da öffnete sich die Thüre und Leonie steckte ihren Kopf herein.

„Lieber Alexander, ich habe etwas mit Dir zu reden, willst Du mir heute auch einmal Deinen Besuch schenken? Ich erwarte Dich nachher auf meinem Zimmer.“ Mit einem freundlichen Lächeln und Nicken des Hauptes verschwand sie wieder.

„Was hat die Leonie? Sie ist ganz verwandelt, ich hab' sie so heiter nicht gesehen, seitdem —“. Er vollendete nicht und Frau Goldschmidt setzte sogleich hinzu:

„Ich weiß auch nicht, was mit ihr vorgegangen ist, aber seit der Baron Berghof ihr heute einen Besuch gemacht hat, ist sie wie ausgetauscht, und gestern lief sie noch mit verweinten Augen herum, weil sie die Karte bekommen hatte.“

Alexander konnte das gar nicht begreifen, seine Neugier war erwacht und nachdem er von seiner Braut Abschied genommen, eilte er zu seiner künftigen Schwägerin.

Leonie empfing ihn außerordentlich freundlich; sie hatte ihm zwar stets ihre verwandtschaftliche Zuneigung gezeigt, aber heute lag in ihrem Benehmen noch eine größere Herzlichkeit.

„Verzeihe mir, daß ich Deine ohnehin jetzt kostbare Zeit in Anspruch nehme,“ begann sie sogleich, „doch ich kenne Niemanden, an den ich mich so vertrauensvoll wenden könnte als an Dich, lieber Alexander, denn ich weiß, daß Du Dich für die kleine Leonie gern in Bewegung

setzest und daß ich auf Deine Verschwiegenheit wie Deine Klugheit rechnen darf."

Der rothe Meyer fühlte sich durch diese Anrede nicht wenig geschmeichelt. Es war heute ein Tag des Glückes. Er legte seine beringte Hand auf die kostbare Stickerei seines Oberhemdes und sagte nicht ohne Pathos:

„Du kannst auf mich zählen, Leonie, für meine Freunde gehe ich durchs Feuer."

„Du mußt mir feierlich versprechen, daß Du erfüllen wirst, um was ich Dich bitte," fuhr sie fort und ergriff seine Hand.

Ohne sich zu besinnen und ohne über die Tragweite eines solchen Gelöbnisses weiter nachzudenken, schwur er ihr in den lebhaftesten Ausdrücken, daß er mit Freuden Alles thun werde, was sie von ihm fordere.

Sie nickte befriedigt mit dem Kopfe, griff dann rasch nach einem Kästchen, das auf ihrem Toilettentische stand und es öffnend, begann sie von Neuem:

„Du verstehst Dich ja auf Alles, also auch auf Diamanten. Wie hoch schätzest Du diesen Schmuck?"

Die rollenden Augen des rothen Meyer fuhren mit Kennerblick über die Brillanten hinweg.

Er wiegte ein wenig den Kopf hin und her, dann sagte er langsam:

„Nun, das ist unter Brüdern zweitausend Thaler werth, aber Onkel wird dafür mindestens das Doppelte bezahlt haben."

„Und glaubst Du wirklich, daß Dir ein Juwelier

zweitausend Thaler dafür zahlen werde?" fragte Leonie in freudiger Hast.

„Ich glaube nicht nur, ich weiß es, und der Mann wird dabei ein glänzend Geschäft machen." Er nahm das Kästchen in die Hand und liebäugelte mit den prächtigen Steinen.

„Alexander, Du mußt mir diesen Schmuck verkaufen und zwar so rasch als möglich; aber Niemand darf ein Wort davon erfahren, Niemand! Hörst Du? Gib mir Dein Ehrenwort darauf."

Ihr Vetter wollte seinen Ohren nicht trauen, er blickte in sprachloser Verwunderung auf das junge Mädchen und schrie endlich ganz entsetzt:

„Verkaufen — diese Diamanten? Das wäre eine schlechte Handlung!"

„Pst, willst Du mich schon jetzt verrathen? Und hast Du mir nicht eben feierlich gelobt, mir Alles zu erfüllen, um was ich Dich bitten werde?"

„Aber bedenke doch, diesen herrlichen Schmuck zu verkaufen und heimlich! Ich kanns ja nicht über mein Gewissen bringen."

„So hältst Du Deinen Schwur? Und doch fordert Ihr Fortschrittsleute, daß Andere ihren Schwur ganz gewissenhaft halten sollen?"

Mit diesen vernichtenden Worten war der Widerstand des rothen Meyer entwaffnet, er fuhr sich bedenklich hinter die Ohren und rieb das von den Phrenologen dorthin verlegte Organ der Vorsicht, denn nun sah er zu spät ein, daß er blind und leichtsinnig ein Versprechen

abgegeben, das er um jeden Preis erfüllen müsse, und nach einem schweren Seufzer sagte er:

„Ich werde Wort halten, Leonie, denn ein echter Demokrat hält immer Wort; doch es ist traurig und es wird die Stunde kommen, wo Du bereuen wirst, daß Du von mir gefordert, diese herrlichen Diamanten heimlich zu verkaufen.“

Alexander warf noch einen schmerzlichen Blick auf die blitzenden Edelsteine, dann schloß er das Kästchen, als könne er den Anblick der Brillanten nicht länger ertragen und als werde es ihm dann leichter fallen, sie zu versilbern.

„Ich werde es nie bereuen,“ entgegnete Leonie und ihre Augen glänzten noch feuriger wie ihre Diamanten.

„Und warum willst Du den kostbaren Schatz verschleudern, für den der Oheim vor wenig Wochen schweres Geld gegeben hat?“

„Du sollst es bald erfahren, aber setze Dich und höre mich ruhig an,“ sagte Leonie; „erspare Dir auch jeden Widerspruch, denn mein Entschluß steht unerschütterlich fest.“ Die Kleine kreuzte dabei die Arme über die Brust und sah wie eine Heldin drein.

Der rothe Meyer folgte mechanisch ihrer Weisung und erwartete mit gespannter Aufmerksamkeit ihre Enthüllungen. Er hätte gar nicht gedacht, daß auch die Leonie so sicher auftreten könne.

„Du wirst also den Kram dort“ — und sie wies mit einer verächtlichen Handbewegung auf das Kästchen — „rasch verkaufen, womöglich morgen schon, und dann

begibst Du Dich sofort zu dem Maler Haindorf; er hat jetzt eben, wie er mir gesagt, ein Gemälde beinahe vollendet: „Adam und Eva". Du bietest ihm für das Bild dieselbe Summe, die Du für die Diamanten gelöst und —"

Obwol seine Verwandte ihm versicherte, daß jeder Widerspruch nutzlos sei, sprang er doch bei ihren Worten ganz entsetzt vom Stuhle auf und rief in höchster Aufregung:

„Leonie, Du weißt nicht, was zweitausend Thaler sind, dafür kann ich beinahe eine Galerie kaufen."

„Mache mich nicht ungeduldig!" Und sie stampfte ein wenig mit dem kleinen Füßchen. „Du hast einmal Dein Versprechen gegeben und mußt nun wörtlich ausführen, was ich wünsche."

Alexander senkte bekümmert das rothe Haupt. „Ich war sehr leichtsinnig, Leonie, es soll mir eine theure Lehre sein, daß ich künftig erst immer frage, was man eigentlich von mir will."

„Thue das, lieber Cousin!" lächelte das junge Mädchen übermüthig. „Aber jetzt bist Du einmal in meiner Gewalt und Dir bleibt keine andere Wahl, als mir willig zu gehorchen."

Ein Seufzer des rothen Meyer bestätigte die Wahrheit dieser Worte.

Leonie lachte laut auf, ihr Verwandter sah doch zu komisch aus; dann aber fuhr sie schon sehr ernsthaft fort:

„Du kaufst also das Bild ohneweiters, und wenn er selber staunt, daß Du ihm einen solchen Preis ge-

währst, dann sagst Du ihm, Du wollest ihm nur beweisen, daß der Bürgerstand auch etwas für die Kunst thun könne."

Wenn auch die ganze Geschichte eine unerhörte Schwärmerei blieb, begann Alexander trotzdem schon, sich mit diesem Auftrag zu befreunden. Den erhabenen Kunstfreund zu spielen, für ein einziges Bild zweitausend Thaler zu zahlen, kitzelte seine Eitelkeit. Was würde der junge Maler für Augen machen, wenn er ihm für sein Gemälde eine solche Summe aufzählte und ihm wirklich bewies, daß die Kassenscheine eines Juden ebenso gut wie die Friedrichsd'ors eines Barons! Wie hatte damals der junge Mann verächtlich gesprochen von der Fortschrittspartei und wie mußte er jetzt beschämt werden! — Aber was wollte die Leonie mit dem Bilde? Und wenn ihn der Maler einmal besuchte und er „Adam und Eva" nicht bei ihm fand?

Hatte sie seine Bedenken errathen? Noch ehe er sie aussprechen konnte, fuhr Leonie lebhaft fort:

„Natürlich mache ich Dir mit diesem Bilde ein Geschenk, Du kannst es für Deine Hochzeitsgabe halten"...

„Und was wird Dein Vater sagen, wenn Du nicht mehr die Brillanten hast?"

„Laß das meine Sorge sein, guter Alexander — entledige Dich meines Auftrages mit dem Geschick und der Feinheit, die Dir selbst Deine Feinde nachrühmen müssen," und sie lächelte wieder.

Auch das bedenkliche Gesicht des rothen Meyer verzog sich zu einem lustigen Grinsen, als habe die Heiter-

keit seiner Verwandten bei ihm ein verstärktes Echo gefunden, dann versank er in Nachdenken, um plötzlich auszurufen:

„Ich habs, Leonie! Wenn Du einmal diese Thorheit begehen willst, wollen wir sie mit diplomatischer Feinheit ausführen.“

„Du siehst selbst, daß ich mich mit diesem Auftrage an keinen Besseren wenden konnte.“

Der rothe Meyer nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Ich habe rasch meinen Plan entworfen und ich hoffe, Du wirst ihm zustimmen.“ Mit großer Selbstgefälligkeit fuhr er fort:

„Es wird besser sein, wenn ich ihm nicht direct sein Bild abkaufe, es könnte seinen Stolz verletzen, und wer weiß, ob er auf den Handel dann eingehen würde. Ich hab' gelesen, wie große Künstler solche Schrullen gehabt und manchmal das schönste Geld nicht angenommen, weil sie zu hochmüthig waren, und Rainer ist auch ein großer Maler und wir müssen vorsichtig sein.“

Leonie nickte eifrig mit dem Kopfe. Wahrhaftig, Alexander hatte ganz Recht, ihm war sicher zuzutrauen, daß er das glänzendste Gebot von der Hand wies, weil es vom rothen Meyer kam. Daran hatte sie gar nicht gedacht. „Und welchen Ausweg hast Du ausgesonnen?“ drängte sie hastig.

„Ich werde mich hinter einen Kunsthändler stecken, der glücklicherweise mein Freund ist. Der muß zu dem Maler hingehen und das Bild kaufen, aber er darf nicht sagen, daß es für mich ist, er muß ihm vorreden, daß

ein reicher Engländer von dem Bilde gehört hat und es um jeden Preis haben will."

„Köstlich, Alexander! Du verdientest, daß ich Dich umarme," jubelte das Mädchen und tanzte vor Entzücken durch das Zimmer.

„Thue es, Leonie!" rief der rothe Meyer und breitete schon seine Arme nach ihr aus.

Aber sie lachte nur und fuhr übermüthig fort:

„Du hast bereits Dein Paradies und Rainer's Bild mag Dich dann fortwährend daran erinnern, daß Du es nicht leichtsinnig verlierst."

„Der stolze Maler glaubt, nur der Adel könne etwas für die Kunst opfern, und was wird er für Augen machen, wenn er einmal sieht, daß sein Bild nicht in die Galerie eines Lords, sondern in die bescheidene Wohnung eines Kaufmanns gewandert ist, der dem Fortschritt huldigt! Er wird dann den Bürgerstand achten müssen, der zweitausend Thaler für „Adam und Eva" zahlen und das Leben eines armen Malers zum Paradiese machen kann."

In seiner stolzen Freude schien ihm gar nicht einzufallen, daß er sich auf Kosten eines Andern brüsten wolle und Leonie bestärkte ihn weislich in diesem aufblähenden Gedanken.

„Ja, das wird den stolzen Künstler doch ein wenig beschämen, aber vorläufig darf er nicht das Mindeste erfahren. Ich billige vollständig Deinen außerordentlich geschickten Feldzugsplan und erwarte, daß Du ihn ganz gewissenhaft ausführst."

Sie händigte ihm dabei das Kästchen ein und mit

der Hoheit einer Fürstin machte sie eine verabschiedende Handbewegung. Es lag ein so glücklicher Uebermuth in ihrem Auftreten, durch ihr Herz jauchzte nur der Eine Gedanke: „Rainer wird in diesem Winter nach Italien gehen und ich bin es, die ihn dahin schickt, die seinen sehnlichsten Wunsch verwirklicht ..."

Noch einmal verzog der rothe Meyer sein Gesicht in bedenkliche Falten; er hatte sich von der kecken Schwärmerin mit fortreißen lassen, jetzt aber, wo er das Kästchen in Händen hielt und nun diese phantastische Geschichte in Wirklichkeit verwandelt werden sollte, empörte sich von Neuem sein scharfer rechnender Verstand:

„Liebe Leonie, ich kann noch immer nicht glauben, daß es Dein Ernst ist; für solche Diamanten würde jetzt manche Eva gern ihr Paradies verlieren."

„Still, Alexander, keinen ferneren Widerspruch! Ich spiele diesmal Regierung und verlange unbedingte Unterwerfung. Bei meiner höchsten Ungnade hast Du auszuführen, was ich Dir auftrage; rasch mit dem Bettel in Deine Tasche und nun kein Wort weiter und das tiefste Stillschweigen gegen alle Welt!" Sie legte noch einmal den Finger an die Lippen und drängte den Schwankenden an die Thür.

„Aber Leonie — "

„Still, ich habe Dein Ehrenwort, und nicht wahr, Alexander, ich kann mich auf Dich verlassen, Du wirst es halten? Gelobe mirs noch einmal in meine Hand." Sie streckte ihm feierlichst ihre kleine Rechte hin; er konnte nicht anders, er mußte wacker einschlagen.

„Du hast das Ehrenwort Deines Vetters und Du weißt, das bricht er nie.“ Seine rollenden Augen sprachen noch deutlicher: „Lebe wohl, Leonie, verlaß Dich darauf, ich bin einmal in die Falle gegangen und werde mit Vorsicht handeln.“

„Ich wußte es schon, daß ich mich auf Dich verlassen konnte.“

Sie nickte ihm freundlich zu und dann verschwand mit einem halb erstickten Seufzer in der Brust und den Diamanten in der Tasche der rothe Fortschrittsmann aus dem Zimmer, während Leonie wieder an ihrem Fenster Platz nahm und auf die belebte Welt zu ihren Füßen schaute; aber sie sah davon nichts — Träume und Bilder aus einer andern Sphäre erfüllten ihre Seele, eine Seligkeit rauschte durch ihre Brust, wie sie dieselbe selbst in den schönsten Augenblicken ihres Lebens noch nicht empfunden . . .

Sie hatte sich nicht müßig mehr dem Schmerz überlassen — sie handelte bereits und war jetzt die freundliche Göttin, die dem Heißgeliebten Arm und Weg frei machte und ihm freudig die Mittel gewährte, das Höchste zu erreichen.

XXIII.

Rainer hatte sich in einem ziemlich entlegenen, aber dennoch freundlichen und angenehmen Viertel der Residenz eine Wohnung gemiethet. Sein Ehrgeiz war durch die Gespräche mit Leonie, noch mehr aber durch die Stachelreden Wingold's mächtig angeregt worden. Er konnte überhaupt monatelang dem süßesten Nichtsthun huldigen, plötzlich flammte es in ihm auf und dann verließ er in rastloser Schaffenslust nicht mehr seine Staffelei, und er hatte stets bemerkt, daß jene verträumten Tage wirklich nicht verloren waren, wie er damals sich gegen Eugen gerühmt, er kam stets mit verjüngter Kraft zu seinen Werken zurück; manchmal war es ihm sogar wie Schuppen von den Augen gefallen und was ihm schwer, ja unerreichbar erschienen, das warf er jetzt spielend auf die Leinwand.

Auch jetzt trieb ihn der Dämon vorwärts, wie er seine erwachende Kunstbegeisterung nannte. Die Verlobung Fortunata's hatte ihn vollends wachgerüttelt, nun gab es für ihn kein anderes Glück, keine andere Seligkeit, als in den Armen der Göttin, die allein noch ein Verständniß für ihn besaß — seiner Kunst.

Alle Menschen können nicht immer die Einsamkeit ertragen, nur der Künstler und Dichter kann es; er zieht sich in seine Werkstatt wie in sein Allerheiligstes zurück und schafft von dort aus Alles, was seine Seele entbehrt, ersehnt, je besessen und längst verloren. — Für ihn baut sich immer wieder von Neuem die Welt auf, ihm kann

nichts in Trümmer sinken, das nicht in seiner Seele unsterbliche Abdrücke zurücklassen müßte . . .

Der junge Haindorf saß eben an seiner Staffelei, um an seinem großen römischen Gemälde weiter zu schaffen. Selbst das zweite süß duftende Billet der Baronin hatte er ohneweiters in den Papierkorb geworfen. Dieser Sirenengesang konnte ihn nicht verlocken, denn er fühlte sich jetzt so gut an sein Werk gebunden wie Ulyß an den Mastbaum. — Tief in seine Arbeit versenkt, überhörte er sogar ein Klopfen, das endlich stärker wurde und nun rief er mißmuthig: „Herein!"

Schon an der Stimme erkannte er einen der bedeutendsten Kunsthändler der Residenz. Ohne sich umzudrehen, murmelte er einen „Guten Morgen" und bat Platz zu nehmen.

Anstatt der Einladung zu folgen, trat der Kunsthändler ohneweiters an die Staffelei heran, musterte mit ruhigem Kennerblick das angefangene Gemälde und sagte dann:

„Lieber Haindorf, das ist wieder ein tüchtiger Fortschritt." Und er klopfte dem Maler auf die Schulter.

Erst jetzt drehte sich dieser um und sagte lachend:

„Was bleibt mir Anderes übrig, alle Welt schwärmt ja in unseren Tagen für den Fortschritt; aber verzeihen Sie, daß ich weiter pinsele. Das Gesicht des todten Löwen will mir noch immer nicht gefallen." Und er wendete wieder seine ganze Aufmerksamkeit dem Antlitz des ermordeten Cäsar zu.

„Ich will durchaus nicht stören," entgegnete der

Kunsthändler und ließ seine Blicke forschend im Atelier umherschweifen, drehte dann ohneweiters einige an der Wand lehnende Bilder um und benahm sich überhaupt wie ein Mann, der sich bei Malern zu Hause fühlt.

In unserer Zeit sind die armen Maler beinahe ganz allein auf die Kunsthändler angewiesen, sie vermitteln den ohnehin dürftigen Verkehr zwischen Künstlern und Publicum, ihnen ist kein Talent unbekannt, sie wissen stets, was jeder Maler auf der Leinwand hat und sie allein stehen mit den in unseren Tagen vereinsamten und verlassenen Künstlern in lebhafter Verbindung.

Einige dieser Kunsthändler der Residenz sind in scharfem Gegensatz zu vielen ihrer Collegen wahre Ehrenmänner und ihren eifrigen Bemühungen allein ist es zu verdanken, daß noch immer Gemälde einen, wenn auch spärlichen Absatz finden.

Auch der vornehme, ernsthaft blickende Mann gehörte zu den redlichsten Freunden der Maler; er betrieb sein Geschäft mit großer Uneigennützigkeit und war unter den Kunstgenossen ebenso geachtet wie beliebt.

Nachdem der Kunsthändler vergeblich seine Musterung gehalten und noch immer nicht entdecken konnte, was er gesucht, wendete er sich von Neuem zu dem Maler:

„Entschuldigen Sie, Haindorf, wo steckt „Adam und Eva"? Haben Sie etwa schon unser erstes Elternpaar verkauft?"

„Seltsame Frage!" murmelte der Maler und pinselte dabei ruhig weiter. „Sie wissen recht gut, daß ich mich nicht leicht eines solchen Verbrechens schuldig mache."

„Umso besser," entgegnete der Andere; „aber wo haben Sie denn diese Sündenböcke?"

„Ich habe den Camin damit versetzt, das verlorene Paradies sollte etwas rascher nachdunkeln."

„Ah, das ist stark!"

Der Kunsthändler eilte mit langen Schritten dem Camin zu, riß das Gemälde hervor — wirklich, Adam und Eva hatten ihre Gesichter dem Rauchfange zugekehrt — zum Glück unter dieser erniedrigenden Stellung noch nicht gelitten. Das Bild war bis auf wenige Pinselstriche vollendet.

„Was wollen Sie für Ihr Paradies haben?"

„Ein Paradies ist eigentlich unbezahlbar, da es aber doch für uns Nachkommen auf immer verloren, mögen Sie natürlich selbst den Preis bestimmen."

„Würden Sie es für zweitausend Thaler losschlagen, ich meine zweitausend Thaler in Gold?"

Der rothe Meyer hatte sich keine Mühe verdrießen lassen, er war bei den bedeutendsten Juwelieren herumgelaufen und hatte endlich das Kästchen so vortheilhaft wie irgend möglich verkauft.

Rainer drehte nur den Kopf nach dem Kunsthändler und sagte trocken:

„Lieber Lepke, ich habe Sie stets für einen sehr nüchternen Mann gehalten, aber Sie kommen wol heute von Lutter und Wegener?"

Das Gesicht des Herrn blieb so ernsthaft wie vorher:

„Gestern war ein reicher Lord bei mir, er kaufte Einiges, aber wollte durchaus nur Bilder aus dem alten

Testamente. Sie wissen, die Engländer haben dafür eine große Vorliebe. Da fiel mir Ihr Paradies ein, ich sprach davon, und als ich dem alten Herrn erzählte, daß Sie den geistreichen Einfall gehabt, Ihre Eva etwas angejahrt darzustellen, war er ganz entzückt. Gerade so wünschte er unsere Aeltermutter."

„Er wird eine ziemlich alte Frau haben," schaltete der Maler lachend ein.

„Möglich — genug, wie Engländer einmal sind, wenn sie irgend eine Grille erfaßt, er ist ganz versessen auf das Bild und will es um jeden Preis haben."

„Dann könnte er am Ende doch dreihundert Thaler bluten," meinte Rainer und ohne den Pinsel wegzulegen, wendete er sich völlig um.

Die Geschichte begann seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

„Bah, wo denken Sie hin? Wenn ein Engländer nur dreihundert Thaler für ein Paradies bezahlen darf, wird es ihm werthlos. Machen Sie das Bild noch heute fertig, morgen lasse ich es abholen und es bleibt dabei, Sie erhalten zweitausend Thaler in Gold."

Das ernste Gesicht des Kunsthändlers ließ dem Maler länger keinen Zweifel, daß derselbe nicht im Mindesten scherze.

„Ach, und wenn es auch ein englischer Lord ist, er kann doch nimmermehr eine solch unverschämte Forderung bewilligen," entgegnete Rainer zweifelmüthig.

„Lassen Sie das meine Sorge sein. Ich habe dem Lord schon gesagt, daß Sie zu unseren hervorragendsten

Talenten gehören und für Ihre Gemälde die höchsten Preise bekämen, weil Sie gerade von der Aristokratie sehr geschätzt, daß „Adam und Eva" wol dreihundert Pfund kosten würden und er sagte mir: Very well — ich zahlen, zog seine Brieftasche hervor und warf mir drei Hundertpfund-Noten auf den Tisch. Vergeblich suchte ich ihn zu belehren, daß ich ja nicht einmal wisse, ob Sie nicht schon das Bild verkauft — er nickte mit dem Kopfe: „Thut nichts, ich will haben „Adam und Eva" morgen schon, lieber Herr," und dann verließ er ohne weiters meinen Salon. Starren Sie mich also nicht länger so ungläubig an — ich kenne Ihre Neigung für Gold, habe mir deßhalb die englischen Banknoten in blanke Friedrichsd'or umwechseln lassen und hier sind die Füchse."

Er zog seine Börse hervor und leerte ihren Inhalt auf den nächsten Tisch.

Jetzt konnte der Maler doch nicht länger zweifeln und beim Anblick des Goldes, dieser süßen himmelschreienden Wirklichkeit, brach seine sonst gewaltsam unterdrückte Künstlernatur mächtig hervor. Er sprang auf, warf den Pinsel so heftig weg, daß er auf dem Boden hinschoß und einen langen Streifen zog und fragte laut auflachend:

„Gönner, Freund, ist dieses Californien wirklich mein? Lassen Sie mich wenigstens einige dieser verführerisch lächelnden Dinger anfühlen, damit ich sehe, ob es wirklich Friedrichsd'or von Gold sind." Er griff mit der Hand in den blinkenden Haufen, schleuderte einige Stücke in die Höhe, die mit hellem Klange zurückfielen und auf der Erde hinrollten.

„Wahrhaftig, sie sind echt. Eccola, da liegt Rom!“ fuhr er jauchzend fort und sprang dann wie toll durch das Zimmer.

„Sie wollen nach Italien?“ fragte der Kunsthändler ruhig.

„Sie können noch fragen? Mit diesen Himmelsschlüsseln sollte ich nicht von Neuem an die Pforten des Ewigen Rom klopfen? O, wie habe ich schon danach gelechzt, gerade jetzt fühle ich wieder eine wahrhaft krankhafte Sehnsucht nach Italien und nun muß es mein verlorenes Paradies sein, das mir dies ewige, herrliche wiederschenkt!“

„Ich erhalte also morgen das Bild.“

„Sobald nur dieser erste Freudentaumel vorüber, setze ich mich an die Staffelei, aber jetzt lassen Sie mich noch einige Minuten jubeln, es zerreißt mir sonst die Brust.“ Und der Maler sprang wie toll in seinem Zimmer umher, warf in seiner stürmischen Freude Alles über den Haufen, wühlte in den Goldstücken und schwatzte das tollste Zeug durcheinander.

Der Kunsthändler hatte sich längst entfernt, ehe sich die Wogen ein wenig gelegt.

Rainer warf sich endlich erschöpft auf das Sofa, schloß die Augen und murmelte: „Wenn ich wieder aufwache, ist gewiß der ganze Hexenspuk verschwunden.“

Aber es war kein Traum; als er von Neuem den Blick erhob, lachten ihm die auf den Boden gerollten Goldstücke freundlich entgegen.

„Ich muß also doch an mein Glück glauben, es ist fabelhaft. Wer würde es wol für möglich halten, daß

uns noch immer Märchen aus Tausend und Einer Nacht umgaukeln und freundliche Feen in Gestalt englischer Lords unsere heißesten Wünsche erfüllen!"

Er sprang auf und stürmte wieder durch das Zimmer.

„In jenem goldenen Lande will ich mir vollends Vergessenheit holen! Die Kunst ist ewig, alles Andere welkt und stirbt in kurzer Zeit. Selbst wenn Fortunata mein geworden wäre — hätte sie mich glücklich gemacht? — Nein, sie fordert eine unbedingte Hingabe, ein völliges Vergessen der ganzen Welt — sie würde sogar auf meine Kunst eifersüchtig geworden sein und der allein gehöre ich bis zum letzten Athemzuge. Ah, wie wenig kennen mich die Leute, die mich für kalt und träge halten, — weil ich meine Begeisterung der blinden Menge verberge, deßhalb mußte ich auch keine haben. Die arme Baronin allein hat mein Versteckspiel durchschaut, sie weiß, wie es in mir loht und glüht, aber ich finde nichts Angenehmeres, als die Welt zu täuschen und heimlich mit rastloser Geduld auf ein Ziel loszusteuern, während sie Alle glauben, daß man müßig, mit untergeschlagenen Armen im Boote ruht und sich nur von den Wellen schaukeln läßt. — Und was wird die kleine Leonie für Augen machen, die so gern meine Muse und Schützerin gespielt, wenn nicht der alte Wertheim sein Veto eingelegt hätte! Abschied von ihr nehmen will ich trotzdem, sie hat es gut mit mir im Sinne und ich glaube wol, daß ihre Theilnahme für mein Talent ganz ernstlich ist. Sie ist keine außerordentliche Schönheit und doch wäre sie in der That für die Frau eines Künstlers wie geschaffen, denn ihr Geist ist

weich und schmiegsam und sie versteht zu schüren, die Flammen wieder anzublasen, die in der Brust des armen Apollosohnes oft erlöschen wollen. — Fort mit allen Grübeleien, an die Arbeit!“

Mit jener eisernen Beharrlichkeit, die ihm eigen war, sobald er sich einmal aus seiner Künstlerfaulheit aufgerafft, setzte er sich an die Staffelei und vollendete in wenigen Stunden das so glänzend verkaufte Werk.

Als er damit fertig war, warf er noch einen letzten prüfenden Blick darauf und er mußte hell auflachen.

„Siegbert behauptet immer: „Wir machen nicht ungestraft eine neue Bekanntschaft“ — er hat wirklich Recht. Wenn ich die Baronin nicht kennen gelernt hätte, wäre ich gar nicht auf diesen Eva-Einfall gekommen und dann hätte mir auch dieser englische Lord, den der Himmel uns Malern noch lange erhalten möge, nicht seine Hundertpfund-Noten für das verlorene Paradies geopfert.“

Am andern Tage ließ der Kunsthändler das Bild abholen, sendete noch den fehlenden Ueberschuß und für Rainer war der Weg nach Italien völlig frei.

Er traf sofort alle Anstalten zur Abreise und überraschte plötzlich seine Angehörigen mit der Nachricht, daß er wieder nach Rom pilgern wolle.

Obwol der wackere Abgeordnete seinen Sohn wirklich liebte und ihn nicht gern wieder auf längere Zeit verlor, theilte er doch lebhaft seine Freude und begann sogleich mit großer Beredtsamkeit:

„Du thust Recht daran. Als der König von Dänemark Thorwaldsen aufforderte, der zum Besuch nach Kopen-

hagen gekommen war, nun beständig im Vaterlande zu bleiben, antwortete der große Künstler: „Ich verdanke Eurer Majestät viel, aber wie undankbar würde ich sein, wenn ich Italien aufgeben wollte“ — und wir haben jetzt in unserem Norden nicht einmal Könige, denen die Künstler irgend etwas zu danken hätten. Ziehe wieder in das sonnige Italien, dem nun auch schon ein Morgen der Freiheit dämmert, das seinen kühnen Einheitstraum beinahe verwirklicht hat, während bei uns die Knechtschaft herrscht und wir von dem großen Ziele eines einigen freien Vaterlandes weiter entfernt sind als je.“

Nach dieser großen Rede hatte der Abgeordnete seine Pflicht gethan, das Gespräch konnte nun zu niedrigen materiellen Gebieten hinabrollen, und Frau Haindorf, die sehr schweigsam die überraschende Nachricht aufgenommen, wendete sich jetzt ihrem Stiefsohne zu, um mit mütterlicher Besorgniß sich nach all seinen Reisebedürfnissen zu erkundigen.

Sie wußte genau, daß sich der junge Künstler selbst durch ihre lebhaftesten Vorstellungen nicht würde zurückhalten lassen, in die weite wilde Fremde zu ziehen und es that ihrem Herzen wohl, ihn wenigstens mit Allem auszurüsten, was ein liebendes Gemüth nur auftreiben könne.

Durch kein Wort verieth sie, wie es in ihrem Innern aussehen mochte, aber sie fühlte nur, daß mit dem Fortgehen Rainer's es stiller und öder in ihrem Herzen werden müsse. Wol kam er höchst selten, doch es genügte ihr schon, ihn zu sehen, sein helles Lachen zu hören und

sein Lob in Empfang zu nehmen, wenn sie ihm irgend ein ausgesuchtes Gericht vorsetzen gekonnt. Ob sie ihn liebte?

Das wagte sie sich selbst nicht zu gestehen, sie redete sich eifrig vor, daß es nur echt verwandtschaftliche Gefühle seien, die sie für Rainer empfand.

Man klagte stets die Stiefmütter heftig an, Frau Haindorf wollte der Welt beweisen, daß es auch Stiefmütter geben könne, die gegen ihre Stiefkinder gütig und freundlich seien.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß Alice ausgegangen, der wackere Abgeordnete mußte in eine Vorversammlung und empfahl sich hastig mit den Worten: „Jedenfalls sehe ich Dich noch vor Deiner Abreise,“ und nun war es Frau Haindorf vergönnt, ihre mütterliche Sorgfalt für den Stiefsohn rückhaltloser an den Tag zu legen.

Rainer hatte bei seiner Neigung für den Comfort eine solch liebevoll waltende Frauenhand stets vermißt. Er war zu viel Künstler, um selbst dafür sorgen zu können, und doch wieder Weltmann genug, um ihn nicht zu beanspruchen. Für den kräftigen Beistand, den ihm seine Stiefmutter anbot, zeigte er sich daher äußerst dankbar.

Sie wurde nicht müde, sich nach Allem zu erkundigen, was er brauche, und bat ihn dann, ihr die Anschaffung seiner ganzen Reisebedürfnisse völlig zu überlassen. Es soll gewiß nicht das Mindeste fehlen und Alles reichlich und gut vorhanden sein. Und wie glücklich sah dabei Frau Haindorf aus! Sie schien in dieser Aufgabe

förmlich aufzuleben und alle Schwerfälligkeit abzustreifen, von der sie sonst nicht freizusprechen war.

Der Vater hatte doch nicht schlecht gewählt; die kleine Juliette war wirklich eine echte deutsche Hausfrau, die dem Manne die angenehmste Häuslichkeit zu bereiten verstand, und in Beurtheilung dieser Frau verließen ihn zum erstenmal seine hellen, scharf beobachtenden Maleraugen.

Frau Haindorf war nichts weniger als eine gute Wirthin und es gehörte die ganze liebetrunkene Verblendung des wackern Abgeordneten dazu, um seine Gattin in jeder Hinsicht als das Muster einer Frau zu bewundern. Die kleine Juliette kümmerte sich sonst sehr wenig um die Wirthschaft und es wäre Alles drunter und drüber gegangen, wenn sie nicht Alice an ihrer Seite gehabt hätte.

Während Frau Haindorf stundenlang müßig in einem Lehnstuhle ruhen konnte und höchstens einige illustrirte Wochenschriften durchblätterte, war die kleine magere Alice das treibende Rad der ganzen Hauswirthschaft. Sie sah der Köchin und dem Stubenmädchen auf die Finger, keifte herzhaft darauf los, wenn nicht Alles am Schnürchen ging, und sie allein hielt kräftig zusammen. Ohne ihren Beistand würde die kleine Juliette gewiß das Doppelte gebraucht haben.

Nur wenn es galt, den üblen Ruf zu widerlegen, in den Stiefmütter gerathen, war Frau Haindorf eine Andere; dann zeigte sie nicht die mindeste Trägheit, im Gegentheil, die starke wohlbeleibte Frau entwickelte bei solchen Gelegenheiten eine Rührigkeit, der Rainer seine Achtung nicht versagen konnte.

Endlich war Alles besprochen und der Maler schickte sich zum Fortgehen an.

„Sie sind wirklich mehr als meine Stiefmutter — meine mütterliche Freundin,“ sagte er herzlich und wollte ihre Hand an seine Lippen ziehen.

„Und so will ein Sohn von seiner Mutter Abschied nehmen?“ Sie breitete ihre Arme aus und ihre vollen blühenden Lippen näherten sich dem Munde des Malers.

War es denn ein solch großes Unrecht, eine Stiefmutter zu küssen, die so gut und liebenswürdig und dabei eine stattliche Erscheinung?

„Leben Sie wohl, Mama!“ In seiner glücklichen dankbaren Stimmung konnte er nicht umhin, die Lippen zu berühren, die sich so freundlich zu ihm herabbeugten.

Sie hielt ihn einen Augenblick fest umschlungen, dann flüsterte sie: „Leb' wohl, Rainer!“ ließ die Hände sinken und blieb regungslos stehen.

Rainer eilte jetzt so rasch hinweg, daß er nicht einmal Alice bemerkte, die sich soeben geräuschlos ins Zimmer geschlichen hatte und mit wuthfunkelnden Augen die Gruppe betrachtete. Als sich der Maler umwendete, wußte sie eine Stellung einzunehmen, daß er sie nicht auf den ersten Blick gewahren konnte, und in seiner Hast entging ihm ihre Anwesenheit.

Kaum hatte Rainer die Thüre hinter sich, da kreischte Alice auf:

„O, diese unerhörte Frechheit und Schändlichkeit! Aber nun ist auch meine Geduld erschöpft. Du hast mein

Lebensglück zertreten, ich will Dich ebenfalls nicht länger schonen."

Frau Haindorf schien diese heftige Anrede kaum zu hören, ihre Brust war noch von anderen mächtigen Empfindungen zu tief bewegt, sie hätte aufschluchzen, weinen mögen, und doch kam weder ein Laut über ihre Lippen, noch eine Thräne in ihre Augen; nur ihr Busen ging stürmischer als je und verrieth, welch widerstreitende Gefühle in ihr auf- und niederwogen mochten.

„Ist ein solch Betragen wol erhört?" fuhr Alice fort und ihr blasses schmales Gesicht verzerrte sich vor Wuth, die sonst so sanft blickenden Taubenaugen schossen jetzt die giftigsten Blicke des Hasses und Neides. „Und dabei willst Du mir noch vorreden, daß Du nur um meinetwillen so mit ihm liebkosest! Hältst Du mich denn wirklich für so dumm, daß ich Deinem niederträchtigen Geschwätz geglaubt habe? Aber nun liegt es doch klar am Tage, daß Du wieder —"

Jetzt endlich kam in Frau Haindorf Bewegung; sie warf sich in einen Sessel und schluchzte hervor: „So sei doch still, er geht fort — nach Italien!"

Das gab dem Gedankengange Alicens plötzlich eine ganz andere Wendung.

„Fort — nach Italien?" stammelte sie erschrocken.

Die Schwester nickte nur mit dem Kopfe und begrub ihr feuchtes Antlitz in ihrem Taschentuche.

Alice konnte an der Wahrheit dieser niederschmetternden Nachricht nicht länger zweifeln und sie ließ sich wie gebrochen auf einen Stuhl nieder.

Damit sanken ihre kühnen Hoffnungen mit einem einzigen Schlage zusammen.

Wol konnte sie sich in der letzten Zeit nicht rühmen, daß ihr kühner Eroberungsplan der Verwirklichung näher gerückt, aber mit der Zähigkeit eines heiratslustigen alten Mädchens klammerte sie sich daran fest, und sie hoffte von ihrer Ausdauer, ihrer Schlauheit oder irgend einem glücklichen Zufall einen endlichen Sieg.

Die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellten, schreckten sie nicht, und wie klug und verschlagen sie auch sich überall zeigte, hier verließ sie völlig ihr scharfer Verstand, und wer ihr gesagt hätte, daß sie mit ihren dreißig Jahren, ihren armseligen körperlichen Reizen und ihrer angenommenen Sentimentalität nimmermehr im Stande sei, auf den jungen Künstler irgend Eindruck zu machen, den würde sie vergiftet haben. Sie war fest überzeugt, daß sie höchst interessant sei und daß sie Jeden fesseln könne, den sie überhaupt erobern wolle.

Schon sehr früh hatte sie diesen geheimen Cultus mit sich getrieben, jeder Mann, der nur irgend mit ihr in Berührung kam, verliebte sich auch sterblich in sie, und nun hatte sie alle Noth, sich dieser leidenschaftlichen Gefühle zu erwehren. Trotzdem war sie bis jetzt unverheirathet geblieben — weil ihr Herz so lange hin- und hergeschwankt — aber jetzt endlich hatte sich das unbeständige Dings entschieden und nun verfolgte sie mit der ihr eigenen Zähigkeit und Ausdauer ihr Ziel.

Nur Frau Haindorf kannte die heimliche Marotte Alicens, die aus ihrer grenzenlosen Eitelkeit entsprungen;

sie wußte, daß sich jeder Mann, der in ihre Nähe kam, ihre Liebe zuzog, er mochte es anstellen wie er wolle, aber sie hütete sich doch, diese Narrheit bei dem rechten Namen zu nennen, denn sie mußte von ihrer boshaften Schwester das Schlimmste fürchten, wenn sie ihr die Augen öffnen gewollt. Auch jetzt gab sie sich über das völlig hoffnungslose Bemühen ihrer Schwester keiner Täuschung hin; Rainer hatte viel zu gute Maleraugen, um an einem solch gebrechlichen Wesen Gefallen zu finden, doch die Schwester behauptete keck: „Er liebt mich heimlich, ich weiß es; gerade seine Kälte ist mir dafür der deutliche Beweis, dahinter verbirgt ein tüchtiger verschlossener Mann stets seine wärmsten Gefühle."

Trotzdem krampfte sich jetzt ihre Brust vor Haß und Bitterkeit zusammen, daß ihr die Schwester das Herz Rainer's gestohlen und nach Art einer sinnverblendeten alten Jungfer kam sie über diesen inneren Widerspruch nicht einmal zur Besinnung.

Endlich raffte sich Alice aus ihrem finsteren Hinbrüten auf und überhäufte die Schwester mit den bittersten Vorwürfen. Vergeblich suchte sich Frau Haindorf zu vertheidigen, daß es ein rein stiefmütterlicher Abschied gewesen sei, Alice lachte nur höhnisch auf, und wenn es auch äußerlich wieder zu einer Versöhnung kam, so begannen doch die tückischesten Gedanken von Rache und Vergeltung in ihrem kleinen vertrockneten Herzen sich heimlich festzunisten. —

Rainer hatte nicht Zeit, über diesen zärtlichen Abschied von seiner Stiefmutter lange nachzudenken, er wollte

so rasch als möglich fort und es galt noch manchem Freunde und Gönner Lebewohl zu sagen.

Auch an Wertheims kam die Reihe und er wählte klüglich eine Stunde, wo er mit Bestimmtheit darauf rechnen konnte, daß sich der Banquier an der Börse befand.

Seine Berechnung hatte ihn nicht getäuscht, er traf die beiden Schwestern allein und er war nicht wenig erfreut, mit welch begeisterter Theilnahme Leonie die überraschende Nachricht aufnahm. Ihre Augen strahlten in einem feuchten Glanze und mit förmlich verklärtem Gesicht sagte sie:

„Nun werden Sie an das Ziel kommen, das ich Ihnen so sehnlichst wünsche und das —“ Sie wollte noch mehr hinzusetzen, aber sie schwieg erröthend.

Der Maler konnte sich über das Geheimniß ihres Herzens nicht täuschen, er hatte nur vorsichtig und zögernd seine Mittheilung gemacht, weil er gefürchtet, sie würde davon sehr schmerzlich berührt werden; anstatt dessen zeigte sie ein strahlendes Antlitz und die innigste Freude über die Verwirklichung seines Sehnsuchtstraumes, und das machte auf ihn den günstigsten Eindruck. Mit ihrer begeisternden Hingabe, ihrer glühenden Schwärmerei wäre sie in der That für einen Künstler die treueste Begleiterin geworden, wenn nicht eben für den alten Wertheim solche Neigungen längst futurum gewesen.

Er konnte der kleinen Leonie seine Bewunderung nicht versagen und kam dadurch ebenfalls in eine erregtere Stimmung, und je mehr er verrieth, in welchen Glückestaumel er durch die plötzliche Dazwischenkunft des Lords

versetzt word en, je höher färbten sich die Wangen Leoniens, je leuchtender ruhten ihre Augen auf seinem Antlitz.

„Gerade Ihr Mignonlied, das Sie damals auf dem See sangen, hat die alte Sehnsucht in mir wieder geweckt, und wie danke ich Ihnen dafür, sowie für Ihre lebhafte Theilnahme," sagte er mit ungewöhnlicher Wärme. „Wenn ich nur zum Theil die Hoffnungen verwirkliche, die Sie auf mich setzen, dann bin ich schon zufrieden."

„Sie werden an jedes Ziel kommen, das Sie sich stecken," entgegnete sie mit flammenden Blicken und der Miene einer Seherin, „denn ich weiß, Sie halten auch an Michael Angelo's Wahlspruch fest: „Wer immer hinter den Anderen herschreitet, wird niemals vorn sein."

Zu anderer Zeit würde er vielleicht über die kleine Schwärmerin gelächelt haben, heute, wo ohnehin sein Herz lebhaftere Schwingungen durchmachte, ergriff er ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

„Ihre freundlichen Worte sollen mich begleiten und mich anspornen, wenn ich müde werden will."

„Sie wollen auch meiner einmal in Rom gedenken?" fragte sie und ihre Augen suchten auf eine Secunde die seinen, dann schlug sie dieselben erröthend nieder.

„Meinen Freunden bewahre ich ein treues Angedenken," entgegnete er und sein Blick ruhte dabei warm und voll auf dem jungen Mädchen.

„Ich meinte, in dem Leben eines Künstlers sei Alles Gegenwart," war ihre Antwort.

„Ja wol, und trotzdem lebt er am meisten in Sehnsucht und Erinnerung."

Jetzt schlug sie von Neuem ihre Augen zu ihm auf, ein seliges Lächeln spielte um ihre Lippen und sie legte nur die Hand auf ihre Brust, als könne sie damit die stürmischen Empfindungen niederdrücken, die sie beherrschten.

Beide sprachen kein Wort weiter und diese Pause benutzte Frau Goldschmidt, um ebenfalls dem Maler ihre lebhafteste Theilnahme und Freude auszudrücken, daß es ihm möglich sei, in Italien unsterbliche Werke zu schaffen.

Damit nahm das Gespräch eine andere Wendung, aber Leonie beklagte es nicht — sie verhielt sich fortan schweigsam, denn ihr Herz war zum Zerspringen voll und ihr wars, als gelte es heute kein Scheiden, sondern als ziehe ihre Seele mit ihm und sei schon jetzt für Ewigkeiten mit ihm verbunden.

Rainer fragte nach Siegbert.

Frau Goldschmidt meinte, er würde sich wol auf seinem Studirzimmer befinden und wollte ihn herbeirufen lassen, doch der Maler zog es vor, ihn selbst aufzusuchen, um mit dem Freunde noch eine Stunde allein zu plaudern; er brach deßhalb auf.

Leonie bewahrte ihre ruhige feste Haltung; sie reichte ihm zum Abschiede die Hand:

„Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, daß Sie hier treue, unveränderliche Herzen wiederfinden,“ setzte sie leise hinzu. „Ja, leben Sie wohl! Wie gönne ich Ihnen jedes Glück!“

Mild und freundlich ruhten jetzt ihre Augen auf dem Maler, sie schien sich sein Bild tief in ihre Seele prägen zu wollen, und wie es auch um ihre Lippen zuckte, sie

blieb fest und kämpfte den Schmerz wacker nieder, den nun doch dieser entscheidende Augenblick für sie in Bereitschaft hatte.

„Ich danke Ihnen, Leonie," entgegnete er ebenso leise. „Auf Wiedersehen! Wir sehen uns wieder!"

Dann verbeugte er sich vor Frau Goldschmidt, der er schon vorher zum Abschied die Hand gereicht, und nun schritt er mit einem letzten Blick auf Leonie zur Thüre hinaus.

Das junge Mädchen zog sich ans Fenster zurück. Sie hörte nicht mehr, was Philippine zusammenschwatzte, sie lehnte die heiße Stirn an die Scheiben und blickte zu dem grauen, trüb verschleierten Herbsthimmel empor.

„Seine Augen werden bald auf einem andern Himmel ruhen und ich war es, die ihnen die Pforten dazu eröffnet!" jubelte es durch ihre Seele. Sie empfand über die jetzige Trennung nicht den mindesten Schmerz.

Ach, wie reich war sie durch das kleine Opfer belohnt worden! Wie unendlich froh und frei fühlte er sich durch die Verwirklichung seines Reisetraumes, und als ob das unerwartete Glück auch von seinem Herzen die Fessel gelöst, hatte er heute ihr einen Blick vergönnt in sein tiefstes Innere. Sie konnte nicht länger zweifeln, nein, sie täuschte sich nicht, er liebte sie wieder, und mit diesem seligen Bewußtsein fühlte sie sich stark genug, Allem zu trotzen.

Rainer fand wirklich, wie Philippine vermuthet hatte, Siegbert in seinem Studirzimmer. Wie oft er auch seinen Freund in seiner „Zelle" aufgesucht, er empfing immer

wieder denselben Eindruck: es war ihm dann stets, als ob er den jungen Faust vor sich sähe.

Die Wände des großen schmucklosen Gemaches waren von oben bis unten mit Büchern vollgefüllt, Karten, Globusse, physikalische Instrumente waren auf Tischen umhergestreut, und inmitten dieser Bücherwelt saß an einem altmodischen Schreibtisch der junge Doctor, tief in seine Studien versenkt. Ein kaftanartiger brauner Schlafrock und eine höchst wunderliche, in die Stirn gedrückte Mütze ohne Schild gaben ihm ein ganz fremdes Ansehen und hier trat mehr als sonst seine orientalische Abstammung hervor. Beim Lesen trug er nicht seine Brille und nun zeigte sich das Feuer seiner Augen unverhüllt.

Siegbert war in seiner Büchereinsamkeit ein ganz Anderer; dann kam sein eigenstes Selbst zur Erscheinung. Während in der Berührung mit der Welt sehr leicht sein lebhaftes Temperament hervorbrach und sein Geist im Kampf und Widerstreit der Meinungen in allen Farben schillerte, war er hier der große Träumer, der stille Denker, der mit nimmer rastendem Gehirn die Probleme der Menschheit zu lösen suchte. Draußen zeigte er sich frisch, lebendig, begeistert und begeisternd, hier war er still, ernst, träumerisch über die tiefsten Räthsel des Lebens brütend. Im Verkehr mit den großen Geistern, die ihn umgaben, nahm seine Seele den höchsten Flug; die Welt würde ihn einen Narren und Phantasten gescholten haben, wenn er ihr hätte verrathen wollen, wie es hier oft in ihm auf- und niederwogte.

In diesem reichen gastfreien Herzen hatten die Ge-

danken und warmen Empfindungen der ganzen Menschheit Raum. Es steckte in der That ein Faust'sches Drängen in ihm, er wollte alle Wissensschätze in sich aufnehmen, die schönsten Ideale verwirklichen helfen, nach denen bereits die bedeutendsten Geister aller Jahrhunderte gerungen.

Hier in seiner stillen Klause schuf er sich eine andere, schönere Welt, träumte er von den hohen Zielen, zu denen nicht nur der Einzelne, sondern allmälig die Gesammtheit geleitet werden müsse; aber hier empfand er auch all die Schmerzen und Qualen, die ihm die Entdeckung bereitete, wie weit und beschwerlich der Weg und wie fernab wir noch immer von diesem glänzenden Ziel.

Rainer war der Einzige, der den jungen Doctor in seinem Studirzimmer aufsuchen durfte, selbst seinen Angehörigen gestattete er nicht den Zutritt.

Auch heute empfing Siegbert den Maler mit alter Herzlichkeit, obwol er eben im tiefsten Hinbrüten versunken an seinem Schreibtische saß; hätte er die Nachricht von seiner zweiten italienischen Reise im Salon erhalten, dann würde er laut aufgejubelt haben, hier lächelte er still vor sich hin und begnügte sich damit, dem Freunde warm und innig die Hand zu drücken.

Selbst auf den Maler wirkte stets das Studirzimmer so wunderlich ein, daß er leiser sprach und ernster, gedankenvoller wurde.

Hier führten die Freunde gern die anregendsten Gespräche, berührten offen und rückhaltslos die Fragen, die sie im tiefsten Innersten bewegten und Beide zeigten sich in ihrer wahren Gestalt.

Indem sie die Masken ablegten, die sie gewöhnlich vor der Welt trugen, kamen sie sich näher, schlossen sich auf das Innigste aneinander an und erkannten trotz anscheinend äußerer Gegensätze, wie viel Verwandtes auf dem Grunde ihrer Seelen ruhte.

Während Siegbert durch die Gesellschaft lebhafter, feuriger wurde, leicht aus sich heraustrat und in der Berührung mit Anderen seine ganze Schlagkraft entwickelte, brachte sie auf den Maler eine ganz verschiedene Wirkung hervor; im Treiben der großen Welt zeigte er sich kühl, sarkastisch, verwendete er alle seine Sorgfalt darauf, um den geschliffensten Salonmenschen herauszukehren, und sein Phlegma unterstützte sein Bemühen, indeß Siegbert's lebhaftes Temperament ihn nothwendig in die entgegengesetzte Richtung drängen mußte.

Waren sie aber allein, dann erkannten sie die Gleichartigkeit ihres Wesens und wie viel sie mit einander vereinte. Beide waren hochstrebende, allem Gewöhnlichen abgeneigte Seelen, in Beiden lebte derselbe verzehrende Ehrgeiz, sich durch ihr Talent oder ihren Geist über die Menge zu erheben, und derselbe Stolz verhinderte sie, mit ihrem Ringen und Kämpfen dem großen Haufen beschwerlich zu fallen.

Sie brauchten keine vorlaute Anerkennung, die das ganze Glück des Eitlen ausmacht und die er stets mit fieberhafter Unruhe sucht — ja, sie gingen Beide dem Lobe und Beifall sorgfältig aus dem Wege, die gern die Welt gedankenlos ausstreut, wenn sie gerade — in guter Laune ist.

„Du hast mir schon oft gesagt, daß ich bereits für den Norden das Heimatsgefühl verloren habe," begann Rainer von Neuem. „Du allein kannst deßhalb meinen Jubel begreifen; auch Deine Schwester hat dafür ein lebendiges Verständniß," setzte er lebhaft hinzu.

Siegbert lehnte sich ein wenig zurück und sagte dann in seiner stillen, ruhigen Weise, die er stets in seinem Studirzimmer beibehielt: „Leonie ist eine echte Künstlernatur; seltsam genug hat ihr der Himmel ein bedeutendes Talent versagt, und deßhalb kann sie einmal nur dann das vollste Glück, die reinste Befriedigung finden, wenn sie die Gattin eines großen Künstlers wird."

Es schien mehr eine Art Selbstgespräch als eine Entgegnung zu sein, denn er blickte dabei sinnend vor sich hin und erwartete keine Antwort.

Mit jener Offenheit, die dem Maler eigen war und die er besonders stets dem treuen Freunde bewies, entgegnete er sogleich: „Du vergißt Deinen Vater; für ihn sind solche romantische Neigungen längst futurum."

Der junge Doctor schaute ganz verwundert auf.

„Mein Vater? Der ist uns gegenüber völlig ohnmächtig." Ein Lächeln glitt über seine feinen, scharf geschnittenen Lippen; dann fuhr er fort: „Wir Kinder haben von unserer Mutter einen völlig fanatischen Unabhängigkeitssinn geerbt, der sich bei Leonie und mir am freiesten entwickeln konnte, während er bei Philippinens geistiger Trägheit nur als unbeugsamer Eigensinn zur Erscheinung gekommen."

„Ich habe immer geglaubt, daß bei Euch das Haupt der Familie eine fast absolute Macht besitzt.“

„Im Allgemeinen, ja wol; doch wir gehören zu den Ausnahmen und Du wirst bald dafür einen Beweis erhalten, denn ich gedenke binnen Kurzem Christ zu werden.“

Siegbert sprach das verhängnißvolle Wort so ruhig und gelassen aus, als ob er gesagt: ich werde mir ein neues Buch kaufen.

Ehe sich der Maler von seiner gewaltigen Ueberraschung erholen und etwas entgegnen konnte, fuhr sein Freund ruhig fort:

„Und Leonie ist jeden Augenblick bereit, meinem Beispiele zu folgen, wenn irgend eine Entscheidung an sie herantreten sollte.“

„Was bewegt Dich aber zu diesem Schritt?“ fragte Rainer ganz erstaunt.

Siegbert lächelte still vor sich hin und gab anfangs keine Antwort; endlich sagte er so leise und ruhig wie bisher: „Weil ich die größte Sehnsucht habe, Dein Verwandter zu werden.“ Er blickte dabei Rainer aufmerksam an und weidete sich ein wenig an seiner neuen Ueberraschung.

„Du überschüttest mich ebenfalls mit seltsamen Neuigkeiten,“ sagte der Maler und wanderte aufgeregt im Zimmer auf und ab. „Also Concordia! Wo habe ich nur meine Augen gehabt?“

„Vielleicht hattest Du sie eben wo anders,“ entgegnete Siegbert neckend und etwas von seiner gewohnten Lebhaftigkeit brach jetzt doch hervor.

Rainer überhörte absichtlich diese Antwort und fuhr erregter fort: „Da klagt man immer die Künstler des Leichtsinns an, aber Du machst ja noch rascher gewaltige Wandlungen durch als ich."

„Lieber Freund, was können wir dafür, daß der Schleier endlich zerriß, den wir in jugendlicher Schwärmerei um sie gewoben?" entgegnete der junge Doctor und nicht ohne eine gewisse Schärfe fuhr er fort: „Danken wir unserem Geschick, daß uns Fortunata ihrer nicht würdig fand und sie erst in dem Baron Berghof das Ideal eines Mannes entdeckte. Weder Du noch ich wären mit ihr glücklich geworden, und denke ja nicht, daß es die Philosophie des Fuchses ist, der die unerreichbaren Trauben sauer findet. An unserem Theaterabend fielen mir die letzten Schuppen von den Augen. Fortunata gehört zu jenen Aurelien, von denen Lothario behauptet, daß sie nicht liebenswürdig sind, wenn sie lieben."

In nüchternen, ruhigen Augenblicken hatte sich der Maler längst dasselbe gesagt, und doch war er nicht so rasch mit seinem Herzen fertig geworden als der reflexionssüchtige Freund, bei dem im letzten Augenblick die Vernunft die Oberhand gewann.

„Du hast wol nicht so Unrecht," sagte er nach einigem Nachdenken; „wie mich auch ihre wunderbare Schönheit mächtig anzog, ich habe doch immer gefürchtet, daß sie einen Mann nicht glücklich machen kann, weil ihr stolzes Herz eine ausschließliche Hingabe fordert und keine andere Göttin neben sich dulden dürfte."

„Und dies unsinnige Verlangen artet mit der Zeit

in die unerträglichste Eifersucht aus," entgegnete Siegbert hastig, der nach Art aller Abtrünnigen, nachdem er den Altar verlassen, vor dem er so inbrünstig gekniet, ihn nun auch rücksichtslos der Zerstörung widmete. „Aber die eifersüchtige Frau gewährt dem Manne nichts, sie ist die Feindin seines Talents, seines Ruhmes, seiner Vaterlandsliebe, seiner Ehre, sie kann ihm nicht verzeihen, daß er sich auch da draußen in der Welt herumzutummeln sucht, und möchte sich seines Herzens, seiner Seele, seines bessern Selbst tyrannisch bemächtigen und Alles an sich reißen, was ihm lieb und heilig war. Ihr allein soll der geliebte Mann gehören, nicht der Welt, seiner Kunst, seinem Ehrgeiz."

In traulichen Stunden hatte Fortunata zuweilen ihrem Vetter einen flüchtigen Einblick in ihr Herz gestattet. Rainer wußte, daß Fortunata in ihrem Alles auf die Spitze treibenden Idealismus solche Forderungen stellte und er war erstaunt, daß auch Siegbert ihr innerstes Wesen so klar und richtig erkannt. Wie er auch den Geist des Freundes hochschätzte, aber er hatte ihm eine solche Herzenskenntniß nicht zugetraut.

„Und was forderst Du von einer Frau?" fragte er und nahm wieder an seiner Seite Platz.

„Hm, das ist sehr einfach. Der Mann muß in den Armen der geliebten Frau die Kraft wiederfinden für den Kampf des Lebens. Er muß sich zu ihr flüchten können, wie der Verfolgte zu dem Altar, der ihm Rettung und Freiheit gewährt, und er muß sie besser und muthiger verlassen als er gekommen war. Wenn er ein Künstler

ist, dann muß die Frau seine Muse, wenn er ein Kaufmann, sein Gewissen sein. Sie muß ihn zu allen Zeiten trösten, heilen, aufrichten, verstehen."

„Was hältst Du überhaupt von einer Künstlerehe? Meinst Du, daß wir Apollosöhne nicht weit besser thun, wenn wir uns für immer unsere Freiheit bewahren?" Der Maler blickte dabei erwartungsvoll auf seinen Freund.

„Warum?" entgegnete dieser ruhig. „Selbst für einen Künstler erscheint der Weg weit länger, wenn er immer allein herumabenteuern muß und sein Herz endlich leer wird; für ihn besteht die ganze Kunst nur darin, die rechte Lebensgefährtin zu treffen, die Sonnenschein und blauen Himmel genug für ihn im Herzen hat. Die Baronin wäre vielleicht eine solch echte Frau eines Künstlers geworden," setzte er gleichmüthig hinzu und suchte dabei von der Seite das Gesicht des Malers zu beobachten.

„Wie merkwürdig wir fast immer in unseren Anschauungen übereinstimmen!" erwiderte Rainer lebhaft. „Ich habe oft dasselbe gedacht. Die arme Frau! Sie hat noch höchst selten einen „guten Tag", wol aber schon einen „guten Abend".

Siegbert lächelte beifällig.

„Du weißt jedoch, der Sonnenuntergang in dem Herzen einer Frau dauert nicht zehn Minuten, sondern zehn Jahre."

„Das kann mir nicht helfen, ich bin nicht Landschaftsmaler," lachte Rainer, und trotzdem sich Siegbert

in seinem Studirzimmer befand, das ihn an die tiefste Schweigsamkeit gewöhnt hatte, stimmte er doch in das helle Gelächter des Freundes lebhaft ein.

Sie plauderten jetzt in harmlosester, glücklichster Stimmung noch eine Weile weiter.

Rainer mußte endlich aufbrechen.

„Ich danke Dir für diese trauliche Stunde, sie hat mir wohlgethan,“ sagte er mit großer Herzlichkeit. Den Freund zum Abschied in seine Arme schließend, setzte er hinzu:

„Also Glück auf! Wenn ich wiederkomme, bist Du gewiß schon mein Vetter, und wenn auch unsere alte Freundschaft dadurch nicht inniger werden kann, so freue ich mich doch, daß uns immer neue Bande umschlingen. Grüße noch einmal Leonie und ich schreibe Dir, sobald ich irgend Zeit finde.“

„Das heißt, aus der Künstler- in die bürgerliche Sprache übersetzt: ich schreibe niemals,“ entgegnete Siegbert mit freundlichem Lächeln.

Als der Maler lebhaft widersprechen wollte, legte er die Hand auf seine Schulter, sah ihm mit großer Innigkeit in die blauen Augen und setzte mit tiefer Wärme hinzu:

„Das ist die echte Freundschaft, die keines Tones, keines äußeren Zeichens bedarf und dennoch unverändert dieselbe bleibt. Leonie und ich werden Dir das treueste Andenken bewahren, gleichviel ob Du schreibst oder nicht, ja wir sind uneigennützig genug, von Dir keinen Brief zu

fordern, und mußt Du nicht selbst gestehen, daß wir die echten Freunde eines Künstlers sind?"

Sie schüttelten sich die Hände, sahen sich noch einmal in die Augen, ein letztes Lebewohl und ein breiter Strom von Raum und Zeit rollte zwischen ihnen...

Vergeblich suchte sich Siegbert wieder seinen Studien zuzuwenden — der Abschied von dem theuren Freunde hatte ihn doch tiefer bewegt, als er äußerlich gezeigt, und es ist immer der Zurückbleibende, der das Scheiden am schmerzlichsten empfindet. Dem Fortgehenden öffnet sich eine neue bunte Welt, ein mannichfaltiges Leben, das ihn zerstreut und seinem Geiste eine andere Richtung gibt — die Gedanken des Zurückgelassenen spinnen dagegen umso dichtere Fäden um das Bild des geschiedenen Freundes und mit ihm spinnen sich zugleich tausend sehnsüchtig-wehmüthige Empfindungen in das Herz.

Auch Siegbert wurde heute trotz all seiner geistigen Selbstbeherrschung die Schmerzen nicht los, die ihm der Abschied von dem treuen Jugendfreunde bereitet — er fühlte schon jetzt die empfindliche Lücke und gerieth in eine fast sentimentale Stimmung, die ihm fremd war.

„Warum können wir nicht die Herzen für immer festhalten, die wir uns ausgewählt?" klagte er vor sich hin. „Warum müssen wir Alles loslassen, verlieren? — für eine Zeit, oft für eine Ewigkeit!..." Und er vermochte sich der Thränen nicht zu erwehren.

Endlich raffte er sich auf.

„Ich will zu Leonie gehen — es wird noch stiller, trauriger in ihrem Herzen aussehen als in dem meinen,

denn sie verliert mehr! Aber ich will sie trösten und ich bin nicht ohne Hoffnung für sie."

Als er bei der Schwester erschien, traf er Concordia. Leonie las auf dem Antlitz die Spuren seiner tiefen Bewegung, und damit verlor sie die Selbstbeherrschung, die sie der Freundin gegenüber so lange behauptet hatte. Nun erst stürmte der volle Trennungsschmerz auf sie ein. Sie warf sich schluchzend an seine Brust.

„Er ist fort und ich werde ihn nicht wiedersehen!..."

Der Bruder fuhr zärtlich mit der Hand über ihr Haar:

„Doch, Leonie, wir werden und müssen noch Alle glücklich werden!" Sein Blick strahlte dabei zu Concordia hinüber.

Langsam erhob Leonie das Haupt, ließ sich wieder auf einen Stuhl zurückgleiten, faltete die Hände über die Brust und sprach kein Wort weiter.

Concordia und Siegbert wagten nur leise zu flüstern; in seiner weichen tiefbewegten Stimmung gönnte er ihr einen vollen Einblick in sein für sie schlagendes Herz. Sie sprachen kein Wort von Liebe, und doch wußten sie jetzt, daß sie sich nun angehören würden für Zeit und Ewigkeit . . .

XXIV.

An die Südwestseite des großen Parkes stößt das vornehmste Viertel der Residenz, das sich gern mit dem Londoner Westend vergleichen läßt. Dort liegen noch zum größten Theil in Grün versteckt die herrlichsten Landhäuser, bald im gothischen, bald im schweizerischen oder italienischen Style, dem schauenden Auge die freundlichste Abwechslung gewährend.

Eine der berühmtesten dieser Straßen, die noch dazu einen stolzen Namen führt, zeichnet sich ganz besonders durch wahrhafte Prachtbauten aus. Hier entfaltet sich der ganze Reichthum einer großen Stadt und Alles, was Luxus und feiner Geschmack beitragen kann, um diese Wohnsitze zu kleinen Paradiesen zu machen, ist vorhanden. Zum Theil ist die Straße noch im Werden, hie und da wird gebaut und das Hämmern und Klopfen der Maurer und Zimmerleute unterbricht die vornehme Stille, die hier herrscht.

Eines der Eckhäuser dieser Straße ragt durch elegante, stattliche Bauart besonders hervor.

Anstatt der Straße einen spitzen Winkel zu zeigen, hat es die Ecke zu einer prächtigen säulengetragenen Fronte abgestumpft. Es ist dadurch eine Art Vorbau entstanden, der für beide Stockwerke die geräumigsten Balcone abgegeben hat. An den beiden Seitenfronten ragen Erker heraus, die vom Erdgeschoß bis zum zweiten Stockwerk reichen. Ein zierlicher eiserner Zaun umgibt das großartige Gebäude und der schmale Raum zwischen Haus und Zaun

ist mit hübschen Blumen bepflanzt. Eine noch reichere Blumenflora schmückt Balcon und Fenster.

Trotzdem hat dies stattliche Haus den Forderungen unserer Zeit harte Zugeständnisse machen und in seinen unteren Räumen einen Geschäftskeller anlegen müssen. Die Rücksicht auf Erlangung eines tüchtigen Miethgewinns überwindet die Scheu vor dem etwas üblen Anstrich, den das Haus damit erhält. „Mineralbrunnen, alle Sorten Biere“ steht einladend über dem Keller, die letztere Anzeige mit großer Schrift, und der in der Nähe haltende Droschkenkutscher eilt hastig die schlichten Steinstufen hinab, um eine Erfrischung einzunehmen, denn in dieser Straße ist es der einzige Keller, der seine Schätze der Oeffentlichkeit übergibt.

Zum Glück kommen die übrigen Hausbewohner mit dieser schwachen Stelle des palastartigen Gebäudes nicht in Berührung, ihr Eingang ist durch den stattlichen Vorbau und sie werden nur wenig daran erinnert, wie nahe sich die gemeine Alltäglichkeit bei ihnen eingenistet hat.

Die Hälfte des ersten Stockwerks dieses prächtigen Hauses bewohnte das edle Herrenhausmitglied Baron Berghof. Zu spät hatte seine Gemalin den häßlichen Flecken bemerkt, der leider der sonst wahrhaft glänzend eingerichteten Wohnung anhaftete und den sie damals beim Miethen ganz übersehen. Sie wäre am liebsten sofort wieder ausgezogen, wenn dies nicht bedeutende Opfer gefordert hätte, die sie dem Gatten doch nicht zumuthen mochte, da leider die Wohnung auf drei Jahre gemiethet worden.

Der Baron dagegen hatte sich rasch mit dieser dunklen Stelle des Hauses ausgesöhnt, ja der Keller gab ihm in müßigen Stunden Stoff zur Unterhaltung und er beklagte nur, daß ihn seine beschränkte Zeit verhinderte, dies Treiben sorgfältig zu studiren, obgleich er eine sehr genaue Statistik der Besucher des Kellers geben konnte, denn ihm entging nicht Ein Gast, der langsam und oft schwer geladen aus dieser Zufluchtsstätte hervorschwankte. Aus diesen Beobachtungen schöpfte er seine schlagenden Gründe, daß all das üble Fortschrittsgeschrei von Steuerüberbürdung und zu gewaltiger Militärlast schrecklicher Unsinn sei und er bedauerte nur, daß er im Herrenhause nicht ein einzigesmal zu Worte gekommen, um an der Hand der Wahrheit dies unsinnige aufrührerische Geschwätz zu widerlegen.

Die in der Nähe haltenden und eifrig demokratische Zeitungen lesenden Droschkenkutscher gaben ihm die reichlichste Veranlassung, über die immer weiter grassirende Bildungsseuche schwermüthige Betrachtungen anzustellen und dann die reichliche Schale seines Zorns über die gebildete Schafsnase, seinen Johann, mit gewohnter Anmuth auszugießen.

Er hatte alle Ursache, mit der Wohnung zufrieden zu sein, umsomehr, als sie die schönsten Räume enthielt und der Miethpreis noch nicht eine unverschämte Höhe erreicht. Obwol das halbe Stockwerk eine Flucht von mehr als zehn prächtigen Zimmern und zwei große Salons enthielt, würde die Baronin doch am liebsten auch die andere Hälfte mit besessen haben. Sie schwärmte für

weite, ausgedehnte Räume, aber sie verstand auch, dieselben mit dem vollendetsten Geschmacke auszustatten. Da die Vermögensverhältnisse des Gemals einen außerordentlichen Aufwand nicht gestatteten, so verzichtete sie gern auf manch persönliches Behagen, um wenigstens die Mittel zu haben, ihre Wohnung so blendend und glänzend als möglich auszuschmücken.

Sogar Rainer's verwöhntes Malerauge hatte auf diesen Zimmereinrichtungen mit Bewunderung geruht.

Er hatte sich seit der Rückkehr vom See nicht blicken lassen und selbst auf zwei Einladungskarten war er nicht erschienen. Auch diese neue Vernachlässigung war nicht im Stande, die Gluth ihres Herzens abzukühlen, sie erhöhte dieselbe nur. Man behauptet: „eine kokette Frau ist wie unser Schatten, er flieht uns, wenn man nach ihm läuft, und er folgt uns, wenn wir zurückgehen,“ und die Baronin hatte viel zu lange mit Männerherzen gespielt, um nicht demselben Gesetze unterworfen zu sein. Aber für jede Kokette schlägt endlich die Stunde, wo ein mächtiges Gefühl sie überwältigt und wo sie ebenso bereitwillig ihr Herz zertreten läßt, wie sie früher das Anderer mit strahlendem Lächeln vernichtet hat.

Vergeblich suchte die Baronin sich von dem Joch zu befreien, das sie jetzt zuweilen zu drücken schien. Ihr sonst so scharfer Verstand fühlte sich ohnmächtig gegenüber dieser Alles beherrschenden Leidenschaft.

Sie war wieder in der Residenz, glänzte durch ihren Geist, durch ihre Liebenswürdigkeit; die Herren der Salons beeilten sich, der schönen Frau von Neuem ihre

Huldigungen darzubringen und sie empfand jetzt darüber nicht die mindeste Befriedigung, vielmehr ein Unbehagen, das sie kaum überwinden konnte. Wie leer und unbedeutend erschienen ihr all diese Männer, die sie wie Schmetterlinge umgaukelten, die sich ebenso leicht fangen ließen, wie sie fortflogen, weil sie schon wußten, daß man ihnen gern die Freiheit wiederschenkte.

Hier war kein tiefes wahres Gefühl zu finden, ja es wagte Niemand einmal, es nur zu suchen, und die Baronin wollte lieben und geliebt werden, heiß, glühend, ewig ...

Was sie an echten, wahren Empfindungen besaß, hatte sie bisher nicht ausgegeben, den reichen Schatz von Alles opfernder Liebe, der sich dadurch heimlich angesammelt, wollte sie auf einen Einzigen ausschütten und damit ihn und sich selbst unendlich glücklich machen. Diese letzte Leidenschaft in einem Frauenherzen ist deßhalb so mächtig, weil sie auf einer Kraft beruht, die im Verschwinden, und auf einer Schwäche, die beginnt. Die Aermsten scheinen selbst zu fühlen, daß sie wie ein vom Feinde hart bedrängter Feldherr nicht ihre besten Truppen schonen dürfen, sogar ihre letzten Reserven ins Gefecht führen müssen. Es heißt eben Alles einsetzen, um Alles zu gewinnen oder zu verlieren.

Je mehr sie sich wieder in der großen Welt herumtummelte, je einsamer, verlassener fühlte sie sich, je tiefer drückte sich das Bild des geliebten Mannes in ihr unruhig klopfendes Herz. Nun erst begriff sie, warum sie Rainer liebte, weil er so ganz anders war wie all die

Uebrigen, weil hinter der kühlen ruhigen Außenseite doch ein echter, wahrer Mensch steckte, der einer tiefen großen Leidenschaft umso fähiger war, je mehr er seine innere Welt den Blicken der Neugierigen verschloß.

Die Leute, die sie in den Salons traf, schienen jeden Augenblick bereit, Feuer zu fangen, präsentirten bereitwilligst Gefühle wie eine Schachtel Zuckerwerk herum, aber ihre Herzen, wenn sie überhaupt etwas davon besessen, waren längst ausgebrannt, und was sie boten, waren künstlich gefärbte Näschereien, die einen widerlichen Geschmack zurückließen.

Sie fühlte sich von dem Treiben der großen Welt ermüdet und erschöpft und doch wagte sie nicht, sich völlig zurückzuziehen; aber ihre Abneigung gegen Alles, was nicht „er“ war, vermehrte sich in dem Grade, daß es ihr schwer wurde, noch die Anderen zu ertragen. Und er kam noch immer nicht! — Eugen, den sie abgeschickt, brachte endlich die Nachricht, daß der Maler sich vor aller Welt verleugnen lasse, weil er wieder einmal von einem Arbeitsfieber überfallen worden.

Damit war sie beruhigt. Niemand machte ihr wenigstens in dieser Zwischenzeit sein Herz streitig und sie wußte, daß er wiederkommen würde, sobald ihn seine Göttin, die Kunst, der Haft entlassen. Ihr wollte sie Rainer nicht streitig machen, vielmehr gern mit ihr sich in den Besitz seines Herzens theilen, denn sie hatte längst herausgefühlt, daß sie durch diese kluge Nachsicht allein ihn ganz besitzen konnte.

Wie klopfte jeder Pulsschlag ungeduldig dieser Stunde

entgegen und wie sehnte sie den Augenblick herbei, der ihn zurückbrachte!

Warum hatte sie zaghaft eine Entscheidung immer wieder selbst in die Ferne gerückt? Warum hatte sie nicht muthig einen Sturm gewagt, dann war allem Bangen und Quälen ein Ende, dann war er bereits für immer an sie gefesselt? — Und doch bereute sie nicht dieses feige Hinzögern, es machte zu gleicher Zeit ihre Seligkeit aus, ja ihr Herz fühlte sich zuweilen noch nicht stark genug, das berauschende Glück zu ertragen, das die Gewißheit bringen mußte.

Ermüdet, gelangweilt von dem Treiben in den Salons hatte die Baronin heute alle Einladungen ausgeschlagen; aber die Einsamkeit war ihr doch unerträglich und sie beschloß, in die Oper zu fahren. Schon stand ihr Wagen an der Thür, sie wollte eben das Zimmer verlassen, da wurde ihr Rainer gemeldet. Sie bedurfte all ihrer Selbstbeherrschung, um nicht laut aufzujauchzen, ihr Herz drohte stillzustehen und sie fühlte wieder die ganze Macht ihrer Liebe, die ihr dieselben Empfindungen zurückbrachte, die ihre Brust durchrauscht, als sie mit siebzehn Jahren ihrem Verlobten entgegengejubelt.

Das war die echte Liebe, die ihr den blühendsten Frühling zurückbrachte.

Sie mußte sich auf einen Stuhl niederlassen, und es war nicht Kokettterie, daß sie erschöpft sich zurücklehnte und wie aufgelöst einige Secunden so verharrte.

Als aber der Maler eintrat, hatte sie schon ihre

Fassung wiedergewonnen, nur ihre Augen glänzten feuriger und ihre Athemzüge gingen etwas rascher.

Sie erhob sich leicht und anmuthig, und ihm einige Schritte entgegengehend, sagte sie mit ihrer weichen klangvollen Stimme:

„Hat Sie endlich Ihre Göttin freigelassen?“

„Aber ich störe, Frau Baronin, Sie wollen ausfahren.“

„Und glauben Sie wirklich, daß ich auf Ihre Gesellschaft verzichten werde, nachdem ich — Sie so lange entbehrt?“

Der Zusatz kam im leichten verbindlichen Ton heraus, als sei er nichts weiter, als eine höfliche Redensart, während ihre Blicke ihm eine weit tiefere Bedeutung beilegten. Sie entledigte sich dabei mit einer höchst graziösen Bewegung ihres kleinen Hütchens, und indem sie sich wieder in ihren Sessel niederließ, nöthigte sie zugleich den Maler, Platz zu nehmen. In ihrem ganzen Benehmen lag etwas so Gewinnendes, Einschmeichelndes, dem selten Jemand widerstehen konnte.

Es war ein liebenswürdiger Kamerad, der seinen guten Freund willkommen hieß und der sich bemühte, es ihm so bequem wie möglich zu machen.

Der Maler bemerkte ihr ungewöhnliches Heraustreten und er wurde dadurch nur zurückhaltender.

Sie ließ sich von seiner anscheinenden Kälte nicht abschrecken, denn sie war es schon gewöhnt, daß er nach einer längeren Abwesenheit sich frostiger und ruhiger zeigte und immer erst ein wenig erwärmt werden mußte.

„Denken Sie, als all meine Einladungen bei Ihnen kein Gehör, sogar mein Abgesandter keinen Eingang fand, hatte ich schon die Phantasie, Sie selbst aufzusuchen," begann sie zu plaudern, „aber ich wagte es nicht, denn ich fürchtete, Sie könnten mir eine solche Störung nicht verzeihen."

„Frau Baronin, Sie können Alles wagen."

Sie wiegte lächelnd den Kopf hin und her. „Nein, Ihnen gegenüber bin ich so unsicher wie ein Kind."

Ihre Augen ruhten dabei mit einem zaghaft naiven Ausdruck auf dem Maler, während sie den Fächer auf- und zuklappte, den sie wieder zur Hand genommen.

Als Rainer schwieg, fuhr sie lebhaft fort:

„Was haben Sie zu Eugen gesagt? Würden Sie es für möglich gehalten haben, daß er noch einmal so auflodern könne?" Ihre Worte begleitete ein helles übermüthiges Lachen.

„Fortunata ist eine blendende Schönheit," bemerkte Rainer.

„Blendend, ganz recht," entgegnete die Baronin, „aber ich fürchte, sie hat keine Sonne, nur ein Nordlicht in ihrem Herzen." Ihr Blick senkte sich dabei warm und feurig in die Augen des Malers, als wolle sie sagen: „In meiner Brust ruht ein ganz anderes Gestirn."

Eine solche Antwort war wohl geeignet, den jungen Künstler ein wenig anzuregen.

„Trotzdem wird es dem Baron genügen, seine Tage zu erhellen," erwiderte er lächelnd, „denn die Repräsen-

tanten der höchsten Stände sind wie Bewohner der Polargegend, sie brauchen keine höhere Wärme.“

„O, das ist eine schneidende Wahrheit, und glauben Sie mir, wer eine südliche Natur ist, dem erstarrt in diesen Eisregionen das Herz; nein, ich will sagen, der fühlt sich dort namenlos unglücklich,“ verbesserte sie sich selbst, „der sehnt sich nach dem hellen Sonnenschein, nach einer treuen, hingebenden Seele, die sie warm und begeistert umschlingen kann.“

Sie hatte den Fächer auf einen Seitentisch gelegt, lehnte die Hände in den Schooß und ihr Blick senkte sich träumerisch schmachtend zu Boden. Ihr stärker auf- und abwogender Busen verrieth die Bewegung ihres Innern.

Sie hatte für den Besuch der Oper Toilette gemacht und da sie ihren kostbaren Baschlik noch nicht umgelegt, so trat ihre Aufregung schärfer hervor. Für die Baronin war freilich gerade dieser Anzug niemals günstig — er legte nur zu deutlich an den Tag, wie viel ihr die Zeit und die Jahre des Schmerzes genommen. Die geübten Augen des Malers bemerkten nur zu gut — die weibliche Zwangsanleihe, wie er scherzend ein solches Heraufschrauben spärlicher Naturgaben nannte.

Jetzt schien ihm der günstige Zeitpunkt gekommen, um auf den eigentlichen Zweck seines Erscheinens überzulenken.

„Auch ich bin des kalten Nordens müde,“ sagte er leichthin, „und will wieder den warmen Süden aufsuchen.“

Sie hatte nur flüchtig auf ihn gehört, es drängte sie, ihrem vollen Herzen Luft zu machen:

„Ja, hier im Norden ist Alles kalter Verstand, man

zeigt zuweilen Geist, aber niemals Gemüth. O, wüßten Sie, wie müde ich dieses Treibens bin, wie ich nach einer treuen Seele schmachte, an die ich mich vertrauensvoll anlehnen kann, daß in mir noch ein wahres warmes Empfinden lebt und daß ich noch immer nicht das Talent verloren habe, Denjenigen glücklich zu machen, den ich liebe."

Der Damm war durchbrochen, ihre glühendsten Gefühle, ihr Schwärmen und Träumen, Alles, was sie so lange mit der ganzen Kraft einer in der großen Welt geschulten Frau zurückgehalten, brach mächtig, unaufhaltsam hervor. Wol wagte sie Rainer nicht anzublicken, aber es war doch, als ob sie ihre innersten Seelenaugen zu ihm aufgeschlagen, selbst durch die Schminke drang ihre tiefe Bewegung, ihr Antlitz war wie verklärt und ihre halb geöffneten Lippen schienen bereits eine neue, unbekannte Seligkeit einzuathmen.

Jetzt wußte der junge Künstler, daß die Katastrophe kaum noch aufzuhalten war und er konnte sich eines tiefen Mitleids nicht erwehren. Er war zu viel Gemüthsmensch, um nicht unter der schweren Aufgabe zu leiden, die ihm zugefallen, — der armen Frau die letzten Illusionen zu zerstören. Wenn er gewußt, daß in ihr noch eine heftige Leidenschaft auflodern könne, würde er sich weit eher zurückgezogen haben, aber er hielt die Baronin für eine jener Koketten, die ihre Eroberungszüge so rastlos fortsetzen, daß sie nicht einmal Zeit finden, die besiegten Völker für immer zu unterjochen, und hinter ihnen die erworbenen Reiche ebenso rasch verloren gehen, wie sie gewonnen

wurden. Jetzt erkannte er zu spät, daß diese Frau sich nicht länger in der Gewalt hatte und von einem Gefühle beherrscht wurde, das mächtiger war als sie selbst. Warum war sie thöricht genug gewesen, ihr Herz an einen Maler zu verlieren, der seine Augen nicht zu schließen vermochte? — Wol hatte sie noch das Talent, einen Mann glücklich zu machen, den sie liebte, wenn sein Blick bereits durch die Liebe verschleiert worden: für ihn war es unmöglich, und doch empfand er eine tiefe schmerzliche Beklommenheit, ein Herz zu zerbrechen, das nach einem Leben voll Trug und Selbsttäuschung vertrauensvoll bei ihm eine Zufluchtsstätte suchte.

Unschlüssig, was er sagen sollte, stützte er den Kopf in seine Linke, während seine Rechte zerstreut das Blatt einer Fächerpalme zerzupfte, die von einem prächtigen Blumentische herabnickte. Er konnte sich nicht beherrschen, sein Blick ruhte mit dem Ausdruck tiefster Trauer auf der selig vor sich hinlächelnden Frau und vor seiner beweglichen Phantasie tauchte bereits ein anderes von Schmerz und Verzweiflung entstelltes Antlitz auf. Wie gern hätte er sich und ihr die grausame Qual erspart, Arme zurückzustoßen, die sich ihm „weltvergessen" öffnen wollten! ...

„Und würden Sie selbst dabei glücklich sein, Frau Baronin?" fragte er nach einer Pause und seine Stimme klang milder, gedämpfter als je. „Für die Frauen ist die Liebe oft nichts weiter als ein mächtiges namenloses Leid und ich meine, je stolzer, unabhängiger ein weiblich Herz, je weniger kann es sich unter das harte Joch beugen, das eine mächtige Leidenschaft auflegt, und auch Sie —"

Die Baronin ließ ihn nicht vollenden — sie hatte aufgeschaut und aus seinem Blick, der nichts weiter als die größte Theilnahme bekundete, las sie die tiefste innigste Liebe. Die Frauen sehen Alles oder nichts, je nach der Stimmung ihrer Seele, und wenn der Sonnenschein der Liebe in ihnen fluthet, dann schwimmt Alles vor ihnen in einem trügerischen blendenden Glanze.

„Wie wenig kennen Sie noch ein Frauenherz!“ rief sie und preßte dabei die Hand auf ihre stürmisch klopfende Brust. „Es gibt keine Ketten, die wir so jubelnd, so überglücklich tragen als die der Liebe. O, wie süß ist das Joch! Nur muß es ein Mann sein, ein Mann mit einem reichen vollen Herzen, in dem noch ein echtes tiefes Gefühl lebt, der noch fähig ist, uns zu verstehen und der nie vergißt, daß wir in jedem Augenblick bereit sind, ihm Alles zu opfern. Eine wahre Liebe ist mehr als das Leben,“ fuhr sie in tiefster Erregung fort, „mit ihr wächst die Frau zur Heldin, sie allein macht den Mann groß und bedeutend, denn sie öffnet ihm die Pforten zu Glanz und Ruhm, sie ebnet seinen Weg, wirft Alles freudig für ihn hin und sie ist glücklich, wenn sie dafür nichts weiter erhält als sein Herz.“

Ihre Sprache, ihre Bewegungen, Alles war an ihr verändert — die mächtigen Gefühle, die sie allein noch beherrschten, zerrissen plötzlich die Schleier, in die sich diese Frau der großen Welt stets so kokett und zierlich einzuhüllen gewußt, und nichts blieb zurück, als ein liebebedürftig, liebeglühend Weib, das von seiner Leidenschaft in einen Himmel getragen oder zu einem Abgrund geschleift

wurde. Alle Verschlagenheit, alle List und Vorsicht, die sie stets den Männern gegenüber angewendet und denen sie so viel Erfolge zu verdanken, hatte sie verlassen, sie fand jetzt für ihr Empfinden auch keine anderen Worte, als sie jeder anderen Frau zu Gebote stehen, aus der allein ihr Herz spricht.

Die Baronin lehnte sich erschöpft auf den Divan zurück und schloß die Augen.

Vielleicht hatte sie zu viel gesagt, vielleicht die Schranke übersprungen und dem Geliebten einen zu hastigen Schritt entgegen gethan; aber sie konnte es nicht bereuen, sie fühlte nur eine unsagbare Seligkeit, daß endlich der übervolle Strom ihres Herzens einen Abfluß gefunden.

„Ja, Frau Baronin, Sie verdienen von einem tüchtigen Manne geliebt zu werden und Sie werden ihn finden," sagte er mit jenem mild tröstenden Tone, mit dem etwa ein Arzt einem unheilbaren Kranken baldige Genesung verspricht.

Es hielt ihn nicht mehr auf dem Stuhle, er mußte aufstehen, um so rasch und so gut als möglich Lebewohl zu sagen.

Trotzdem sie die Augen geschlossen hatte, mußte sie doch jeder seiner Bewegungen gefolgt sein, sie sprang lebhaft auf und trat so dicht an ihn heran, daß ihr rascher Athem ihn berührte.

„Ich habe ihn schon gefunden," flüsterte sie kaum hörbar und ein Zittern ging durch ihren ganzen Körper.

Während ihre Haltung, die schüchtern gesenkten Arme an ein junges Mädchen erinnerten, das zum erstenmal

das Geheimniß seines Herzens verräth, sprach aus ihren dunklen leuchtenden Augen die innigste Liebe, die einen Himmel geben will und fordert.

In ihrem Wesen prägte sich nicht der leiseste Zug von Sinnlichkeit aus, es war die reinste, idealste Liebe, die mit der vollsten Schwärmerei eines achtzehnjährigen Herzens nichts fordert, als dieselben im Aether schwelgenden Gefühle. Wie war es dieser Frau möglich gewesen, mitten im Strudel der großen Welt sich einen solchen Schatz von ungetrübten Empfindungen zu bewahren, die so viel Reinheit und Unschuld ausathmeten? Oder war erst durch den jungen Künstler die echte reine Liebe geweckt worden, die tausend schlummernde Blüthen hervorzaubert, die veredelt und läutert und Alles zurückgibt — selbst das Paradiesesglück der verlorenen Unschuld? . . .

Auf Rainer machte diese Entdeckung einen wahrhaft rührenden Eindruck. Diese Frau hätte in Wahrheit ein besseres Geschick verdient, als so früh bitter getäuscht zu werden und nun einsam, liebeleer durch das Leben zu wandern.

Unwillkürlich ruhten seine Augen voll größerer Theilnahme auf ihr bei dem Gedanken, daß er schon im nächsten Augenblick dies arme zuckende Herz aufs Tödtlichste verwunden mußte. Er kam sich wie ein Mensch vor, der den Dolch gegen sein Opfer nicht zu erheben wagt, sondern die Waffe seitwärts hält und sich nun beruhigter fühlt, wenn es sich selbst blindlings hineingestürzt.

„Frau Baronin, Sie haben an meinen künstlerischen Bestrebungen einen solch lebhaften Antheil genommen,“

begann er mit leiser bewegter Stimme, „und deßhalb wird es Ihnen gewiß Freude machen, wenn ich Ihnen sage, daß ich gerade Ihnen meinen zweiten Pilzerzug nach Italien zu verdanken habe.“

„Sie wollen fort nach Italien?“ fragte sie ganz erschrocken und ihre Augen irrten voll entsetzlicher Angst über das Antlitz des Malers.

Die Nachricht kam ihr so plötzlich, unerwartet, sie hatte vorhin seine Aeußerung überhört und völlig fassungslos erwartete sie seine Antwort.

„Durch Ihre liebenswürdige Aufmunterung wurde ich zu einer neuen Arbeit aufgestachelt,“ fuhr der Maler fort, der dabei die Baronin nicht anzublicken wagte, sondern mit seinen Augen dem Spiel des kleinen Springbrunnens folgte, der inmitten des Blumentisches seine zerstreuten Strahlen auf einen frischen Rosenkranz zurücksinken ließ; „ein glücklicher Zufall hat mir für mein letztes Gemälde einen närrischen Käufer zugeführt, der mir eine Summe bezahlt, die es mir ermöglicht, wieder nach Rom zu gehen und ich komme heute, um Ihnen Lebewohl zu sagen, denn schon übermorgen reise ich ab.“

Ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen, hatte sie ihn aussprechen lassen. Sie war ebenfalls an den Blumentisch herangetreten und blickte sinnend in das Blättergewühl der fremden seltsamen Pflanzen, die von fernen sonnengetränkten Landen zu flüstern schienen.

Beide schwiegen lange Zeit. Plötzlich erhob die Baronin das Haupt:

„Rainer, müssen Sie wirklich fort? Kann Ihnen ein

liebendes Weib nicht Alles ersetzen, Sie zum höchsten Schaffen begeistern, so gut wie Rom? Man sagt, die Liebe sei das echte Italien für jedes Herz!" Ihre feine Linke, mit der sie sich auf den Blumentisch stützte, zitterte, während sie nach diesen Fragen kaum zu athmen wagte und nur ihre Augen erwartungsvoll an seinen Lippen hingen.

„Wenn ich mir selbst genügen, das Ziel erreichen soll, das ich mir gesteckt, dann muß ich wieder in jenes Zauberland, das mir die Flügel der Seele vollends lüftet."

„Und wissen Sie, was Sie hier zurücklassen? Ein Herz, das Ihnen bis zum letzten Athemzug gehört, das keinen anderen Sonnenschein kennt, als den es von Ihnen empfängt. Rainer, Sie dürfen nicht fort, nicht jetzt fort! Nur noch einige Wochen, einige Tage schenken Sie mir, und ich werde die Nacht ertragen, wenn ich erst das volle Licht Ihrer Liebe getrunken."

Wie ein Blatt, das nicht länger den spielenden Winden widerstehen kann, sank sie an seine Brust.

„Ich werde wiederkommen und dann wird Ihr schönes warmes Herz ruhiger schlagen," sagte Rainer tröstend, während er völlig regungslos verharrte und sein Blick ihren zärtlich suchenden Augen auswich.

„Nein, sprich nicht vom Wiedersehen, Du wirst nicht so grausam sein und mir das Herz zertreten," bat sie und ihre Stimme hatte einen wunderbaren Schmelz.

„Frau Baronin!"

Sein Benehmen, dies Wort fuhr wie ein Blitz erleuchtend durch ihre Seele.

„Er liebt dich nicht!“ klang es in ihrem Innern; doch die häßlichen Phantome verschwanden wieder — es war ja unmöglich. Sie erhob das Haupt von seiner Brust, ihre feuchten Augen irrten wie Rettung suchend auf dem blasser gewordenen Antlitz des Malers und mit einem Tone, in dem ihre ganze Seele lag, wendete sie sich noch einmal zu dem geliebten Manne:

„Rainer, sagen Sie mir ein einziges freundlich Wort, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, und ich will Alles, Alles ertragen, die lange Nacht der Trennung wird für mich Tag sein.“ Mit dem Blicke des Verurtheilten, der von seinem Richter Gnade erheischt, schaute sie zu ihm empor. Sie stand regungslos dort, ihr Körper schien erst von der nächsten Secunde wieder Leben zu erwarten.

Wenn er sie aus Mitleid täuschte?! Er durfte ja nur dies Wort sagen und dann kam dies zuckende arme Herz zur Ruhe, Zeit und Entfernung schob ja sogleich zwischen sie seine lösende Hand und Alles verlief in Frieden; aber seinem geraden edlen Wesen widerstand selbst dieser Trug, vielleicht fürchtete er auch, daß er sich damit dennoch eine Kette schmieden könne, die ihn für immer fesselte.

„Sie wissen, daß ich Sie hochschätze, daß mir Ihr geistreicher, anregender Umgang sehr wohl gethan und ich hoffe —“

Weiter kam er nicht. Lautlos, wie von einem einzigen Schlage getroffen, sank sie zu Boden.

Alles Leben schien aus ihr entflohen, selbst die aufgetragene Schminke vermochte nicht länger die Todtenbläße

zu verbergen, die ihr Antlitz bedeckte. Erst als sich Rainer über sie hinbeugen, ihr Hilfe bringen wollte, kam in sie wieder einige Bewegung. Sie wehrte ihn schwach mit den Händen ab, sah ihn noch einmal mit einem tief traurigen Blicke an und flüsterte mit bebenden Lippen:

„Leben Sie wohl, Rainer, ich hatte Sie doch sehr lieb und muß den Irrthum mit meinem Herzblut bezahlen . . .“

Mit dem Aufwand aller Kraft erhob sie sich, ein müdes trauriges Lächeln spielte um ihre Lippen und sie winkte verabschiedend mit ihrer feinen Rechten; dann kauerte sie sich in den Winkel ihres Divans, barg das Antlitz in beide Hände und verharrte so regungslos eine ganze Zeit . . .

Rainer wagte kein Wort des Trostes, der Beschwichtigung weiter. Was konnte er ihr noch sagen, was nicht die Wunden weiterriß, die sie sich in liebender Verblendung selbst zugefügt? Hier gab es keine andere Heilung als vielleicht die Zeit. In tiefster Bewegung, mit einem letzten theilnahmsvollen Blick auf die Unglückliche, verließ er leise, wie man von einem Kranken geht, das Zimmer und zog geräuschlos die Thür hinter sich zu.

Als die Baronin aus ihrer Erstarrung erwachte, war sie allein, und nun erst kamen die Thränen, der wilde Schmerz und die Verzweiflung.

Sie schnellte von ihrem Platz empor und stürmte weinend und händeringend durch das Gemach. Ueber ihre Lippen strömten unaufhaltsam die herzzerreißendsten Klagen.

Die Gegenwart, die Zukunft, Alles war um sie Nacht und Nebel, ein Sturm, ähnlich dem Wirbelwind, in dem Dante die leidende Seele Francisca's fand, raste durch ihre Brust. Ihre weiche, gebrochene Stimmung hatte plötzlich einer anderen Platz gemacht. Sie vergaß, daß sie sich selbst diese harte Täuschung verschafft, sie sah darin nur einen elenden Trug, die schnöde Selbstsucht eines Künstlers, der schonungslos selbst das treueste, hingebendste Herz zertritt, um seine Eitelkeit zu befriedigen. Die Worte der Professorin fielen ihr ein, wie hatte sie Recht gehabt! In diesem Menschen steckte nichts weiter als der roheste Egoismus, er war jedes echten, rein menschlichen Gefühles unfähig und sie begriff es selbst nicht, daß sie sich so bitter täuschen gekonnt.

Ihre glühende Liebe schlug in Haß um.

O, warum hatte sie noch einmal einem Männerherzen vertraut und gehofft, daß sie dort Glück und Frieden finden würde! . . . Es gab keine Ausnahmen, sie waren Alle treulos, verrätherisch, wie der Jämmerliche, der ihr zuerst das Herz vergiftet, oder kalt, selbstsüchtig, wie dieser Mensch, der eben von ihr gegangen war und mit ihrer tiefen glühenden Liebe ein grausames Spiel getrieben. Es hatte seiner Eitelkeit geschmeichelt, in ihrer Brust diese verzehrenden Flammen anzuzünden und dann kehrte er gleichmüthig, erbarmungslos ihr den Rücken.

Nun war auch dieser letzte Traum zu Ende und sie wußte, daß sie keines neuen Aufschwunges fähig war, daß sie die Kraft, den Muth und das Talent verloren habe, ein anderes Herz zu suchen . . .

XXV.

Wol hatte sich Professor Weidmann „transeat" zugerufen, aber der Schmerz um den Verlust des geliebten einzigen Sohnes ging doch nicht so rasch vorüber, als er selbst erwartet. Alle Philosophie ließ ihn dabei im Stich, und wie auch jetzt die höher gehenden Wogen der Wahlbewegung seine vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, mitten in all den erregten Debatten mit seinen Parteigenossen klang ihm das schneidende Wort durch die Seele: „Du hast keinen Sohn mehr." Dennoch fühlte er sich schon glücklich, daß er sich durch die politische Thätigkeit ein wenig betäuben konnte und seine Gegenwart außerhalb des Hauses vielfach in Anspruch genommen wurde; daheim empfand er die ganze Herbheit seines Verlustes.

Vergeblich hatte er gehofft, der tolle Schwärmer würde im letzten Augenblicke noch zur Vernunft kommen und wieder in das Elternhaus zurückkehren, aber er blieb fort und zu seinem schweren Verdrusse hatten bereits die Zeitungen die Nachricht gebracht, daß ein junger Referendar, der Sohn eines in der politischen Welt sehr bekannten Mannes, aus tiefem innern Drange sich der Bühne gewidmet habe und nächstens auftreten werde.

Dieser Wingold hatte wirklich alles Schamgefühl verloren — das mußte er an seinem einzigen Sohne erleben, und die Frau, die das Alles verschuldet, trieb ihr Unwesen ruhig weiter, als ob gar nichts geschehen sei! — Sie hörte kaum auf seine bitteren Klagen und Vorwürfe, denn sie war jetzt wieder ganz allein Dichterin, schuf rast-

los Dramen, um für den geliebten Sohn Glanzrollen zu liefern. Für das Leid ihres Mannes hatte sie nicht das mindeste Verständniß; seinen Anklagen, daß sie Wingold auf diese abschüssige Bahn gelockt, setzte sie die empörendste Gleichgiltigkeit entgegen, oder sie ging zu seinem namenlosen Aerger noch weiter und sprach begeistert von der großen glänzenden Zukunft, die dem jungen Schauspieler bevorstand.

Daß es eine Schmach sei, wenn der Sohn eines hoch geachteten Mannes Comödiant wurde, davon hatte sie keine Ahnung und immer wieder behauptete sie mit der alten übermüthigen Keckheit: „Das Genie geht eben seine eigenen Wege und kann selbst die goldenen Lehren eines Professors nicht beherzigen.“

Vergeblich wars, diese „ewige Närrin“, wie er sie nannte, zur Vernunft, zu einer anderen Anschauung zu bringen; sie schien nicht einmal den Sohn zu vermissen, denn sie klagte mit keinem Worte. Ihr beweglicher Geist hatte sich rasch über den traurigen Conflict hinweg und in höhere Regionen geschwungen. Umso bitterer empfand ihn der Professor und für ihn war der ohnehin so dürftige Schimmer von Sonnenschein aus seinem Hause wie aus seinem Herzen entflohen.

Diese düstere Stimmung machte ihn auch auf politischem Gebiete noch eifriger und rücksichtsloser.

Es war der moderne Geist, der Geist unseres pietätlosen Jahrhunderts, der den Sohn verlockt und verführt, und nun richtete er gegen diesen argen Feind die schärfsten Pfeile. Er war unermüdlich, in kleinen Schriften

und Wahlreden die furchtbaren Gebrechen unserer Zeit darzulegen und zur Rückkehr von diesen Irrwegen aufzufordern.

Für ihn bestand das Heil der Welt in kindlicher Unterwerfung unter dem Gebot des Königs, als der von Gott eingesetzten Obrigkeit, und in strenger Einführung der alten Zucht und Ordnung. Unaufhaltsam predigte er jetzt Gehorsam, nichts weiter als Gehorsam, denn er wußte nun, was es mit solch toller unvernünftiger Widerspänstigkeit auf sich habe. Freilich hatte er nicht einmal den Willen seines eigenen Sohnes brechen können, und trotzdem schreckte es ihn nicht ab, den Willen eines ganzen Volkes beugen zu helfen; er wußte schon, daß Völkern oft weit leichter beizukommen ist, als einzelnen Menschen.

Wenn auch nicht seine kühnen Hoffnungen auf einen glänzenden Wahlsieg der conservativen Partei in Erfüllung gingen, so wurde ihm doch die Genugthuung, daß er sich diesmal unter den Gewählten befand. Der einzige Lichtschimmer für sein schwer bedrücktes Herz.

Sein Leberleiden hinderte Weidmann nicht, die Wahl anzunehmen, und als seine Frau rücksichtslos genug war, ihn an seine Krankheit zu erinnern, die ihn schon damals an der Uebernahme eines Mandats gehindert, bemerkte er mit einem schweren Seufzer, daß er bei seinem Familienkummer Trost und Zerstreuung nur in der aufopfernden Sorge für König und Vaterland finden könne.

„Man sagt allgemein, daß die Politik sehr rasch alt

mache," hatte die Professorin darauf erwidert und mit großer Aufmerksamkeit seine grauen Haare geprüft.

O, diese Frau schien das Schicksal auserlesen zu haben, um ihm das Dasein zu vergiften, und er hatte nur den Einen Trost: was sein Herz an persönlichem Glück verlor, das gewann die Welt.

Wenige Tage nach der Wahl wanderte er eben in Gedanken versunken seiner alten Stammconditorei zu, da wurde er durch ein Bataillon vorbeimarschirender Soldaten aufgehalten und er mußte stehen bleiben und aus Langweile trat er an eine in der Nähe befindliche Anschlagsäule.

Durfte er seinen Augen trauen?

Mit furchtbar großen Lettern kündigte ein bunter Theaterzettel an: Erstes Debut des Herrn Wingold Weidmann. — Sein ehrlicher Name war also wirklich an den Pranger genagelt! Und in einer Randbemerkung wurde noch hervorgehoben, daß gerade das Auftreten dieses Debutanten für die Bewohner der Residenz ein besonderes Interesse haben dürfte.

Der Professor war außer sich, sein gelbes Gesicht verzerrte sich vor Wuth, er hätte den Zettel herabreißen und vernichten wollen, wenn ihn nicht die Achtung vor dem Gesetze daran verhindert. Und was half es, diese nichtswürdige Anzeige zu entfernen, sie klebte an hundert Säulen der Hauptstadt zu gleicher Zeit, um die Schmach zu verkünden, daß der Sohn eines geachteten Mannes, der bereits zwei juristische Examina hinter sich hatte, nach der traurigen Ehre lechzte — Comödiant zu werden. Und

der Bube hatte nicht einmal einen anderen Namen angenommen, er zerrte den vom Vater ererbten mit jammervollem Leichtsinn in den Schmutz.

Lange stand der alte Herr vor der Säule und sein Athem ging immer schwerer. Wie viel Hoffnungen hatte er auf seinen Sohn gesetzt und ging nicht all sein Ringen und Streben dahin, ihm eine glänzende Zukunft zu eröffnen, ihm den Weg zu Ansehen und Ehre so leicht und mühelos wie möglich zu machen, den er unter solch harten Anstrengungen zurückgelegt? Und nun lohnte er ihm damit, daß er Schauspieler wurde!

Dem Professor war es heute unmöglich, seine Conditorei aufzusuchen, denn er war dort allgemein bekannt und fürchtete doch indiscrete Fragen, ja er wagte nicht mehr den Blick zu erheben; ihm schien es, als ob jeder Vorübergehende ihn neugierig und übermüthig anstarre, den Vater des Debutanten.

Er ballte ingrimmig die Faust, verwünschte seine geniale Frau, sein Schicksal, die heillose leichtsinnige Welt. Um nur den Leuten so viel wie möglich aus dem Wege zu gehen, schlug er die abgelegensten Straßen ein.

Vergeblich suchte er die Aufregung seines Innern mit philosophischen Gründen zu beschwichtigen, er wurde die Vorstellung nicht los, daß heute auf seinen Namen ein Flecken geworfen.

Es begann bereits zu dunkeln und ermüdet vom Gehen, suchte er die erste beste Conditorei auf, die er auf seinem Rückwege fand, um wenigstens eine Tasse Kaffee zu trinken. Eine reiche Auswahl Zeitungen war

freilich nicht vorhanden — nur die unvermeidliche Vossische und das Intelligenzblatt, aber einige, wenn auch freilich schon etwas alte Journale lagen auf dem kleinen Tische umher.

Um sich wenigstens etwas zu zerstreuen, griff er nach einem solchen und der erste Artikel, der ihm aufstieß, war die Biographie eines berühmten Schauspielers der Jetztzeit. Er hätte gewiß das Blatt sofort unwillig weggeworfen, wenn ihn nicht die Ueberschrift getäuscht. Dr. Grunert — wie konnte er ahnen, daß sich dahinter ein Schauspieler verberge?

Zu spät gewahrte er seinen Irrthum und nun erregte doch die Lebensbeschreibung seine Aufmerksamkeit. Es gab also mehr Thoren, die bereits die tüchtigsten Studien zurückgelegt, es bis zum Doctor gebracht hatten und dann schließlich noch Comödianten geworden. Wenn nun Wingold sich wirklich zu einem berühmten Schauspieler aufschwang, wie er sich gerühmt? Diese Leute wurden sogar decorirt, an den Hof gezogen und mit Ehren überschüttet — es lief freilich seinen für Wingold entworfenen Lebensplänen schnurstracks entgegen, doch in einem solchen Falle konnte er sich schon eher mit der Tollheit des thörichten Burschen aussöhnen.

Bei ihm drehten sich ja doch nur alle Gedanken um die Befriedigung eines grenzenlosen Ehrgeizes, und wenn Wingold sich auf diesem Wege zu einer geachteten Stellung emporarbeitete, so war sein Kummer zu Ende. Wol hatte er andere, höhere, solidere Pläne mit ihm im Sinne, aber der von der Genialitätssucht der Mutter angesteckte

Mensch war nun einmal in diese Bahnen nicht mehr zu drängen.

Am Ende ging ihm sein Sohn dennoch nicht verloren ...

Er stemmte den Arm auf den Tisch und versank in tiefes Hinbrüten.

Plötzlich raffte er sich auf. Sein Entschluß war gefaßt, er mußte Wingold heute sehen, um selbst urtheilen zu können, um zu wissen, ob ihm dort eine Zukunft winkte.

Mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit führte er seinen Entschluß aus. Es war keine Zeit zu verlieren, rasch bezahlte er seinen Kaffee und ohne sich weiter zu besinnen, steuerte er auf die erste Droschke los, nannte hastig den Namen des Theaters und stieg ein. Die Schwerfälligkeit des Gelehrten war heute völlig abgestreift und als er im Wagen saß, begriff er selbst nicht, wie rasch er dies Alles ins Werk gesetzt.

Jetzt hielt schon das gebrechliche Fahrzeug vor dem prächtigen hellerleuchteten Theatergebäude. Seit seiner Studienzeit hatte der Professor kein Schauspiel mehr besucht, sich niemals um diese Allotrias bekümmert.

Er kannte nur das königliche Schauspielhaus, von den inzwischen in den verschiedensten Theilen der Residenz aufgetauchten Kunstanstalten hatte er kaum eine dunkle Vorstellung, er hielt sie für armselige Winkelbuden, denn sie waren ihm nicht zu Gesicht gekommen. Er hatte Besseres zu thun, als diesen frivolen unnützen Dingen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Nun war er doch erstaunt,

hier eine Pracht und Eleganz zu finden, die selbst das königliche Schauspielhaus überragte.

Als er die große breite Treppe hinaufgestiegen und den hellerleuchteten Corridor erreicht hatte, blieb er zögernd stehen.

Wie war er denn eigentlich hiehergekommen und was wollte er hier? Beging er nicht die größte Thorheit, dem tollen Treiben seines Wingold beizuwohnen? Und wenn man ihn erkannte, mußte man nicht daraus den Schluß ziehen, daß er den leichtsinnigen Schritt seines Sohnes gebilligt?

Er wollte umkehren, aber es liegt in einer solchen Menschenwoge eine fortreißende Gewalt, der der Einzelne nicht widerstehen kann, Alles eilt, hastet vorüber, drängt vorwärts und Jeder wird weitergeschoben, selbst wider seinen Willen.

Auch der Professor sah sich plötzlich an der Kasse, ohne zu wissen, wie er dahingekommen. Nun blieb ihm keine weitere Rettung, schon richtete der Cassier fragend seine Augen auf ihn und er murmelte nach einem letzten Zögern: „Parquetloge."

Hastiger als es sonst seine Gewohnheit war, wickelte er auch diese Angelegenheit ab, drückte den Hut tiefer in die Stirn und ließ sich von dem Thürsteher zurechtweisen. Er zog sich ängstlich in den Winkel seiner Loge zurück und wagte nur schüchtern sich umzublicken, weil er fortwährend in der Furcht schwebte, man werde ihn erkennen.

Die weiten herrlichen Räume waren ziemlich gut

besetzt. Freilich war das erste Debut des Referendar Weidmann nicht der einzige Hamen gewesen, den die Theater-Direction nach dem Publikum ausgeworfen — in den Zwischenacten trat eine französische Tänzergesellschaft auf.

Wingold hatte davon geträumt, in einem classischen Drama seine Schauspielerlaufbahn zu beginnen, aber das Privilegium des königlichen Theaters stand seinem Wunsche entgegen. Diese Bühne hatte noch immer allein das Recht, sich für die Heroen der dramatischen Literatur zu begeistern. Der angehende Künstler mußte sich damit begnügen, daß er zum erstenmal in einigen kleinen Lustspielen auftreten durfte. In zwei Stücken war ihm die Rolle des ersten Liebhabers bewilligt worden, mehr konnte er doch nicht verlangen, und einmal von dem Bühnenstrudel mit fortgerissen, lag ihm überhaupt nur daran, um jeden Preis sein Talent zu zeigen, unbekümmert darum, wie sehr schon seine kühnen Hoffnungen zusammengeschrumpft waren.

Wingold sagte sich, daß man beim Beginn nicht allzu wählerisch sein dürfe und daß gerade die bedeutendsten Geister unter weit ungünstigeren Umständen ihren kühnen Aufflug genommen. Er träumte trotzdem von einem glänzenden Erfolg und seine Freunde bestärkten ihn darin. Sie waren fast sämmtlich erschienen, um ihm ihre Hände, wenigstens ein Paar Handschuhe zu opfern.

Auch die Frau Professorin durfte natürlich nicht fehlen; sie saß in erster Rangloge und die kleine bewegliche Frau schien den Augenblick des Triumphes nicht er-

warten zu können. Sie blieb nicht eine Secunde ruhig und machte eifrig auf Freunde und Bekannte Jagd, und sobald sie wieder ein heute so theures Haupt entdeckt, eilte sie hin, um an dasselbe wenigstens ein flüchtiges Wort des Grußes und Dankes zu richten. Es schien, als wenn sie hier am heutigen Abend die Honneurs des Hauses zu machen hätte und sie flatterte unermüdlich von Einem zum Andern.

Der unten in einer Parquetloge verborgene Gemal entging ihrem Operngucker, vielleicht würde sie ihn auch gar nicht erkannt haben, weil sie ihn hier am wenigsten vermuthet. Zu ihrer höchsten Freude waren so viel „Gutgesinnte“ erschienen, denn sie hatte an Alle freundliche Einladungsschreiben gerichtet, wenn sie auch in poetischer Zerstreuung vergessen, die Billete beizulegen. Trotzdem waren Viele gekommen, auf die sie im entscheidenden Augenblicke zählen konnte.

Der rothe Meyer stand unter den Schlagfertigen in erster Reihe, sogar der wackere Abgeordnete hatte den Bitten seiner Schwester nicht widerstehen können und saß mit der kleinen Juliette und seiner Schwägerin im Parquet.

Auch Siegbert und Leonie fehlten nicht und selbst die Frau Baronin Berghof hatte sich von ihrem harten Schlage so weit erholt, daß sie das Theater besuchen konnte. Wie gern hätte sie sich diesen langweiligen Abend geschenkt, doch den zudringlichen Bitten der kleinen Frau gegenüber war sie völlig machtlos. Wenn auch Alles seit dieser letzten furchtbaren Täuschung aus ihrem Herzen

herausgebrochen war, ihre Liebenswürdigkeit hatte darunter nicht gelitten. Das blieb ihr eigenstes Element, in dem sie allein sich wohl und behaglich fühlte, und was vollends zwischen ihr und der Professorin ein innigeres Verhältniß schuf, war jetzt ihre völlige Uebereinstimmung in der Beurtheilung Rainer's.

Die Baronin fand einen Trost darin, daß gerade seine Tante ihn immer wieder der größten Künstlerselbstsucht, der kältesten Herzlosigkeit anklagte.

„Diese Künstler und Dichter sind alle auf einen Schlag," eiferte die kleine Frau eines Tages, ohne daran zu denken, daß sie seit länger als zwanzig Jahren in fieberhafter Unruhe sich in ihre Reihen zu drängen gesucht, „sie nageln wie jener Maler des Mittelalters ihr Modell an das Kreuz, um ein besseres Bild zu schaffen und gerade die Frauen, von denen sie geliebt werden, sind es, die sie zu ihren Opfern ausersehen."

Für die Baronin waren solch verständnißinnige Worte ein wahrer Balsam. Ja, der Elende hätte sie auch an das Kreuz geschlagen, zum Glück war sie noch einmal diesem furchtbaren Schicksal entgangen.

Nur Fortunata hatte der Einladung ihrer Tante nicht Folge geleistet, wenigstens konnte die Professorin sie nirgends entdecken. Sie sprach darum zu ihrer Schwägerin ihr Bedauern aus und flüsterte ihr zu: „Sie hat doch einen unerträglichen Hochmuth."

Diese nickte lebhaft zustimmend mit dem Kopfe.

Auch Concordia hatte sie nicht bewegen können, sie zu begleiten. Das alberne Dings war doch von einer

entsetzlichen Feigheit. Was war zu fürchten? Nichts! Wingold hatte zwar in seinem hochfliegenden Idealismus auf den Beistand der Claque verzichtet und solch elende Hilfsmittel entrüstet von der Hand gewiesen, denn er wollte durch seine eigene Kraft siegen, aber waren nicht Bundesgenossen genug vorhanden, die solche Miethstruppen ersetzten? Konnte über Wingold's Talent noch ein Zweifel aufkommen? Er feierte heute einen glänzenden Sieg und flog damit die Ruhmesleiter kühn hinauf.

Die Frau Professorin begriff deßhalb die Tochter nicht, die sich geweigert, dem Triumphe des Bruders beizuwohnen. Concordia jedoch theilte nicht diese Sicherheit. Es wäre ihr unmöglich gewesen, im Angesicht einer großen Menge dort ruhig zu sitzen, während das künftige Lebensglück ihres Bruders auf dem Spiele stand. Sie hätte vor Herzklopfen nicht zu athmen vermocht. Wenn er nun doch keinen Erfolg hatte?!

Was ihre Unruhe vermehrte, war, daß Siegbert den Schritt Wingold's bedenklich gefunden. Wenn er auch an seinem Talent nicht zweifelte, so erschien ihm doch gerade das Auftreten auf dieser Bühne für einen Anfänger nicht günstig. Am liebsten wäre er ebenfalls weggeblieben, aber er mochte nicht die Gunst der Professorin verscherzen.

Seit der Rückkehr in die Residenz hatte er sich mehrmals bei Professors zum Thee eingefunden und die kleine lebhafte Frau fand an der Unterhaltung des geistreichen jungen Mannes einen außerordentlichen Gefallen. Er war ihr sogar bei ihrem jetzigen poetischen Productions-

fieber von großem Nutzen, denn er wußte über Alles Auskunft zu geben und sein Kopf schien eine wahre Encyklopädie.

Da die Wahlbewegung den Professor vollständig in Anspruch nahm, so konnten diese Drei ungestört plaudern, träumen und schwärmen und die Mutter war nicht wenig erstaunt, daß selbst „Cor" so viel Geist zeigte und an der Unterhaltung einen lebhaften Antheil nahm; aber von ihrer poetischen Thätigkeit zu sehr in Anspruch genommen, fand sie nicht Zeit, den Ursachen dieser merkwürdigen Umwandlung nachzuspüren und die kleine Frau, die so lebhaft den Künstler-Egoismus anklagte, war am wenigsten davon freizusprechen. Ihr fragmentarisches Schaffen trieb sie wie in einem beständigen Strudel umher, sie hatte für die Welt kaum einen flüchtigen Blick und am wenigsten für die Leiden und Freuden ihrer Umgebung ein wirkliches Verständniß.

Deßhalb entging ihr auch das aufkeimende Herzensverhältniß der beiden jungen Leute.

Sie machte sich über die Besuche des jungen Doctors weiter keine Gedanken; er kam, war liebenswürdig, unterhaltend, vielleicht sehnte er sich nach einer höheren Geistesatmosphäre, genug — er war dort und Reflexionen, besonders über das Nächstliegende, waren niemals ihre Sache.

Die beiden Liebenden konnten unter den Augen der Mutter jene geheime wunderbare Zeichensprache des Herzens weiterführen, die vollends die Seelen einigt und für immer aneinander kettet.

Das junge Mädchen war so unendlich glücklich — nur die Sorge um den Bruder warf über ihr Gemüth den einzigen Schatten, und heute besonders überfiel sie eine namenlose Angst und Unruhe, die dadurch noch vermehrt wurde, daß auch der Vater zur gewohnten Zeit nicht nach Hause kehrte. Wie konnte sie ahnen, daß er ebenfalls mit im Theater und über seinen Sohn zu Gericht saß!

Wingold hatte ausdrücklich dem Vater gegenüber das tiefste Stillschweigen empfohlen, um ihn mit seinem glänzenden Erfolge zu überraschen. Das mußte ihn gewiß milder und versöhnlicher stimmen.

Der Professor hatte anfangs scheu und vorsichtig seine Blicke umherschweifen lassen; er sah seine Frau herumirrlichteriren, erkannte seinen radicalen Schwager und seinen Trabanten, den rothen Meyer — zum Glück war sein Platz so versteckt, daß ihn Niemand bemerken konnte, und damit hatte er vollends seine philosophische Ruhe wiedergewonnen. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und erwartete mit dem gewohnten kalten Gesichtsausdruck das Aufrollen des Vorhanges.

Schon das vorangehende Ballet erregte seinen höchsten Mißmuth und stimmte plötzlich seine Erwartungen herab. Wie konnte in diesem großen herrlichen Hause eine solche Frivolität geduldet werden, die Alles überschritt, was er bisher für möglich gehalten, und wo hatte Wingold den Muth hergenommen, sich unter dieses sittenlose Volk zu mischen.

Was war nach einem solchen Tanz von den Schauspielern zu erwarten!

Als Student hatte der Professor einst auch für das Theater geschwärmt; diese Zeit lag freilich längst hinter ihm, wie die seiner politischen Verirrung, aber die Vorstellung hatte er doch aus jenen Tagen herübergerettet, daß die Bühne, wenn sie nun einmal nothwendig, auch eine Anstalt werden müsse, die zur Erziehung und Belehrung des Volkes beizutragen habe. Während seiner Studienzeit hatte er diese Ansichten warm und begeistert verfochten, sogar in diesem Sinne längere Zeit die kritische Feder geschwungen und mit seinen hohen Anforderungen war der junge Weidmann den Directionen und den Künstlern ein rücksichtsloser Gegner geworden.

Diese Erinnerungen tauchten in ihm auf, und hatte er schon damals über den Verfall der Bühne geklagt, welchen Eindruck mußte dann das Theatertreiben der Neuzeit auf ihn machen!

Jetzt begann das kleine Lustspiel, in dem Wingold aufzutreten hatte.

Der Professor beugte sich ein wenig vor, als sein Sohn auf den Bretern erschien.

Mit ruhiger kalter Aufmerksamkeit verfolgte er sein Spiel, es war, als ob er den ersten Versuch eines völlig Fremden zu beurtheilen habe und er mußte sich sagen, daß dieser Mensch, der dort mit einer Hamletmiene umherirrte, tief unter dem stand, was er von einem nur mittelmäßigen Schauspieler forderte.

Wingold zeigte nicht die mindeste Schüchternheit, aber

er wollte etwas ganz Besonderes, Außerordentliches geben und verfehlte damit jede Wirkung.

Er hatte in seine doch nur unbedeutende Rolle so viel hineingeheimnißt, daß er nothwendig geschraubt und unnatürlich werden mußte.

Anstatt einen harmlosen Liebhaber darzustellen, zeigte er einen tiefangelegten großen Geist, dessen Worte, selbst dessen Bewegungen die höchste Bedeutung hatten. Der junge Weidmann wollte gleich zu viel sich als denkender Künstler zeigen und er hatte vor allen Dingen nicht daran gedacht, daß es in seiner Rolle rein unmöglich war, große Eigenschaften zu entfalten. Der Liebhaber in solch kleinem unbedeutenden Lustspiel ließ sich nicht zu einer fesselnden, Alles überraschenden Studie hinaufschrauben.

Geist ist eine sehr seltene Erscheinung bei den Schauspielern, und je mehr sie davon haben, je schlechter wird oft ihr Spiel. Die Annahme ist so natürlich, daß Leute, die ein ganzes Leben einsetzen, um nach Außen hin zu gestalten, nicht viel in sich haben können, und wenn wir auch bedeutende Ausnahmen besitzen, bleibt es doch die Regel.

Wingold hatte ebenfalls zu viel Geist und suchte ihn unglücklicherweise gerade hier zu entfalten, wo die schlichteste Natur gefordert wurde und nothwendig war. Trotzdem ließ sich bei Beendigung des Spieles ein, freilich schwacher Beifall hören.

Es war die Professorin, die hiezu das Zeichen gegeben hatte, und die geladenen Freunde konnten nicht umhin, ihr Scherflein beizusteuern.

Das große Publicum verhielt sich ganz gleichgiltig.

Durch diese Kälte der blinden Menge aufgestachelt, verfiel Wingold im zweiten Stück in den entgegengesetzten Fehler. Hatte der „süße Pöbel“ für sein durchdachtes Spiel keinen Geschmack gezeigt, so mußte er ihm andere, derbere Kost vorsetzen. Es galt, um jeden Preis sich einen glänzenden Sieg zu erkämpfen, den rohen Haufen mit sich fortzureißen, und nun ging er ganz anders ins Geschirr.

Er entfaltete jetzt das Kraftgenie, von dem man mit Recht sagt, daß es die Breter nicht nur betritt, sondern auch verbrennt. Seine Rolle im zweiten Stück war noch dazu größer, er konnte sich mehr ins Zeug legen, und als der Vorhang fiel, seine Freunde Beifall klatschten, folgten wirklich noch andere Hände diesem Beispiel, und davon ermuthigt, gingen seine wärmsten Anhänger noch weiter und wagten einen Hervorruf.

Hatte der Professor schon im ersten Stück das traurige Spiel seines Sohnes mit steigendem Unwillen verfolgt, so erreichte beim zweiten Auftreten seine Entrüstung den höchsten Grad. Das war kein Spiel mehr, ein rohes Infetzenreißen einer Rolle, wie es schon Shakspeare schwer getadelt. Nun stand sein Urtheil über Wingold fest — er hatte nicht das mindeste Schauspielertalent, brachte es niemals über die jämmerlichste Mittelmäßigkeit hinaus, und der Unselige hatte um dieses trügerischen Phantoms willen seine glänzende Zukunft leichtsinnig hingeworfen und das Herz seines armen Vaters mit dem schwersten Kummer belastet.

Und da klatschte man noch diesem Verbrecher an der Schauspielerkunst stürmischen Beifall zu, rief ihn heraus, um den Unglücklichen in seinem Irrthum zu bestärken und ihm jeden raschen Rückweg zur Vernunft und geordneten Verhältnissen zu verlegen!

Ein heiliger Zorn erfaßte ihn. Nicht umsonst hatte er von seiner Universitätszeit zwei Semester in Jena zugebracht, er wußte sich noch auf das energische Mittel zu besinnen, wie man solche Frevler auf der Stelle schonungslos bestrafte.

Unwillkürlich griff die Hand in die Tasche und ehe er sich noch selbst über seine Handlungsweise Rechenschaft geben konnte, war der Hausschlüssel an seinen Lippen. Ein kräftiger Pfiff tönte durch das Haus, gerade als sich der junge Dilettant zum letztenmal mit freudestrahlendem Antlitz vor dem Publicum verbeugte. — Es bedurfte nur dieses Signals, um Nachahmer zu finden. Der große Haufen hat stets die Launenhaftigkeit eines gezähmten Raubthieres, es zerfleischt gern seinen Wärter, selbst wenn es noch so lange sich schmeichelnd zu seinen Füßen geschmiegt.

Ein ungeheurer Lärm entstand, das Zischen und Pfeifen wurde wol von dem Beifallgeklatsch allmälig erstickt, aber Wingold schleppte sich doch, wie auf den Tod verwundet, hinter die Coulissen und brach dort ohnmächtig zusammen.

Der Schlag war zu hart! Von dem kühnsten Traum des glänzendsten Erfolges bis herab zu dieser Schmach, welch gewaltiger, zermalmender Sturz!

Als der erste Pfiff ertönte, wendete er seine Augen der verrätherischen Parquetloge zu und er glaubte das kalte gelbe Gesicht seines Vaters zu erkennen. Das traf vollends sein Herz, er vermochte kaum noch einige Schritte weiterzuschwanken, dann vergingen ihm die Sinne. —

Wol standen, als er erwachte, Mutter und Verwandte theilnehmend an seiner Seite, aber am liebsten hätte er nie wieder die Augen aufgeschlagen.

Wie sollte er diesen entsetzlichen Schimpf, diese furchtbare Niederlage überleben! Er rang verzweifelnd die Hände und war allen Trostzusprüchen unzugänglich. Völlig gebrochen starrte er vor sich hin und murmelte nur immer wieder: „Es ist aus, ganz aus!“

Er ließ Alles mit sich geschehen, und als die Mutter ihn jetzt die Treppe des Schauspielhauses hinab und zu einer Droschke führte, stieg er mechanisch ein, ohne zu fragen, wohin sie ihn bringen wolle.

Welch berauschende Hoffnungen hatten sich an diese glänzenden Hallen geknüpft, und nun verließ er sie wie ein Schiffbrüchiger, der nichts gerettet wie das nackte elende Leben.

Mochte die Mutter während der Fahrt noch so ermuthigend auf ihn einreden, ihm sagen, daß er ein außerordentliches Talent entfaltet und das Ganze eine elende Kabale sei; mochte sie ihn immerhin an Baison erinnern, der nach den schmählichsten Niederlagen sich dennoch zu einem bedeutenden Schauspieler aufgeschwungen, in seiner Seele lebte nicht diese ungeheure Federkraft, die von

keinem Mißerfolg völlig gebrochen wird, er hatte zu kühn und rücksichtslos von seinem Triumphe geträumt, zu sicher schon den Gipfel der Kunst unter den Füßen gehabt, um diesen harten Schlag überstehen zu können.

Für ihn lag Alles in Trümmer . . .

Als die Droschke jedoch vor der väterlichen Wohnung hielt erwachte er aus seinem stumpfsinnigen Hinbrüten. Er zögerte und wollte auf der Stelle zurück.

„Wingold, mein einziger theurer Sohn, Du darfst in Deiner Verzweiflung nicht allein bleiben, ich weiche heute nicht von Deiner Seite. Du brauchst den Vater nicht zu scheuen!" drängte sie, als Wingold noch immer zögerte. „Er kommt jetzt Abends niemals zu uns, wir sind ganz allein."

Jetzt tauchte wieder jenes kalte gelbe Gesicht vor ihm auf, das er in jener Loge gesehen, aus der, wie er sehr gut bemerkt, der erste Pfiff gekommen. War es wirklich der Vater, der den vernichtenden Streich gegen seinen eigenen Sohn geführt? Er mußte darüber Gewißheit haben und ohne weiteren Widerstand folgte er der zärtlich besorgten Mutter.

Concordia hatte den ganzen Abend in größter Unruhe zugebracht. Vergeblich suchte sie sich durch Lesen zu zerstreuen, immer wieder irrten ihre Gedanken zu dem Schauspielhause zurück, in dem heute das Geschick ihres Bruders sich entscheiden sollte.

Endlich nach Stunden einsamer, banger Erwartung öffnete sich die Thür. Concordia brauchte kaum einen Blick auf die Beiden zu werfen und sie errieth Alles.

Voll innigster Theilnahme schloß sie ihren tiefgebeugten Bruder in die Arme, der ihre Zärtlichkeit mit traurigem Lächeln duldete, sich dann in einen Stuhl warf und laut zu schluchzen begann. Jetzt erst, in der elterlichen Wohnung, kam ihm völlig zum Bewußtsein, wie elend er geworden. Nun erfuhr er auch durch Concordia, daß der Vater noch nicht nach Hause gekommen sei, und er zweifelte nicht länger, daß es kein bloßes Phantom seiner erhitzten Einbildungskraft, daß es wirklich der eigene Vater gewesen, der mit kalter, schonungsloser Hand seinen ganzen Ruhm vernichtet. Damit schlug die weiche Stimmung in ihr Gegentheil um. Eine wilde, namenlose Wuth erfaßte ihn, wenn er daran dachte, daß dieser Mann, der immer vorgegeben, daß er ihn liebe, all sein Glück, all seine Hoffnungen durch einen heimtückischen Schurkenstreich vernichtet. Nein, eine solche Niedertracht war ja gar nicht möglich, war zu unerhört, und er wagte nicht einmal seinen Verdacht zu äußern.

Da erschollen die schweren bedächtigen Schritte des Vaters auf der Treppe, er kannte sie zu genau; jetzt öffnete sich die Thür und das kalte harte Antlitz des Gelehrten zeigte sich auf der Schwelle.

Als er seinen Sohn bemerkte, blieb er einen Augenblick zögernd stehen, dann trat er langsam auf ihn zu, und seinen großen hervorstehenden Augen den mildesten Ausdruck gebend, sagte er nach einem hastigen tiefen Athemzuge:

„Ich hoffe, Du bist nun für immer von Deiner Tollheit geheilt und wirst vernünftig, denn ich habe mich

selbst davon überzeugt, daß Du für die Bühne nicht das mindeste Talent besitzest."

„Du warst also wirklich der Mörder meines Glückes und wagst von Vernunft zu sprechen?" schrie Wingold und auf seinem blassen Antlitz zeigte sich eine grenzenlose Wuth. „Mutter, sieh Dir einmal den Mann dort genauer an, der zuerst den Muth gehabt hat, seinen Sohn auszupfeifen. Nicht wahr, Du hast auch Comödie, den Brutus spielen wollen, der seinen eigenen Sohn stoisch verurtheilt und hinrichten läßt?" fuhr er höhnisch fort. „Nun wohl, Du sollst Deinen Lohn haben; Du hast meine Zukunft zerstört, mich gnadenlos dem Schimpf und Spott der Menge preisgegeben, und mein ganzes Bemühen soll jetzt wirklich darauf gehen, Dir Schande zu machen. Unterbrich mich nicht, laß mich ausreden!"

Seine Bewegungen wurden immer heftiger, seine Stimme erhielt einen krächzenden heiseren Ton:

„Du hast es nicht gewollt, daß ich ein großer Schauspieler würde, Du hast mich selbst von der Leiter des Ruhmes schonungslos hinabgestoßen und magst nun ernten, was Du ausgesäet. Ich will mich selbst wegwerfen, denn Du hast Alles in mir zertreten, und was bleibt mir noch übrig, nachdem Du mir das Heiligste, die Ehre entrissen, mich in Deiner väterlichen Liebe mit Schimpf und Schande belastet? Leb' wohl, morgen sollst Du mich an der nächsten Ecke als Dienstmann finden, und ich weiß, daß ich Dich damit am furchtbarsten strafen kann!" Mit einem wilden Hohngelächter stürzte er fort.

Vergeblich suchten Mutter und Schwester ihn zurück-

zuhalten, vergeblich streckte der ganz versteinert dortstehende Professor die Arme nach ihm aus, wie ein Rasender eilte er hinweg.

Der Professor verließ, ohne ein Wort zu sagen, langsam das Zimmer.

XXVI.

Die kühnen Hoffnungen des jungen Träumers waren mit Einem Schlage zerronnen. —

Selbst die Mutter, deren beweglicher Geist schon so viel bittere Täuschungen rasch überwunden, kauerte sich wie vernichtet auf dem Sopha zusammen und weinte die ganze Nacht. Erst am Morgen fand sie etwas von der alten Spannkraft wieder. Wingold mußte um jeden Preis gerettet werden, er durfte unter keinen Umständen ausführen, was er gestern in seiner blinden Wuth angekündigt. Nein, seine bedeutenden glänzenden Geistesgaben durfte er nicht wegwerfen, um sich an dem Vater zu rächen; bedachte er nicht, daß er damit auch ihr das Herz brach? Dennoch fürchtete sie, daß all ihre Vorstellungen vergeblich sein würden, denn bei seinem „feurigen Geiste", wie sie es nannte, wußte sie nur zu gut, wie leicht er aus einer Richtung in die entgegengesetzte übersprang und wie schwer seine stets nach dem Außerordentlichen haschende Seele zu behandeln sei.

Er hatte neben ihrem rasch beweglichen Sinn doch etwas von dem kalten Starrsinn des Vaters geerbt, der, einmal zum Durchbruch gekommen, nicht zu beugen war.

In ihrer Angst und Rathlosigkeit eilte sie am andern Morgen sogleich zu ihrem Bruder, dem Abgeordneten. Sie traf ihn glücklicherweise noch heimisch, obwol er eben im Begriff war, in die Kammer zu eilen.

Ueber den unerwarteten Besuch der Schwester war er nicht wenig erstaunt. Er hatte den gestrigen Theaterscandal beinahe schon wieder vergessen. Sein Kopf war von ganz anderen Dingen und Vorstellungen erfüllt, denn er wollte heute gegen die furchtbaren Wahlumtriebe der Regierung seine scharfen, nie fehlenden Geschosse schleudern. Die jammernde, händeringende Schwester kam ihm daher höchst ungelegen und er hörte nur mit halbem Ohr auf ihre herzzerreißenden Klagen und murmelte zerstreut vor sich hin:

„Hm, hm!“

„Mit Deinem „Hm, hm“ ist mir gar nicht geholfen,“ rief die Professorin entrüstet, die sogleich erkannte, daß ihr Bruder nicht einmal für sie die nöthige Aufmerksamkeit gehabt. „Die Ehre und das Glück eines Deiner Verwandten steht auf dem Spiel und ich hoffe, daß Du Dich für ihn so gut in Bewegung setzen wirst wie für das deutsche Volk.“

„Aber was verlangst Du, was soll ich thun?“ fragte der Abgeordnete, der dabei eifrig seine Papiere zusammenlas und sich zum Fortgehen anschickte.

„Du mußt sofort mit Wingold sprechen, damit er

seine tolle Idee aufgibt, die über uns Alle Schimpf und Schande bringt," drängte die Professorin.

Der Abgeordnete ging unruhig im Zimmer auf und ab. Jetzt suchte er sich mühsam zu erinnern, was ihm eigentlich die Schwester mitgetheilt.

„Ja, richtig, sie hatte davon gesprochen, daß Wingold in seiner Verzweiflung Dienstmann werden wolle; das war wirklich ein toller Einfall und er sagte hastig: „Unsinn, ich werde dem Jungen den Kopf zurechtsetzen," und er griff nach Hut und Stock. „Nur jetzt, liebe Auguste, entschuldigst Du mich wol, ich habe keinen Augenblick zu verlieren, denn ich muß in die Kammer."

„Nicht von der Stelle!" rief die kleine Frau entrüstet. „Du kannst ein andermal für das Vaterland schwatzen, heute darfst Du nicht eher fort, bis Du mir versprichst, meinen armen Wingold zu retten." Mit der ganzen Lebhaftigkeit, die ihr eigen war, und der Verzweiflung einer Mutter vertrat sie ihm den Weg.

„Ich verspreche Dir ja Alles, — sobald ich aus dem Abgeordnetenhause komme —"

„Nein, Du mußt ihn sofort aufsuchen, kein Augenblick ist zu verlieren, denn er will schon heute Morgens als Dienstmann an unserer Ecke stehen."

Herr Haindorf war in Verzweiflung; er kannte seine Schwester, sie war in solchen Dingen furchtbar, und doch mußte er sich um jeden Preis von ihr losmachen. Das Wohl des Vaterlandes stand ja auf dem Spiel — gerade schon beim Anfang der Debatten galt es den kühnsten

Angriff, um diesem Ministerium zu zeigen, daß trotz alledem keine Versöhnung möglich sei.

„Sei kein Kind, Auguste! Glaubst Du wirklich, daß Wingold eine solche Drohung wahrmachen wird? Es war ein Schreckschuß, nichts weiter! Er ist viel zu vernünftig und auch viel zu stolz, um eine solch tolle Idee zu verwirklichen."

Die Professorin schüttelte das Haupt. „Nein, nein, in seiner wahnsinnigen Raserei fragt er nach nichts."

„Und selbst wenn er heute Morgens seinen Sinn nicht geändert, denkst Du denn, daß sich eine solche Sache im Handumdrehen bewerkstelligen läßt? Ihr Idealisten kennt eben nicht die gemeine Wirklichkeit. Ich gebe Dir mein Ehrenwort, Wingold ist es rein unmöglich, schon heute Morgens seinen unsinnigen Plan auszuführen. Sage mir nur seine Adresse, gleich nach der Sitzung suche ich ihn auf, aber jetzt muß ich wirklich fort." Er blickte ängstlich auf die Thür.

Die Professorin gewahrte schon, daß ihr Bruder doch nicht länger aufzuhalten sei.

„Dann will ich Dich begleiten, damit wir wenigstens unterwegs noch weiter sprechen können."

Der wackere Abgeordnete athmete erleichterten Herzens auf. Er reichte mit ritterlichem Anstande seiner Schwester den Arm, ließ durch das Dienstmädchen der noch schlafenden theuren Gattin einen „Guten Morgen" sagen und die Geschwister eilten im lebhaftesten Gespräch die Treppe hinunter.

Haindorf's neue Wohnung war noch etwas abgelege-

ner als die frühere, dafür hatte sie den Vorzug größerer Eleganz und wies zugleich mehr Räumlichkeiten auf. Die kleine Juliette konnte sich rühmen, daß ihre großen prächtig eingerichteten Zimmer nichts zu wünschen übrig ließen. Für den Abgeordneten hatte der etwas weite Weg zur Kammer nichts zu bedeuten, er liebte diese Fußwanderungen und hatte trotz seiner angehenden Wohlbeleibtheit einen guten Schritt. Auch heute hastete er so rasch vorwärts, daß ihn die kleine Professorin mehrmals ermahnen mußte, ein langsameres Tempo anzuschlagen.

Nun erst, als er sich glücklich auf dem Wege zu seiner alten geliebten Arena befand, schenkte er den Klagen der Schwester eine größere Aufmerksamkeit und gewann einen völligen Einblick in die Vorgänge des gestrigen Abends. Daß sein Schwager den eigenen Sohn ausgepfiffen, war doch wirklich stark und ging über das Maß des Erlaubten hinaus.

„Ich hätte ihm eine solche Tollheit nicht zugetraut," äußerte er ganz verwundert. „Er will mit seinem kalten nüchternen Verstande die ganze Welt regieren und nun geht doch das Herz einmal mit ihm durch und er läßt sich zu einem Streich hinreißen, der mehr als kindisch ist und das Glück seines Sohnes vernichtet."

„O, ich bin überzeugt, daß ers aus kältester Berechnung gethan," eiferte die Schwester; „er hat ihm damit nur den Weg zum Ruhme verlegen und, wie er das nennt, ihn zur Vernunft bringen wollen."

„Aber mein Herr Schwager hat dabei nicht gedacht, daß er damit seinem Sohne vollends den Rückweg abge-

schnitten. Ein ausgepfiffener Schauspieler kann doch nicht zu seiner alten Laufbahn zurückkehren."

„Was soll nun aus meinem armen Wingold werden?" jammerte die Schwester. „Lieber Gustav, rathe, hilf mir!"

„Verzweifle nur nicht, wir werden schon etwas für ihn auffinden. Halt, da fällt mir ein, wie wärs, wenn er sich der Journalistik widmete? Wir brauchen junge frische Kräfte." Er blieb eine Secunde stehen und blickte die Schwester fragend an.

„Ach, das Leben eines Zeitungsschreibers ist so ruhmlos!"

„Wer kann das sagen? Wenn die Presse noch nicht vorhanden wäre, müßte man sie erfinden, denn das Zeitungswesen ist jetzt jener Löwenrachen, aus dem Venedig seine Weisheit schöpfte."

„Aber die Anfechtungen und harten Verfolgungen, denen diese armen Leute ausgesetzt sind!"

„Desto größer ist ihr Ruhm. Alle diese Märtyrer der Freiheit, die für die Sache des Vaterlandes schwer gelitten und geduldet, wird das Volk begeistert auf den Schild erheben, wenn endlich der langersehnte Morgen tagt," entgegnete der wackere Abgeordnete mit lauter dröhnender Stimme, unbekümmert darum, daß ihm einige Vorübergehende ganz verwundert nachblickten und ein hinter ihm hertrottender Schutzmann sehr bedenklich den Kopf schüttelte.

Eine solche Sprache hatte für das Ohr der Professorin stets etwas Verlockendes. Sie hatte nicht das Höchste

in Kunst und Poesie zu erreichen vermocht, zu viel Hindernisse waren ihr vom rauhen Schicksal in den Weg gestellt worden, aber für ihren Wingold lechzte sie nach Ruhm, er sollte auf irgend einem Gebiete sich einen gefeierten Namen erringen, sich unsterblich machen.

„Meinst Du wirklich, daß auch dort Lorberen zu ernten sind?“ fragte sie und richtete ihre unruhigen dunklen Augen auf den Bruder.

„Gewiß,“ versicherte Haindorf, „und wäre es nicht schon genug, wenn er das schöne Bewußtsein hätte, dem Vaterlande in seinen schwersten Stunden gedient zu haben? Jeder, der jetzt auf die Seite des armen geknechteten Volkes tritt, ist ein Held und erwirbt sich unsterblichen Ruhm.“

„Lieber Gustav, nimm mirs nicht übel, aber ich habe nie begreifen können, wie Du für das Volk schwärmen und Dich für dasselbe aufopfern kannst. Du bist in einer ewigen Aufregung, setzest alle Deine Kräfte ein, und was erreichst Du damit? Es gibt nichts Dümmeres, Undankbareres, als den großen Haufen, und er wird ewig eine rohe, wilde Bestie bleiben.“

„Das ist die hochmüthige Sprache der schönen Seelen,“ entgegnete der wackere Abgeordnete, und wieder hastiger fortschreitend, fuhr er mit großem Pathos fort: „Wir haben die hohe herrliche Aufgabe, das Volk zu erziehen, es aus geistiger und politischer Versumpfung zu befreien; denn glaube nur, liebe Auguste, das Volk hat ein Herz, wenn auch noch keine Augen, es fühlt Alles,

nur sieht es nichts, und an uns ist es, ihm die Augen zu öffnen."

Die Professorin schüttelte den Kopf. „Wann ist je ein Volk dankbar gewesen? Es ist tückisch, treulos wie die Welle; nein, ich habe weder von dem guten Geschmack, noch von dem guten Herzen des Pöbels, der sich jetzt Volk nennt, eine hohe Meinung und ich fürchte, auch Du wirst noch traurige Erfahrungen machen."

„Was willst Du, liebes Kind, ich gebe mich keinen Täuschungen hin," erwiderte Haindorf und über sein volles blühendes Gesicht flog ein Hauch von Schwermuth. „Ich weiß ebenfalls sehr gut, daß der wahrhaft verdienstliche Mann, das Talent, das Genie, von seinen Zeitgenossen selten Verzeihung erhält für die Dienste, die er ihnen erwiesen, die begeisterte Hingabe, die er ihnen gezeigt —" und aus der breiten Brust des Abgeordneten arbeitete sich ein kräftiger Seufzer hervor — „aber sobald diese Helden todt sind," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „und wenn sie nichts mehr von ihrem Ruhm genießen können, dann denken Diejenigen, die sie beerben wollen, plötzlich daran, sie anzuerkennen, und man errichtet ihnen Denkmäler, um sich damit selbst in den Vordergrund zu drängen. Es ist das eine höchst schmerzliche Einsicht, aber soll uns das abhalten, uns dem Dienste der Menschheit zu widmen? —"

Sie waren unter diesen Gesprächen in die Nähe des Abgeordnetenhauses gekommen, und kaum war er desselben ansichtig geworden, da leuchteten seine Augen:

„Auch ich thue nichts als meine Pflicht, blicke weder

nach rechts, noch nach links und bin unbekümmert um den Beifall der Menge."

Die Professorin lächelte vor sich hin. Durch solche Worte konnte der Bruder wenigstens sie nicht täuschen, denn sie wußte nur zu gut, wie all sein Bemühen danach ging, den Beifall der Menge zu erhaschen, wie er um die Gunst des großen Haufens buhlte. Als Mann des Volkes bewundert, gefeiert zu werden, darin bestand sein einziges Glück, und er scheute keine Anstrengungen, um sich eine immer größere Popularität zu erwerben. Sie begriff den Bruder nicht — ein solcher Ruhm war nicht nach ihrem Geschmack; wie konnte ein Mann von Geist sich zum förmlichen Sklaven des rohen dummen Volkes machen, das heute einem begeisterten edlen Führer folgt und morgen dem elendesten Schreier zujauchzt, der ihm das Bischen Hirn besser zu erhitzen oder goldene Berge vorzuspiegeln weiß! — Heute aber mochte sie ihm nicht weiter widersprechen, auch war dazu keine Zeit mehr vorhanden, und trotzdem er mit all seiner Begeisterung für das Volk ein rechter Narr in Lebensgröße war, erschien ihr doch seine Idee, Wingold möge sich der Journalistik widmen, nicht ganz unglücklich. Es war ihr rasch eingefallen, wie sich schon Publicisten zu mächtigen Staatsministern aufgeschwungen: Addison, Thiers, d'Israeli waren glänzende Beispiele, und in ihrem beweglichen Geiste tauchte sogleich die Vorstellung von einem ähnlichen kühnen Fluge auf. In Wingold steckte etwas Außerordentliches, davon war sie überzeugt, er durfte nur endlich an den rechten Platz kommen, dann überraschte er die Welt.

Als sich jetzt Haindorf von seiner Schwester empfahl, um sich in das parlamentarische Schlachtgewühl zu stürzen, reichte sie ihm freundlich die Hand und bat noch einmal, den armen Wingold zu retten, sie verlasse sich auf seine tüchtige Einsicht und seinen bedeutenden Einfluß.

Für eine Schmeichelei war der wackere Abgeordnete niemals undankbar und er schätzte sie diesmal umso höher, als sie von seiner geistreichen Schwester kam, die ihn durchaus nicht damit verwöhnt, im Gegentheil seine schwachen Seiten oft gnadenlos verspottet hatte.

„Mein Wort darauf, Du sollst mit mir zufrieden sein.“ Er schüttelte der Professorin noch einmal die Hand und dann begrüßte er die Parteigenossen, die von mehreren Seiten herbeieilten. —

Die Unterhaltung mit der Schwester hatte Haindorf doch mehr aufgeregt als er für möglich gehalten. Ihr Wort von der Undankbarkeit des Volkes schwirrte ihm immer noch in den Ohren, selbst als er schon im Sitzungssaale saß und mit Aufmerksamkeit die eben beginnenden Debatten verfolgte.

Wenn ihn und seine Partei wirklich einmal das Volk im Stich ließ?!

Der Gedanke trat unwillkürlich vor seine Seele und er wendete sich mit Entsetzen von ihm ab. Das war ja rein unmöglich. Es mußte doch wissen, wo es seine wahren Freunde zu suchen hatte. Pah, wie konnte auch dieser blasse Zweifel in ihm auftauchen! Er blickte sich um — hier fand er die beste Antwort auf solch feige, thörichte Bedenken.

Trotzdem die Regierung kein Mittel unversucht gelassen, um auf die Wahlen den schärfsten Druck auszuüben, und Jeden, der irgend abhängig war, die unerhörtesten Maßregelungen erwarteten, wenn er sich wieder des Verbrechens einer liberalen Wahl schuldig machte, hatte die Fortschrittspartei doch den glänzendsten Sieg erfochten.

Die Beamten hatten sich sogar durch ärztliche Atteste ausweisen sollen, wenn sie vom Wahltisch weggeblieben, um sie zur Abgabe ihrer Stimmen für einen regierungsfreundlichen Candidaten zu zwingen, und auch dem Abgeordneten Haindorf lag ein reichhaltiges Material von Wahlbeeinflussungen der haarsträubendsten Art vor, doch Alles vergebens. Das Volk hatte mannhaft geantwortet. „Wiederwahl" war fast im ganzen Lande das Losungswort gewesen, ja man war noch weiter gegangen und hatte die berühmtesten Kämpen des Achtundvierziger Sturmjahres hervorgeholt und in die Kammer geschickt.

Zwar hatte diesmal die reactionäre Partei ebenfalls ihre hervorragendsten Häupter durchgebracht, das war aber auch Alles, und so saß denn auch Professor Weidmann, der reactionäre Hector, endlich wieder auf dem alten Platze.

Der Blick Haindorf's schweifte zu seinem Schwager hinüber; er war auch heute in der Kammer anwesend und blickte so kalt und unbeugsam wie immer drein. Sein starres gelbes Antlitz verrieth nicht die mindeste Bewegung. Niemand konnte denken, daß dieser Mann gestern

einen solchen Kampf durchgemacht, seinem Sohne und sich selbst eine solch unheilbare Wunde geschlagen.

Wingold war doch derselbe unruhige Phantast wie seine Mutter. „Dienstmann werden", in der That ein hirnverbrannter Einfall, der nur aus diesem brodelnden Kopfe entspringen konnte. Das mußte nothwendig hintertrieben werden, denn es war ein Schimpf für die ganze Familie. Wenn dagegen der Sohn eines Strengconservativen ins feindliche Lager überging und sogar Journalist wurde, das war wieder ein Sieg der guten Sache. Dieser Schlag traf den Professor allein. Nichts war ihm gewiß empfindlicher, als Wingold's Uebertritt zur liberalen Presse, auf die er stets seine schärfsten Pfeile gerichtet.

Wenn der Mann da drüben, der ihm stets mit kühler Höflichkeit begegnete und sich kaum noch erinnern konnte, daß sie Verwandte waren, gewußt hätte, daß sein Schwager jetzt das Geschick seines Sohnes in den Händen hielt, er würde wol doch ein wenig aus seiner philosophischen Ruhe aufgestört worden sein.

Die Debatten waren heute endlos und langweilig; unbedeutende Gesellen hatten sich vorgedrängt, um ihre politische Nothdurft zu verrichten, wie Haindorf das saft- und kraftlose Reden solcher Dilettanten der Tribüne zu nennen pflegte; er hatte sich leider zu spät in der Rednerliste einschreiben lassen und kam heute daher nicht mehr zu Worte. Was sollte er deßhalb hier? Es war weit besser, wenn er die Sache Wingold's sofort in die Hand nahm, denn damit konnte er in diesem Augenblicke der Sache der Freiheit und des Fortschritts einen größeren

Dienst leisten, als wenn er länger diesem unbeholfenen parlamentarischen Vorpostengefechte beiwohnte. Er schlich leise hinaus, stärkte sich noch am Buffet durch ein Glas Rheinwein und ein Butterbrod und eilte spornstracks zu seinem vertrauten Freunde, dem Verleger der entschiedensten Fortschrittszeitung, um für seinen Neffen eine Stelle auszuwirken.

Glücklicherweise traf er den Mann noch zu Hause, und als er ihm sein Anliegen mitgetheilt, entgegnete der Verleger:

„An tüchtigen Federn fehlt es mir durchaus nicht; aber Ihr werdet hoffentlich bald die nichtswürdigen Preßordonnanzen uns vom Halse geschafft haben und dann brauche ich wieder einen verantwortlichen Redacteur.“

„Hm, einen Prügeljungen, ich fürchte, daß sich mein Neffe dazu nicht hergeben wird.“

„Ich versichere Dich, lieber Haindorf, es ist dies ein beneidenswerthes Loos,“ entgegnete der Verleger. „Der Mann hat gar nichts zu thun, als seinen Namen herzugeben, erhält dafür jährlich 500 Thaler und wenn wir wirklich einmal hineinfallen und er vier Wochen sitzen muß, dann versorge ich ihn mit Allem so reichlich und glänzend, daß er in seiner stillen Zurückgezogenheit das behaglichste Dasein führt. In solchen Dingen sind wir stets sehr anständig.“

„Mein Neffe ist nicht ohne Geist und eine Stelle, bei der er wirklich sein Talent rasch entfalten könnte, wäre mir weit lieber.“

„Ganz recht, das ist der kürzeste Weg,“ war die

Antwort des Andern. „Keine Zeitung nimmt gern in die Redaction einen Anfänger, der nicht einmal die Scheere in der Hand gehabt hat und will er's auf eigene Faust versuchen, kann er lange krebsen. Seine schönsten Leitartikel wirft man ungelesen in den Papierkorb, weil sie eben von einem Unbekannten, Namenlosen kommen; ist er aber einmal in der Zeitungspresse genannt worden, dann verändert sich die Sache mit einem Schlage, alle Thüren öffnen sich ihm ohne Weiteres. Du weißt, lieber Haindorf, daß ich Dir reinen Wein einschenke," fuhr der Verleger fort: „Mehr als zehn haben sich schon um die gute Stelle beworben; ich habe mich nicht entschieden, weil es noch nicht drängt und weil in diesen Tagen ohne Bedenken, der erste beste Setzer die redactionelle Verantwortung übernehmen kann und natürlich würde ich aus Rücksicht auf unsere alte Freundschaft Deinem Neffen den Vorzug geben."

„Gut, ich will mit meinem Neffen sprechen," sagte der Abgeordnete nach einigem Nachdenken.

„Und ich will acht Tage die Stelle für ihn offen halten. Denke nur, welches Gaudium, es für uns wäre, wenn der Sohn Deines reactionären Schwagers plötzlich an der Spitze unseres liberalsten Blattes stünde! Und muß er wirklich einmal sitzen, erwirbt er sich mit einem einzigen Schlage die Sympathien unserer ganzen Partei. Meines Bedünkens kannst Du ihm gar kein besseres Loos bereiten."

Die Vorstellungen des gewandten erfahrenen Geschäftsmannes verfehlten auf Haindorf nicht ihre Wirkung.

„Ich danke Dir, alter Freund, und verlasse mich auf Dein Wort; schon heute sollst Du Antwort erhalten.“ Nachdem er dem Verleger herzlich die Hand geschüttelt, suchte er sofort seinen Neffen auf.

Wie der Abgeordnete in seiner Kenntniß der menschlichen Schwäche sogleich vermuthet, hatte sich Wingold nicht beeilt, seinen unsinnigen Einfall sofort zu verwirklichen. Er lag vielmehr im dumpfen Hinbrüten auf dem Sopha, blies den Rauch seiner Cigarre vor sich hin und starrte gedankenlos den fortwirbelnden Ringen nach. Sein möblirtes Zimmer war höchst bescheiden, wie der Oheim sogleich bemerkte, denn der angehende Schauspieler hatte nicht über große Mittel zu verfügen gehabt.

Zu der angenehmen Ueberraschung des Oheims bedurfte es gar nicht all seiner Ueberredungsgabe, um den Neffen zur Annahme dieser Stelle zu bewegen; Wingold griff mit beiden Händen zu. Der Gedanke, daß er damit auf den Pfiff des Vaters eine noch gellendere Antwort geben konnte, hätte allein hingereicht, ihn für diesen neuen Lebensweg geneigt zu machen; aber die etwaigen Gefahren, die mit dieser Stellung verbunden waren, zogen ihn vollends mächtig an und versetzten ihn sofort in einen Rausch der Begeisterung. Für die Freiheit, für das Vaterland zum Märtyrer werden, sich damit unsterblichen Ruhm erwerben, das war ein Gedanke, der seine rasch Feuer fangende Phantasie erhitzte und ihn bestimmte, mit grenzenlosem Jubel die Stelle anzunehmen und sich in Dankesäußerungen gegen seinen trefflichen Oheim zu erschöpfen.

Durch diese Freude wurde auch der wackere Abgeord-

nete mit fortgerissen; er drückte den Neffen stürmisch an seine breite Brust und sprach jetzt mit großem Schwung von der hohen Aufgabe und Bedeutung der Presse, und nachdem er seinem Herzen Luft gemacht, verließ er mit sich selbst zufrieden den überglücklichen Wingold.

In einer seiner ersten Sitzungen sprach das Herrenhaus sein unaussprechliches Entzücken über die Preßverordnung aus und einen Tag später brachen die Abgeordneten darüber entschieden den Stab. Während der Professor ebenfalls diese weise und durch die Zügellosigkeit der liberalen Presse höchst nothwendig gewordene Maßregel vertheidigte, griff sie sein Schwager Haindorf mit aller Entschiedenheit an und erntete für seine schwungvolle Rede wie immer den größten Beifall.

Die Regierung hob die Preßverordnungen auf und die Zeitungen fühlten sich wenigstens von diesem furchtbaren Drucke befreit.

Nun eröffnete sich auch für Wingold's feurigen Geist das schon mit Ungeduld ersehnte Feld seiner neuen Thätigkeit. Der Verleger hatte Wort gehalten, schon am andern Tage führte er den neuen verantwortlichen Redacteur bei seinen Collegen ein. In seiner überglücklichen Stimmung entging ihm das eigenthümliche Lächeln, mit dem man den „Prügeljungen“ empfing. Freilich war der Verleger ein alter Practikus, der dem jungen Mann mit großem Geschick das Demüthigende seiner Stellung zu verschleiern wußte. Er behandelte Wingold mit besonderer Artigkeit, wies ihm ein zwar sehr kleines, aber dennoch hübsch eingerichtetes Stübchen als Redactionszimmer an

und ersuchte ihn, es sich hier bequem zu machen und sich durch das Lesen von Zeitungen auf seine künftige Stellung vorzubereiten.

Als ihn Wingold bat, ihm offen seine Berufspflichten mitzutheilen, da er sie streng erfüllen wolle, entgegnete der Herr Verleger äußerst verbindlich: „Sie müssen erst den äußeren Mechanismus des Zeitungswesens studiren und kennen lernen; es wäre Unrecht von uns, wenn wir Sie augenblicklich in das Joch spannen wollten, denn vor allen Dingen wird es unser Bestreben sein, daß Sie sich in Ihrer neuen Stellung wohl und behaglich fühlen." Dann wies er auf ein gefülltes Cigarrenkistchen: „Bedienen Sie sich, sie stehen zu Ihrer Verfügung und ich werde dafür sorgen, daß der Vorrath nicht ausgeht."

Er plauderte noch eine Weile mit ihm und verließ ihn endlich mit einer sehr tiefen Verbeugung.

Diese außerordentliche Höflichkeit des Verlegers machte auf Wingold den besten Eindruck. Er mußte sich selbst sagen, daß die journalistische Lehrzeit weit angenehmer begann, als die des Schauspielers. Wie viel Wege, Laufereien und Weiterungen hatte er gehabt, bis ihm die beiden, doch ziemlich unbedeutenden Rollen bewilligt worden, und hier verlief Alles so ruhig, glatt und anständig und versprach eine ganz andere, glückliche Zukunft.

Jetzt fand sich bereits ein College ein, dem das „Ausland" heute nicht viel zu schaffen gemacht und der deßhalb schon fertig geworden. Ein kleiner, äußerst fideler Mensch. Beide kamen bald in das lebhafteste Gespräch, plauderten über Alles, rauchten Cigarren und überboten

sich in Witzen und Wortspielen. Nur von seiner künftigen Redactionsthätigkeit durfte Wingold weder sprechen, noch von seinem Collegen hierüber Belehrung fordern.

„Wenn ich das „Ausland“ fertig habe,“ sagte der Kleine lachend, „dann ist für mich die Zeitung „Inland“, das mir nicht im Mindesten etwas angeht. Reden wir von der Patti, die mit ihrer Stimme, oder von Batty, der mit seiner Reitpeitsche Löwen zähmt, aber um Himmelswillen nicht von den in Löschpapier eingewickelten Gedanken und Nichtgedanken, die man mit dem allgemeinen Namen Zeitungen belegt. Uebrigens, lieber College, wem wollen Sie heute ihren Abend schenken? Denn Sie wissen, Billette zu den kleinen Theatern, ja allen wohlthätigen und unwohlthätigen Concerten und sonstigen künstlerischen Schau- und Bloßstellungen liegen massenweise auf unserer Redaction und wir haben täglich eine Wahlschlacht durchzumachen.“

„Und ich darf auch davon Gebrauch machen?“

„Natürlich, lieber College. Auf Ihren Redactionsschultern lastet ja die ganze Verwaltung unseres täglichen papiernen Staatsbaues.“

Je mehr Wingold Einsicht in seine Stellung erhielt, je mehr Reize gewann sie für ihn. Man machte an ihn nicht die mindesten Ansprüche, er konnte thun und lassen, was er wollte, seine Collegen waren äußerst liebenswürdig, er kam mit Allen auf den gemüthlichsten Fuß und sein Redactionszimmer wurde nicht leer von Besuchen.

Wer einige Minuten übrig hatte, wer sich ein wenig ausruhen wollte, fand sich bei ihm ein und er bewirthete

seine liebenswürdigen Collegen mit Cigarren und Witzen und wenigstens der Vorrath der ersten war durch die Obsorge des außerordentlich anständigen Verlegers unerschöpflich.

Der junge Mann mußte sich selbst sagen, daß dieser Zustand einen wahrhaft idealen Charakter an sich trug, es lag etwas Märchenhaftes in diesem Glück und er wagte keine Frage mehr nach seinen Berufspflichten, als fürchte er mit diesem Wort den Zauber zu lösen.

In wenig Tagen war er mit der ganzen Sorglosigkeit der Jugend in diesen Zustand völlig eingelullt und genoß dies schlaraffenartige Dasein ohne die mindesten Hintergedanken. Die Cigarren waren gut, seine Collegen geistreich, liebenswürdig, und wenn sie ihr Pensum fertig hatten, streiften sie so sehr den Zeitungsschreiber ab, daß es Wingold immer vorkam, als ob diese Leute eigentlich nur tändelnd und spielend ihre schwere Aufgabe verrichteten. Das ganze Redactions- und Zeitungswesen gewann für den jungen Weidmann den heitersten sorglosesten Anstrich. Das Blatt schien sich von selbst zusammenzusetzen oder wenigstens unter dem lustigsten, harmlosesten Geplauder hervorzukommen.

Die harte, erschöpfende Geistesarbeit, die es dennoch kostete, entging ihm völlig. Er sah Alles unter Rosen vergraben und seine überschwängliche Phantasie half ihm noch, das Leben eines Zeitungsschreibers als das genialste aufzufassen, weil es so — mühelos war. Das war eigentlich die blühendste Verwirklichung seiner schönsten, süßesten

Träume — ohne Kampf, ohne Anstrengung sich in die Höhe zu schwingen.

Leider zeigte sich die Kehrseite der goldenen Medaille nur zu bald.

Schon nach einigen Tagen hatte sich der neue verantwortliche Redacteur wegen eines Leitartikels, der die Regierung in der schleswig-holsteinischen Frage angriff und sie einer undeutschen Gesinnung anklagte, zu rechtfertigen. Er nahm natürlich, wozu er ja auch verpflichtet war, die Autorschaft auf sich und er that es mit einem stolzen Selbstgefühl.

Alle Welt, auch der Vertheidiger behauptete, eine Freisprechung müsse in diesem Falle unbedingt erfolgen, und seine juristische Ueberzeugung war es ebenfalls, aber er begriff nicht, warum man ihm so viel Muth zusprach, er sehnte sich, für die Freiheit zu dulden und die ungerechteste Verurtheilung kam ihm ganz erwünscht, sie lenkte plötzlich die allgemeinste Aufmerksamkeit auf ihn und legte einen förmlichen Glorienschein um sein Haupt.

Schien der Staatsanwalt seinen heißen Wunsch errathen zu haben und suchte er ihn bereitwilligst zu erfüllen? Es hagelte jetzt gerade auf diese Zeitung Preßprocesse herab. In vierzehn Tagen wurde der junge Weidmann nicht weniger als achtmal wegen allerlei Preßsünden zur Verantwortung gezogen.

Dann trat eine Windstille ein; dem Verleger wurde doch die Sache zu bunt und — zu theuer und er bat seine Redacteure, die Segel etwas einzureffen.

Acht Preßprocesse! Es war wirklich lustig und ver-

setzte Wingold in die gehobenste Stimmung, denn von allen Seiten drängte man sich an ihn heran, gab ihm gute Rathschläge oder drückte wenigstens seine entrüstete Theilnahme aus über eine solch unerhörte Verfolgung.

Wingold war plötzlich eine populäre Figur geworden; wohin er kam, sprach man von seinen Processen, schüttelte ihm die Hand, bewunderte seinen Muth, sein Talent, lobte seine kühne Sprache, die vor keiner Gefahr zurückscheue, und er nahm diese Lobsprüche mit wahrhaft trunkener Freude hin.

Wenn er sah, wie man jetzt seine Unterhaltung suchte, selbst ganz Fremde in der herzlichsten, vielleicht nur zudringlichsten Weise seine Angelegenheiten besprachen, dann mußte er sich selbst sagen, daß nichts ein solch tausendstimmiges Echo fand, als das Leiden eines Journalisten.

Ja, das Volk nahm an der harten Verfolgung der Preßvertreter seinen Antheil, aber mit dem immerhin süßen Behagen, daß es still im Trockenen sitzen und nicht ebenfalls seine Haut zu Markte tragen durfte. — Die alten Journalisten waren an solche Hetzjagden gewöhnt, aber dem ehrlichen Philister gruselte doch vor dem beständigen Schwanken zwischen Anklagebank und Gefängniß, und selbst von den liberalen Abgeordneten hütete sich die überwiegende Mehrzahl sehr ängstlich, ihre persönliche Freiheit auf das Spiel zu setzen.

Fast alle diese Preßprocesse stützten sich auf den bekannten Haß- und Verachtungs-Paragraphen und Wingold spottete übermüthig: da sehe man doch, wie die Regierung nach Liebe dürste, daß sie die Verbreitung von Haß

und Verachtung fortwährend verfolge; aber durch schlechte Witze ließen sich die Räder des Geschickes nicht aufhalten und bald hatten sie ihn erfaßt. Wol war er durch zwei Instanzen in fünf Fällen freigesprochen und nur dreimal hängen geblieben, doch das Ober-Tribunal änderte auch diese günstigen Entscheidungen ab und schließlich hatte sich seine abzubüßende Strafe auf nicht weniger als achtzehn Monate aufgesummt. Ja, das war nicht genug, trotz aller erdenklichen Vorsicht der Redaction waren sechs neue Preßprocesse aufgeblüht, noch ehe Wingold seine für das Sitzen zugespitzten Redactionspflichten erfüllen konnte.

Wol war es dem jungen Weidmann etwas unheimlich, als er die einsame Zelle bezogen, wo er für die Sache der Freiheit zu leiden hatte. Hinter Schloß und Riegeln, hinter vergitterten Fenstern mit dem Gedanken sitzen: Du darfst nicht mehr diesen engen Raum nach deinem Belieben verlassen, das hat etwas Beängstigendes, Unerträgliches, das selbst die stärkste Seele anfangs niederdrückt. Und Wingold's überschwänglicher, unruhiger Charakter hielt am wenigsten der rauhen Wirklichkeit gegenüber Stand. Draußen jauchzte und jubelte das Leben weiter, ergötzten sich seine Freunde, schlürften sie alle Genüsse, die nur die Hauptstadt allzureichlich bot — er allein war ein Gefangener.

Freilich litt er für eine große schöne Sache, aber es gibt mehr Augenblicke als Tage und Jahre, wo der Mensch sich für seine Mitmenschen zu opfern bereit ist, und als ihm endlich seine politischen Freunde einen Besuch ab-

statteten, fanden sie ihn, der so keck und übermüthig diesem stillen Hafen zugesteuert, sehr niedergeschlagen.

Sie hatten alle Mühe, ihn aufzumuntern, ihm das Beneidenswerthe seiner Lage zu Gemüthe zu führen und durch allerlei Witze und Scherzreden die gesenkten Flügel seines Geistes ein wenig aufzurichten.

Auch der Verleger hielt redlich Wort; er versorgte den Gefangenen mit Allem so reichlich, daß er durchaus nicht in seiner Zelle mit Maria Stuart ausrufen konnte: „Aber wehe thut's, des Lebens kleine Zierden zu entbehren!"

Als Wingold ins Gefängniß wanderte, lag freilich nur eine einzige rechtskräftige Entscheidung gegen ihn vor — lumpige vier Wochen, die waren schnell abgesessen, und wie ein Student, der eine Carcerstrafe zu „beschwichtigen" hat, war er leichten Sinnes in den Palast am Molkenmarkte eingezogen. Doch inzwischen liefen auch die anderen Verurtheilungen ein und nun sank ihm vollends der Muth. Die folgenden sechs Preßprozesse konnten ihm leicht noch achtzehn Monate auf den Hals wälzen und dann hatte er drei Jahre im Gefängniß zu schmachten.

Sich die Unsterblichkeit „zu ersitzen", das war doch nicht nach seinem Geschmack; bald waren die letzten Funken von Lebensmuth in ihm erloschen und weder die geistreichen Scherze, noch die liebenswürdigen Trostgründe seiner politischen Freunde konnten sie von Neuem anfachen.

Wie er vorher keck und übermüthig gewesen, ebenso zaghaft und kleinmüthig wurde er jetzt.

Die Professorin hatte anfangs mitgejubelt, mitgejauchzt über das Glück des Sohnes, seinem Märtyrerthum widmete sie einige herrliche Oden, denen leider die liberale Presse nicht einmal einen Platz gönnte, und jetzt brach ihr die Verzweiflung des armen Jungen fast das Herz.

Der theuren Mutter allein konnte er anvertrauen, welch furchtbare Nacht seine Seele umdüsterte; aber wie sie auch mit ihm klagte, das ganze politische Treiben eines edlen Geistes unwürdig fand, sie wußte doch kein Mittel, ihn aus seiner traurigen Lage zu befreien.

Den Gedanken eines Fluchtversuchs, den sie entwarf, wies Wingold zurück, dagegen fiel ihm in seiner Verzweiflung die Baronin Berghof ein; — sie hatte in den höchsten Kreisen Einfluß, und wenn es irgend in ihrer Macht stand, rettete sie ihn gewiß.

Feurig griff die Professorin diese glückliche Idee auf und vom Gefängniß eilte sie sofort zur Baronin, die sie zwar mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfing, aber doch bedenklich den Kopf schüttelte. Wie hatte auch der junge talentvolle Mann seine Zukunft so leichtsinnig aufs Spiel setzen und sich in die Arme der Fortschrittspartei werfen können!

Frau Baron Berghof war nicht mehr die feine, liebenswürdige Salondame, die sich um das politische Tagestreiben wenig kümmerte. Aus ihren schweren, furchtbaren Herzenskämpfen war sie völlig verändert hervorgegangen.

Die Feder, die bisher das Triebrad ihres ganzen

Wesens in Bewegung gesetzt, war zerbrochen worden, sie mußte eine neue suchen und fand sie im Ehrgeiz. Sich ausschließlich der Frömmigkeit in die Arme zu werfen, widerstrebte ihrem lebhaften Temperament — sie wendete sich deßhalb einem Gebiete zu, auf dem eine geistreiche interessante Frau noch immer eine bedeutende Rolle spielen kann, nachdem sie ihr Herz begraben — der Politik. Es ist der Wechsel einer Schauspielerin, die aus dem Fach der ersten Liebhaberinnen in das der Anstandsdamen übertritt und hier zuweilen erst ihre wahren Erfolge feiert.

Wol stand ihr die geistige Beschränktheit des Gemals etwas hindernd im Wege, aber wie oft hatte schon eine kluge weltgewandte Frau den größten Dummkopf zu Ansehen und höchstem Einfluß gebracht, und ihrem Manne und damit sich selbst in der politischen Welt eine einflußreiche Stellung zu verschaffen, darauf richtete sich jetzt ihr ganzes Bestreben.

Je beschränkter ihr Gemal, je größer war auch ihr Verdienst. Es ist keine Kunst, ein bedeutendes Talent auf einen einflußreichen Platz zu bringen, es kommt am Ende selbst dahin, wol aber einen mittelmäßigen Kopf; dazu gehört der ganze Aufwand weiblicher List und Verschlagenheit, und doch haben die Frauen immer nur Ehrgeiz für ihre Männer oder für Diejenigen, die sie lieben ... Sie zeigte plötzlich für die rührenden Klagen Edmund's über die fortschreitende Bildung eine ganz andere Theilnahme, lud die hervorragendsten politischen

Köpfe bei sich ein und lauschte auf ihre Gespräche mit größter Aufmerksamkeit.

Bald hatte sie mit ihrem beweglichen Geiste die Fragen begriffen, deren Lösung die nächste Stunde forderte, und nun nahm sie an den Debatten den lebhaftesten Antheil, ja sie wußte mit weiblicher Verschlagenheit immer neue Mittel zu ersinnen, die endlich zum Siege der „guten Sache" führen mußten.

Die Sprache ihrer Partei war ihr binnen kurzer Zeit so geläufig geworden, daß ihr Gemal aus dem Taumel des Entzückens nicht mehr herauskam. Er hatte seine Fanny stets verehrt, obwol sie etwas Apartes, Absonderliches gehabt, jetzt vereinte ihre Seelen dieselbe Gesinnung, sein Glück war so vollkommen, daß selbst der Bordeaux etwas von seiner alten Anziehungskraft verlor, er trank seitdem täglich nur zwei Flaschen.

In kurzer Zeit gehörte der Salon der Baronin Berghof zu einem der angenehmsten Mittelpunkte der conservativen Partei und hier wurden mitten unter Gläserklirren, bei reizenden kleinen Soupers die Waffen geschmiedet, mit denen man den Feind bekämpfen und zu gleicher Zeit das aufgewiegelte verblendete Volk wieder zur Vernunft bringen konnte.

Die Politik war das Chloroform, mit dem sie ihr Herz geäthert.

Der Maler war vergessen und wenn wirklich noch zuweilen eine Erinnerung an ihn auftauchte, geschah es nicht ohne Erröthen. Wie hatte sie sich so tief demüthigen und einem Bürgerlichen ihre Theilnahme schenken können!

O, wie sie jetzt dieses gemeine rohe Bürgerpack haßte und sie glaubte stets, jeder Schlag müsse ihn mittreffen, den sie gegen die Canaille zu führen suchte.

Frau Baronin Berghof hatte sich selbst wiedergefunden, sie war jetzt die Aristokratin vom reinsten Wasser, seitdem längst in die Geheimnisse der großen und kleinen Politik eingeweiht, und auf diesem Gebiete eine thätige Rolle zu spielen machte allein noch das Glück ihres Lebens aus. Deshalb faßte sie jetzt auch Wingold's Fall sogleich mit staatsmännischer Feinheit auf.

Wenn Ihr Sohn offen und ehrlich zu unserer Partei übertritt, dann wäre wol noch eine Rettung möglich, erklärte sie nach einigem Nachdenken.

Mit Begeisterung sagte die Professorin zu. Sie brauche Wingold nicht erst zu fragen, er werde jede Hand dankbar ergreifen, die ihn aus dem finsteren Kerker befreie, versicherte sie eifrig, und die Baronin versprach ihrerseits, der Sache ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Vier Wochen später wurde dem jungen Weidmann auf dem Gnadenwege die weitere Strafe erlassen und er aus dem Gefängnisse erlöst. Am andern Tage trat er in die Redaction einer reactionären Zeitung ein.

XXVII.

Wenige Tage nach Eröffnung der Kammer starb der König von Dänemark und nun mußte die schleswig-hol-

steinische Frage ihre endliche Lösung finden. Jetzt war der letzte entscheidende Augenblick gekommen, entweder wurden diese deutschen Länder Dänemark entrissen, oder sie gingen dem deutschen Reiche für immer verloren. Beim Leipziger Turnfest waren die Schleswig-Holsteiner noch mit einer schwarzumflorten Fahne erschienen, und wo Deutsche sich versammelten, da kam auch die wärmste Theilnahme für den damals „verlassenen Bruderstamm", wie ihn ein politischer Feuerkopf getauft, zum lebendigsten Ausdruck. Und jetzt, wo, zum erstenmal aus den parlamentarischen Streitfragen herausgetreten, es zum Handeln kommen mußte, begann auch sofort die allmälige Trennung der bisher noch einigen Parteien. So lange es nur galt, der Regierung Opposition zu machen, war ein leidliches Zusammenhalten der Liberalen möglich gewesen, jetzt zeigten sich die verschiedenartigsten Ansichten und Meinungen, die im Laufe der Zeit mit einer völligen Zersetzung der freisinnigen Partei enden sollten.

Die sich widersprechendsten Anschauungen traten hervor und in den kleinsten wie in den größten Kreisen spiegelte sich die Uneinigkeit ab, die plötzlich sich aller Gemüther bemächtigt hatte. Ueber die Mittel und Wege sowol wie über die zu erreichenden Ziele gingen die Meinungen weit auseinander, um wieder einmal den Beweis zu liefern, daß wir Deutschen unserer alten Sendung nicht so leicht untreu werden und auf den Namen eines Volkes von Träumern und Idealisten den wohlverdientesten Anspruch haben.

Der Abgeordnete Haindorf vermochte sich für Kämpfe

nicht zu begeistern, die nimmermehr, wie er behauptete, im nationalen Sinne zu Ende geführt würden.

„Was kann von reactionären Regierungen Gutes kommen?“ war sein beständiger Ausspruch, und er gehörte zu den Entschiedensten, die diesem Ministerium zu Kriegszwecken nicht einen Heller bewilligen mochten.

Der rothe Meyer theilte anfangs ganz und gar seine Ansicht, aber nach dem Fall der Düppeler Schanzen und der Einnahme Alsens sah Haindorf zu seinem Schmerz, daß der treue Parteigänger ebenfalls schwankend wurde, und er hatte alle Mühe, ihn an die Fahne des echten Fortschritts zu fesseln. Alexander fand doch den Besitz dieser beiden Provinzen für Preußen äußerst angenehm und schätzenswerth, aber sobald er nur schüchtern diese Idee zum Besten gab, gerieth sein Freund in die höchste Aufregung.

„Lieber Meyer, ersticken Sie diesen, gerade herausgesagt, thörichten Wunsch, der Ihrer ganzen Vergangenheit Hohn spricht. Es steckt freilich in einem Theil des preußischen Volkes die Gier, ein Stück Land nach dem andern an sich zu reißen und so allmälig Deutschland im Sack zu haben, aber schon Arnold Ruge meinte mit vollem Recht, daß dann ganz Deutschland ein einziges Gefängniß würde, und ich setze hinzu, eine einzige Kaserne, was noch viel schlimmer, und hoffentlich ist zwar der Geist willig, aber das Fleisch dennoch schwach. Jede Machtvergrößerung Preußens, lieber Freund, ist ein deutsches Unglück,“ fuhr er mit großem Pathos fort. „In den maßgebenden Kreisen ist Alles verhaßt, was nur an

Deutschland erinnert: die deutschen Farben, die deutsche Einheit — davon mag man weder etwas sehen, noch hören. Was ist Deutschland? fragte jüngst unser Kriegsminister trocken, und der Minister-Präsident meint höhnisch: Es muß ein eigener Zauber in dem Worte „Deutsch" liegen. Nun gewiß, ein größerer als in dem Worte „Preußisch", denn unsere ganze Zukunft steckt darin. Und solchen Männern sollten wir in die Hände arbeiten, um gegen Fug und Recht ein Stück Land an sich zu reißen, um ihre Macht zu vergrößern? Theurer Freund, diesem Treiben müssen wir unser altes entschiedenes „Nein" entgegensetzen."

Trotz dieser immer wiederkehrenden Auseinandersetzungen blieb der rothe Meyer ein heimlicher Anhänger der Annexion, wenn er auch nicht mehr den Muth hatte, Haindorf gegenüber damit hervorzutreten. Er fürchtete einen vollständigen Bruch mit dem wackeren Abgeordneten, der sich immer mehr für den Augustenburger erhitzte und jeden Andersgesinnten für einen Apostaten der Freiheit und des Vaterlandes erklärte.

Was Alexander in seiner Vorliebe für den Besitz der Herzogthümer bestärkte, war die politische Haltung seines Vetters.

Siegbert hatte, nachdem die drakonische Preßverordnung endlich aufgehoben worden, seinen längst gefaßten Vorsatz ausgeführt und seine bisherige Stellung aufgegeben, um sich ganz der Journalistik zu widmen.

Obwol ihm der Eintritt in die Redaction einer bedeutenden Zeitung angeboten wurde, zog er es dennoch

vor, noch einige Zeit unabhängig zu bleiben und für diejenigen Zeitungen Leitartikel zu liefern, die seinen Standpunkt theilten. Er gehörte zu den wenigen Liberalen, die eine Losreißung Schleswig-Holsteins von Dänemark um jeden Preis forderten, unbekümmert darum, wer dies patriotische Werk in die Hand nahm.

Die Einsetzung des Augustenburgers fand er geradezu bedenklich; denn die Vergangenheit dieses Mannes bot nicht einmal die mindeste Sicherheit für die Errichtung eines echt freisinnigen Regiments, und daß dort im Norden das deutsche Vaterland mit einem neuen Mecklenburg beglückt würde, erschien ihm durchaus nicht wünschenswerth. Sollten diese Provinzen für immer dem deutschen Reiche gesichert bleiben, dann mußten sie vorläufig Preußen einverleibt werden, und diese politischen Gründe dünkten ihm entscheidender, als alle noch so rechtmäßigen Erbansprüche.

„Um endlich ein einiges Deutschland zu gründen, müssen wir mehr als dreißig Fürsten zwingen, auf ihre Hoheitsrechte zu verzichten, und warum sollen wir deßhalb erst diesem kronsüchtigen Erbprinzen gestatten, sich auf einen Thron niederzulassen, während wir bereits daran denken, sie Alle einmal zum Aufstehen zu nöthigen? Wir wollen ihm menschenfreundlich diese harte Täuschung ersparen,“ erklärte Siegbert.

Solche Ansichten waren weit mehr nach dem Geschmack des rothen Meyer; er sog das gefährliche Gift mit umso größerer Gier ein, als er es für verboten hielt, denn wo er auch hinhorchte, überall hörte er von den

entschiedensten Fortschrittsleuten dieselben Meinungen, die der Abgeordnete Haindorf vertrat, und er hatte zu lange und tapfer in diesen Reihen gekämpft, um sie so rasch verlassen zu können. Hier allein wurden seine Verdienste gewürdigt, war sein Einfluß, seine „Arbeit" bei den Wahlen gekannt und geschätzt — sich von seinen politischen Freunden trennen, hieß — ins Bodenlose treten, seine ganze Vergangenheit opfern; aber in seinem feurigen Fortschrittsherzen war jetzt auch „Conflict".

Banquier Wertheim hatte freilich über den Schritt des Sohnes sein krauses Haupt geschüttelt, aber dennoch wagte er keinen ernstlichen Widerspruch. Er war zu sehr gewohnt, die geistige Ueberlegenheit des jungen Doctors anzuerkennen und ihn ungehindert seinen Weg gehen zu lassen.

Jetzt kam der Krieg mit Dänemark und nahm vollends die Aufmerksamkeit Isidor Wertheim's nach einer ganz anderen Seite hin in Anspruch. Die wenige Zeit, die ihm übrig blieb, mußte er für das Wohl des Vaterlandes opfern.

Nicht umsonst war er ein Mitglied der patriotischen Vereinigung und er leistete in Begrüßung der durchziehenden Truppen und in der Sorge für eine nöthige Erfrischung wahrhaft Außerordentliches. Sein Eifer, seine Hingabe wurde von den politischen Freunden lebhaft anerkannt und man ließ nicht undeutlich hindurchblicken, daß nach glücklicher Beendigung des Krieges der Lohn nicht ausbleiben würde.

Zu seiner unaussprechlichen Freude nahm Leonie an seinen Bestrebungen den lebhaftesten Antheil.

Während sie früher ebenfalls dem Fortschrittsschwindel arg gehuldigt, war sie jetzt eifrig bemüht, für die im Felde stehende und von einer furchtbaren Winterkälte überraschte Armee wollene Strümpfe zu stricken und ihre kleinen zierlichen Hände arbeiteten mit ihrem Dienstmädchen um die Wette. Als die ersten Verwundeten eintrafen, besuchte sie die Lazarethe, theilte Erfrischungen aus und der Weinkeller ihres Vaters wurde nicht wenig gelichtet; aber der Banquier Wertheim lächelte vergnügt zu ihrem patriotischen Eifer, und wenn sie ihm die letzte Flasche fortgeholt, er würde ihr keinen Seufzer nachgeschickt haben. Wo sich irgend die Gelegenheit bot und auch ohne dieselbe, sprach er von der Aufopferung seiner Tochter, die sich keinen Augenblick mehr Ruhe gönne für das Wohl des Vaterlandes.

„Vielleicht erhielt das Kind, die Leonie, auch einen Orden, der für die Dienste der Frauen und Jungfrauen neu gestiftet."

Nur Philippine leistete auch hier wieder passiven Widerstand; sie strickte keine wollenen Leibbinden, besuchte keine Lazarethe, sie blieb auf den Wegen des Fortschritts und verkehrte nicht umsonst mit ihrem Bräutigam sehr häufig im Hause des Abgeordneten Haindorf, der jetzt, nach dem bedenklichen Schwanken seines bisher so treuen Bundesgenossen, der Braut des rothen Meyer eine desto größere Aufmerksamkeit schenkte. Er weihte sie in den Gang der Ereignisse ein und würdigte sie einer solchen

Beachtung, daß sie, davon geschmeichelt, es an echt demokratischer Gesinnung dem Auserwählten ihres Herzens zuvorthat.

Haindorf kannte den Einfluß der Frauen, er wußte sehr genau, daß er damit am besten den erkalteten Freund wieder an sich fesseln könne, und er hatte sich nicht getäuscht.

Der rothe Meyer wurde wenigstens nicht fahnenflüchtig und seine Dienste mußten nur zu bald wieder in Anspruch genommen werden.

Zur großen Genugthuung des wackeren Abgeordneten hatte das hohe Haus die Forderung der zwölf Millionen mit 275 gegen 51 Stimmen zurückgewiesen; auch er hatte kräftig seine Lanze geschwungen und diesen Cabinetskrieg heftig verurtheilt. Zwei Tage darauf erfolgte schon wieder die Auflösung der Kammer — winkte dem rothen Meyer neue Arbeit.

Philippine begriff ihre Schwester nicht.

Wie konnte sie sich für einen Krieg begeistern, der nur gegen die Fortschrittspartei geführt wurde, und selbst die ersten Siege der Verbündeten machten sie in ihrer Feindseligkeit gegen diesen Kampf nicht irre.

„Ich will Dir vorlesen, was damals die Kammer beschlossen hat, als sie die zwölf Millionen nicht bewilligt; ich habe mir das Blatt sorgfältig aufgehoben.“ Ohne auf den Widerspruch Leoniens zu hören, kramte sie aus ihrem Toilettenkästchen ein Stück Zeitungspapier hervor und begann mit ihrer fetten belegten Stimme:

„In Erwägung, daß Preußen gemeinsam mit Oester-

reich am Bunde erklärte, es werde die schleswig-holsteinische Sache in die eigene Hand nehmen und die Besetzung Schleswigs als europäische Großmacht ausführen; in Erwägung, daß Preußen damit von Deutschland abfällt und seine Großmachtsstellung mißbraucht; in Erwägung, daß diese preußisch-österreichische Politik kein anderes Ergebniß haben kann, als die Herzogthümer abermals Dänemark zu überliefern; in Erwägung, daß die angedrohte Vergewaltigung den wohlberechtigten Widerstand der übrigen deutschen Staaten und damit den Bürgerkrieg herausfordert — erklärt das Haus der Abgeordneten, daß es mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dieser Politik entgegentreten werde."

Frau Goldschmidt holte tief Athem und blickte mit ihren kleinen Augen die Schwester triumphirend an: „Wie kannst Du so ins Feuer gehen, wenn diese weisen, erleuchteten Männer den Krieg für Unrecht erklärt haben?"

„Ich erwäge nichts weiter, als daß die Männer dort im Norden für die Größe und den Ruhm unseres Vaterlandes geblutet haben," entgegnete Leonie mit leuchtenden Augen und sie eilte nach wie vor in die Lazarethe.

Der rothe Meyer mochte nicht wieder durch eine plötzlich eintretende Neuwahl an endlicher Heimführung der Jugendgeliebten gehindert werden und betrieb so rasch wie möglich die Hochzeit, die glänzend gefeiert wurde.

Banquier Wertheim hatte schon oft Leonie gedrängt, doch den kostbaren Diamantschmuck anzulegen, „mit dem sie gewiß großes Aufsehen machen würde," und sie hatte sich stets geweigert; aber jetzt am Hochzeitsmorgen ihrer

Schwester erschien sie wieder zu seinem wahrhaften Entsetzen ohne ihre Diamanten.

Isidor Wertheim wollte nicht viertausend Thaler bezahlt haben, damit die prächtigen Steine im Kasten liegen bleiben, sie sollten an dem weißen Halse seiner Tochter glänzen und er schrie wie verzweifelt nach dem Schmuck.

Erröthend stammelte Leonie etwas von einem Altar, auf dem sie die Diamanten niedergelegt, und der Vater entnahm aus ihrer dunklen verworrenen Sprache nur so viel, daß sie die herrlichen Steine zum Besten des Vaterlandes verkauft. Leonie ließ ihn gern in dem für sie bequemen Irrthum — die Musen mochten ihr diese Lüge verzeihen.

Anfangs schlug er zwar ganz bestürzt die Hände zusammen — ein Schmuck, der viertausend Thaler kostete — aber dann dachte er sogleich, welches Aufsehen es machen mußte, daß seine Tochter aus Patriotismus ihren Brillantschmuck verkauft, und er umarmte sein theures Kind, die Leonie, und rief mit bewegter Stimme:

„Du bist groß, Leonie, Du hast wie die Jungfrau gehandelt, die in den Befreiungskriegen ihre Haare verkauft hat. Deine That wird auch ein schönes Denkmal in der Geschichte bleiben. Wo hast Du das Blatt, daß ich mit eigenen Augen lesen kann: „Die Tochter des Banquiers Wertheim hat ihre kostbaren Diamanten verkauft und den Erlös eingeschickt; wir bringen diesen Act patriotischer Gesinnung zur öffentlichen Kenntniß.“ Er nahm dabei eine Stellung an, als ob er schon das Zeitungs-

blatt in den Händen habe und es nur mit strahlendem Antlitz abzulesen brauche.

„Ich habe den Erlös anonym eingeschickt,“ entgegnete Leonie mit niedergeschlagenen Augen.

„Wie heißt anonym?“ wiederholte Wertheim und ließ die erhobenen Arme sinken. „Wie heißt anonym? Hat man je gehört, viertausend Thaler anonym zu schicken? Leonie, wie kann man so leichtsinnig sein, das ist weggeworfen Geld, wenn es nicht in der Zeitung steht.“

Zu jeder andern Stunde würde er über die Thorheit Leonie des Kindes einen weit verzweifelteren Schrei ausgestoßen, sie mit heftigen Vorwürfen überschüttet haben, aber am Hochzeitstage seiner Tochter mußte er sich mäßigen und nur sanfte elegische Klagen kamen über seine Lippen.

Ja, Leonie ging noch weiter, sie bat ihn inständigst, die ganze Geschichte zu verschweigen; aber der Banquier fand die einzige Herzenserleichterung darin, daß er jetzt Jedem ganz im Vertrauen die patriotische Handlung seines Kindes mittheilen konnte; er stellte sogar an Siegbert das Ansinnen, in einem kleinen hübschen Artikelchen die große That Leoniens der Vergessenheit zu entreißen, und zu seinem Schmerz mochte derselbe nicht das Mindeste davon hören. Was schrieb sein Sohn für die Zeitungen, wenn er nicht einmal auf ihn rechnen konnte, wo es die Familie zu verherrlichen und den Patriotismus Leoniens der Geschichte zu überliefern galt? O, seine Kinder machten ihm doch viel Kummer! Siegbert schrieb für liberale Zeitungen, die Philippine war so roth geworden wie ihr Mann und

die Leonie verkaufte den kostbaren Diamantschmuck und schickte das Geld anonym ein!

Banquier Wertheim zeichnete gern und sogar bedeutende Summen für edle patriotische Zwecke, aber sein Name mußte dafür auch in der Zeitung glänzen und seit dem dänischen Feldzuge war ihm dies Glück sehr oft zu Theil geworden. Trotzdem ließ die heißersehnte Belohnung noch immer auf sich warten, und er hatte doch jetzt solch einflußreiche mächtige Freunde. Die am See angeknüpften Bande waren nicht mehr völlig gelöst worden, und wenn auch die traulichen Whistabende ihr Ende erreicht hatten, so standen ihm doch selbst in der Residenz zuweilen die Pforten seiner beiden Gönner offen, und besonders die letzten kriegerischen Ereignisse brachten die Gesinnungsgenossen wieder etwas näher aneinander.

Der Professor sah ein, daß er den Semiten doch nicht los wurde, der sich zugleich durch eine Menge kleiner Aufmerksamkeiten dem Gelehrten zu verbinden wußte. Die Victoriachaise stand auch jetzt der Weidmann'schen Familie zur Verfügung und wenn für politische Zwecke etwas gethan werden sollte, dann konnte er stets auf Banquier Wertheim am sichersten rechnen.

Durch die letzte furchtbare Verirrung seines Sohnes war das Verhältniß des Professors mit seiner Frau noch gespannter geworden und er fühlte sich zu Hause tief vereinsamt, denn zu seinem Schmerz hatte er entdeckt, daß sich auch schon in den jungen Kopf der Tochter Fortschritts-Ideen eingenistet. Sie hatte jetzt oft den Muth, ihn zu widerlegen, wenn er seinem gepreßten Herzen in den bit-

tersten Worten Luft machte und eine Rückkehr zu den alten guten Zeiten des schlichten Gehorsams und tüchtiger Unterthanentreue predigte. Noch als Concordia ein Kind war, hatte er die Gewohnheit, mit ihr über Alles zu sprechen, was ihm gerade durch den Kopf ging; es waren förmlich nur Selbstgespräche, aber es that ihm doch zu gleicher Zeit wohl, wenigstens einen aufmerksamen Zuhörer zu haben. Durch diese Eigenthümlichkeit des Vaters hatte sich der Geist Concordia's in aller Stille wunderbar geschärft; sie war zum späteren Erstaunen des Doctor Wertheim über Dinge unterrichtet, die dem Gesichtskreise junger Mädchen sonst völlig fernliegen. Jetzt, durch die Unterhaltung mit Siegbert kam das beinahe unbewußt Aufgenommene mehr zur Erscheinung, aber ihr ganzes Wesen erhielt zu gleicher Zeit eine höhere Reife und Sicherheit. Der Professor sah sich nicht mehr einem Kinde gegenüber, das sich still und aufmerksam verhielt, sondern machte die Erfahrung, daß seine Tochter ihre eigenen Gedanken hatte, bereits eine geistige Selbständigkeit besaß, und das verstimmte ihn. Er konnte keinen Widerspruch ertragen, am wenigsten, wenn er von einem solch unreifen Dinge kam, das bald mit der Keckheit und Insubordination eines jungen Mädchens seine eigenen Ansichten verfocht. Seitdem stellte er seine Art Selbstgespräche völlig ein und erst an Banquier Wertheim fand er einen schwachen Ersatz. Zwar störte ihn anfangs die außerordentliche Lebhaftigkeit des Semiten, aber der geschmeidige kleine Mann hatte bald herausgewittert, daß der Gelehrte eigentlich nur einen aufmerksamen Zuhörer und keinen stürmisch zustimmenden

Freund haben wolle, und er fand sich rasch in sein Schicksal. Wenn er den Professor besuchte und dieser in seinen belehrenden Ton verfiel, dann senkte er ein wenig das krause Haupt, wie Jemand, der in einem Flusse geduldig unterduckt, drehte seine beiden Daumen lebhaft umeinander und dachte an die Köln-Mindener und Amerikaner, während der Gelehrte langsam mit den Händen auf dem Rücken die Stube auf- und abging und in seinem kalten frostigen Tone seine Ansichten weiter entwickelte.

Der Professor war der treueste Anhänger der Regierung, forderte für sie das unbedingteste Vertrauen, und vergeblich hatte er seine schärfsten Pfeile gegen die Vaterlandsverräther geschleudert, die Preußen entwaffnen und ohnmächtig machen wollten. Seine Collegen des sogenannten blinden „Fortschrittes", der ganz entschieden ein Rückschritt war, hatten die zwölf Millionen verweigert und damit die Ehre verwirkt, die wahren Vertreter des preußischen Volkes zu sein.

„Jetzt tödtet die Debatte Alles, jede That, aber die Freiheit besteht nicht allein im Schwatzen und Streiten, man muß handeln und denken zu gleicher Zeit." Diese Worte wiederholte er mit der ganzen Schwerfälligkeit eines Gelehrten so oft, daß der Banquier trotz seiner Unaufmerksamkeit sie endlich auswendig wußte und ebenfalls überall anwendete.

Noch nützlicher und unentbehrlicher hatte sich Isidor Wertheim bei dem Baron gemacht.

Das edle Herrenhausmitglied war schon am See von dem Banquier in die Geheimnisse der Börsenspecu-

lation eingeweiht worden und unter der Leitung des in all seinen Unternehmungen äußerst glücklichen Geschäftsmannes hatte der Baron Berghof in kurzer Zeit viele Tausende gewonnen. Er vertraute natürlich seiner theuren Lebensgefährtin, wie viel ihm schon dies „Naschen“ an der Börse eingetragen und in dem rastlosen Kopfe dieser Frau reifte sogleich ein kühner Plan.

In Frankreich hatten gerade Diejenigen, denen irgend ein Einblick in die diplomatischen Intriguen möglich war, durch das Börsenspiel ungeheure Reichthümer erworben — warum sollte sie nicht ihre Verbindungen bis in die höchsten Kreise hinauf in ähnlicher Weise ausnützen und durch ein geschicktes Spiel an der Börse ihr Vermögen verdoppeln, verzehnfachen, um damit den süßesten Traum ihres Lebens zu verwirklichen, sich mit dem höchsten Glanz und Luxus umgeben zu können?

Sie lechzte danach, ein wahrhaft fürstliches Haus zu führen, das erst gab den nöthigen Einfluß und verschaffte jene überlegene Stellung in der Gesellschaft, die ihr jetzt als das einzige Glück des Lebens erschien.

Leicht wurde es ihr, den guten Edmund zu bewegen, daß er künftig ihr die Verwaltung dieser inneren Angelegenheit überließ. Jetzt, wo seine theure Gemahlin mit ihm ein Herz und eine Seele war, hätte er ihr nicht das Mindeste abzuschlagen vermocht.

Banquier Wertheim wurde zu seiner freudigen Ueberraschung eines Tages zur Frau Baronin eingeladen; sie überschüttete ihn mit Liebenswürdigkeiten und er hatte von jetzt ab die Ehre, mit der reizenden Frau diese Geschäfts-

sachen zu verhandeln. Sie wurde nicht müde, sich von dem kleinen krausköpfigen Mann in den Gang und die Geheimnisse des Börsenspieles einweihen zu lassen und hörte so aufmerksam auf ihn, wie sie früher jedem Worte Rainer's gelauscht.

Anfangs befolgte sie sehr streng die Rathschläge des Banquiers und billigte Alles, was er vorschlug; bald aber ertheilte sie ihm ganz selbständige Weisungen über Ein- und Verkäufe und Isidor Wertheim war ganz erstaunt, als er bemerkte, daß selbst die bedenklichsten Speculationen der Baronin von dem glänzendsten Erfolge gekrönt wurden.

Nach einem Jahre konnte die Baronin schon die andere Hälfte des großen Stockwerkes hinzumiethen und die Welt durch den Glanz, den Reichthum und guten Geschmack überraschen, den sie entfaltete.

Isidor Wertheim hatte nicht sobald bemerkt, daß diese liebenswürdige vornehme Frau bei ihren Versuchen von dem fabelhaftesten Glück begleitet wurde, als er rasch davon Nutzen zog und seine Speculationen ebenfalls danach einrichtete. Wirklich hatte er es nicht zu bereuen. Jedesmal, wenn er je nach den Weisungen der Baronin ebenfalls verkauft oder gekauft, war ihm der reichlichste Gewinn zugeflossen. Mit der Schlauheit seines Stammes entdeckte er wol die eigentliche Quelle ihres fabelhaften Glückes, aber er hütete sich wohl, das Geheimniß zu verrathen und Frau Baronin Berghof konnte ihre heimlichen Geschäfte von keinem treueren und verschwiegeneren Manne führen lassen.

Niemand hatte eine Ahnung davon, woher sie ihren plötzlichen Reichthum geschöpft; es hieß, sie habe einen ungeheuer reichen Verwandten beerbt.

Die Verbindung zwischen Isidor Wertheim und der Baronin blieb aller Welt ein tiefes Geheimniß. Man sah wol jetzt sehr oft die Victoriachaise des Banquiers vor dem Hause des Baron Berghof halten, aber dann eilte der kleine Mann doch zuerst zu dem Baron und von hier aus erst schlüpfte er durch eine Seitenthür in das Boudoir der schönen Frau, die ihn stets mit derselben Liebenswürdigkeit empfing. Ja sie hatte bald eine nur ihm verständliche geheime Correspondenz eingerichtet, denn es trat sehr oft der Fall ein, daß sie ihm sofort ihre nöthigen Anweisungen, zuweilen sogar auf telegraphischem Wege schicken mußte.

Isidor Wertheim zeigte für die Baronin eine wahrhaft begeisterte Treue und Anhänglichkeit, und sie bemerkte bald, daß sie sich auf seine Discretion unbedingt verlassen konnte, so daß auch sie ihm Beweise ihres ganz besonderen Wohlwollens zukommen ließ und in ihm die Hoffnung weckte, daß sein Eifer für die gute Sache eine glänzende Belohnung erhalten würde. Sie hatte mit weiblichem Scharfsinn sogleich die tiefe geheime Sehnsucht seines Herzens entdeckt und sie ließ nicht undeutlich durchblicken, daß sie im Stande sei, ihm mehr zu verschaffen, als er zu hoffen gewagt. Schon jetzt nannte sie ihn oft scherzend „Geheimer Commerzienrath“ und dem Banquier rieselte ein Freudenschauer durch die Brust.

Geheimer Commerzienrath flüsterte er in einsamen

Stunden vor sich hin, und man läßt den „Commerzien“ fort und sagt blankweg „geheimer Rath“.

Er wußte genau, daß diese Frau jetzt die Macht besaß, ihre Versprechungen wahr zu machen, aber die Baronin hütete sich wohl. Sie kannte die menschliche Schwäche, der es schwer fällt, dankbar zu sein, und so lange sie dem kleinen krausköpfigen Manne noch immer den saftigen Apfel vor die funkelnden Augen hielt, konnte sie auf seine unbedingte Ergebenheit zählen, warf sie ihm die süße Frucht zu, nach der ihm längst der Mund gewässert, dann verlor sie ihn gewiß.

Aus dem Herzen der Baronin war überhaupt alles herausgebrochen, was ihr einst lieb und theuer gewesen. Sie hatte, wie alle Schmeichler, die Menschen nie geliebt, jetzt haßte sie dieselben. Wer immer Süßigkeiten austheilt, auf dessen Seele bleibt ein bitterer Bodensatz der Menschenverachtung. Er sieht, wie leicht diese Leute zu gewinnen, zu „dupiren“ sind, wie sie selbst die stärksten Schmeicheleien für baare Münze annehmen und er macht sich insgeheim über eine Schwäche lustig, die nie Schein von Wahrheit unterscheiden lernt.

Auch die Baronin schwenkte seit Jahren mit unnachahmlicher Anmuth ihr Räucherfäßchen von Gold, immer füllte sie es mit dem wohlthuendsten Parfum und nie schlug sie damit dem Idol ungeschickt ins Gesicht; je mehr man sich an sie herandrängte, um diesen berauschenden Duft einzuathmen, je widerwärtiger, verhaßter wurden ihr diese Dummköpfe. Wie oft brach sie förmlich ganz erschöpft zusammen, wenn unersättliche Tölpel gar zu viel gefordert

hatten, und doch stand sie am andern Abend mit derselben unerschütterlichen Ausdauer in ihrem Salon und ließ Keinen unbefriedigt fortgehen.

Es gab keine Frau, die so rasch und geschickt die menschlichen Schwächen herausfand und auf ihnen zu spielen wußte als die Baronin.

Ach, und der einzige Mensch, den sie achten, lieben gemußt, dem sie die Wahrheit, ihr volles warmes Herz geschenkt, der hatte sie kalt zurückgestoßen und mit ihr ebenfalls nur ein Spiel getrieben!

Wol war die Baronin äußerlich wenig verändert, höchstens zeigte sich ein schärferer Zug um die feinen Lippen und zuweilen ein müder Ausdruck in den tiefliegenden Augen, aber sonst war auch dieser letzte furchtbare Sturm spurlos vorübergegangen — Dank ihrem Pinsel. Desto trauriger sah es in ihrem Innern aus, und zum Glück konnte sie die Bitterkeit ihres Gemüthes ausströmen in der Unterhaltung mit ihren staatsmännischen Freunden. Sobald sich das Gespräch auf Politik lenkte, dann wurde die schöne liebenswürdige Frau eine ganz andere; sie war unerschöpflich in Verhöhnung der biederen Fortschrittsleute und goß die vollste Schale der Ironie und des Spottes über sie aus.

Mit großer Schärfe entdeckte und geißelte sie die Blößen, die in jener erregten Zeit die Gegner gaben.

Es war für ihre Freunde ein wirklicher Genuß, dem satyrischen Geplauder der schönen Frau zuzuhören, die nicht ohne Geist das widerspruchsvolle Treiben des fortschrittstrunkenen Haufens nachwies.

Welch unerschöpflichen Stoff boten ihr nicht die erhitzten Beschlüsse des Sechsunddreißiger=Ausschusses in Frankfurt, der „mit Scham und Erbitterung die Truppen Oesterreichs und Preußens ungehindert vordringen sah, die für die unwürdigste Politik ihr Blut vergießen sollten", und der drei Wochen später erklären konnte: „Preußen und Oesterreich seien einzig durch die nationale Strömung nach Schleswig getrieben worden."

Wenn sie den gewaltigen Aufruf des National=Vereins, der mit den schwungvollen Worten schloß: „Deutsche Brüder! In Reden und Liedern habt Ihr Schleswig=Holsteins oftmals gedacht, unzählige Gelöbnisse gethan, fest zu ihm zu stehen in der Stunde der Entscheidung. Rüstig habt Ihr, Männer und Jünglinge, auf Turn= und Schützenplätzen Eure Kraft geübt und gestählt, in großen Festen Eure Verbrüderung gefeiert, dem heiligen Dienste des Vaterlandes Euch geweiht. Lasset die Thaten jetzt den Worten entsprechen!" — mit übermüthiger Laune und Witz glossirte, dann konnte sich selbst der ernsteste Staatsmann eines lustigen Auflachens nicht enthalten.

Jetzt, wo sie durch ihren wachsenden Reichthum unterstützt wurde, war sie in der That die Egeria der conservativen Partei geworden und mancher reactionäre Numa lauschte ihren weisen Rathschlägen.

Seitdem seine Gemalin sich den Staatsgeschäften widmete, stand Baron Berghof auf der Höhe seines Glückes. Alle Welt beneidete ihn um den Besitz einer solch schönen geistreichen Frau, und er hätte sich selbst beneiden mögen, denn sie verstand ihn jetzt völlig und

wußte mit liebender Sorgfalt seine Tage zu verschönen. Die Verse Alexander Puschkin's waren seinem Gedächtnisse ganz entschwunden, sie kamen nie wieder über seine Lippen.

Das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen schien ihm symbolisch und auch das glückliche Ehepaar noch näher aneinander zu fesseln.

Die Baronin schenkte ihren durchziehenden Landsleuten eine besondere Aufmerksamkeit und die Sympathien für die österreichischen Brüder wurden von ihrem Gemal getheilt. Beide wendeten ihre Theilnahme fast nur den tapferen Verbündeten zu und brachten für sie nicht unbeträchtliche Opfer.

Ihre großen Verdienste blieben nicht unbeachtet, ja selbst der österreichische Gesandte stattete ihr persönlich seinen lebhaftesten Dank ab, und seitdem trat sie auch mit den Diplomaten ihres früheren Vaterlandes in die vertraulichsten Beziehungen, ja sie wurde die geschickteste und feurigste Parteigängerin der österreichischen Interessen.

Die österreichische Diplomatie hat niemals den Einfluß der Frauen unterschätzt; man wußte die Baronin geschickt zu verwenden, sie an sich zu fesseln, und diese benützte hinwiederum ihre erweiterte Einsicht zu ihren heimlichen Börsenspeculationen.

Der Baron Berghof sah nur noch die Weltereignisse durch die Augen seiner Gemalin.

Das Bündniß Oesterreichs und Preußens war ihm ein wirklicher Trost, denn es schützte die „conservativen Interessen und half den radicalen Schwindel vollends zertreten.“

Seitdem sein Salon ein solcher Brennpunkt der königstreuen Partei geworden, erweiterten sich seine Ideen — er hatte nicht mehr nöthig, der „gebildeten Schafsnase“, dem Johann, sein bekümmertes Herz auszuschütten, er fand jetzt Leute genug, die ihm aufmerksam zuhörten.

Wie alle kleinen Geister hielt er sich für außerordentlich befähigt. Sein jetzt stärker hervortretendes Selbstbewußtsein imponirte Einigen, die wirklich glaubten, daß hinter diesem Manne etwas stecke, und die Anerkennung dieser Dummköpfe erhöhte wieder seine gute Meinung, die er von sich selbst hatte, und seine Gemahlin bestärkte ihn darin.

Er träumte bereits von der Stunde, wo Se. Majestät der König das Staatsruder in seine weisen gewandten Hände legen würde, und trotz ihrer außerordentlichen Klugheit war die Baronin schwach genug, diese Hoffnungen zu theilen, wenn sie nicht gar dieselben in ihm geweckt hatte.

Die Sehnsucht nach einem treuen liebenden Herzen war erloschen, die Baronin konnte bereits die Illusion belächeln, daß sie einst an der Brust des armen Malers ihr ganzes Glück gesucht — sie wußte jetzt, wo es allein zu finden — im Ehrgeiz, im süßen Bewußtsein, Alle zu beherrschen, zu unterjochen, und mit unermüdlicher Ausdauer machte sie darauf Jagd.

XXVIII.

Fortunata hatte auch ein unsterblich Glück zu finden gemeint, und jetzt war sie bereits müde, es zu suchen... Wer heute das Mädchen gesehen hätte, das man beneidete, auf dessen Wege ein freundlich Geschick seine reichsten Blüthen zu streuen schien, das im hellsten Sonnenschein dahinwandelte; wer es gesehen hätte, wie es mit zuckendem Herzen und düstern thränenfeuchten Augen zum grauen Himmel starrte, der so finster und wolkenverhangen wie ihre eigene Seele: der würde sie nicht einmal länger beneidet haben. Es war wieder der Herbst gekommen, seitdem sie die glückliche Braut des Barons geworden; ein kalter Nordwind löste die letzten welken Blätter von den Bäumen des Parkes und trieb sie wirbelnd vor sich her. Sie blickte auf das traurige Schauspiel, das ohnehin stets eine schwermüthige Stimmung erzeugt, und sie konnte nicht länger die Thränen zurückhalten, die unaufhaltsam hervordrangen.

So öde und herbstschaurig sah es auch in ihrem Innern aus . . .

Er war eben von ihr gegangen, den sie einst für das höchste Ideal eines Mannes gehalten; sie hatte beim Abschiede lächeln, ihm freundlich Lebewohl sagen müssen, während ihr Herz, wie völlig erstarrt, sich nicht mehr ihrem Verlobten öffnen konnte. Welch lange Reihe von Täuschungen hatte dieses Jahr gebracht! Wie war allmälig der letzte Schleier zerrissen, in den sie einst in seltsamer Verblendung diesen Mann gehüllt, und daß es stück-

weise geschah, vermehrte noch den schmerzlichen nieder-drückenden Eindruck, warf über ihre glühende Seele den tiefsten Schatten.

Wo hatte sie nur ihre Augen gehabt, ihren klaren ruhigen Verstand! Sie begriff es oft selbst nicht, wie es gekommen, daß ihr Eugen wie die Verwirklichung ihres kühnsten Traumbildes erschienen — und jetzt konnte sie sich längst nicht mehr über seine innere Leere und geistige Unbedeutendheit täuschen.

Baron Berghof mochte nicht mehr den tiefen Denker, den „Faust" spielen; er fand die idealen Anschauungen seiner Braut höchst langweilig und veraltet und gab sich die größte Mühe, den rohen Edelstein zu einem Brillanten zu schleifen, mit dem er wirklich in den Salons zu glänzen vermochte. Fortunata machte ihm die Arbeit sehr schwer, sie war so steif und ungelehrig, und was noch schlimmer war, sie machte nicht einmal aus ihrer Abneigung gegen den Ton, der in den höchsten Gesellschaften herrschte, ein Hehl, ja sie unterstand sich denselben oberflächlich und frivol zu finden; sie konnte doch nicht ihre bürgerliche Abstammung verleugnen, was umso bedauerlicher war, als sie wirklich durch den Adel ihrer Erscheinung wol im Stande war, sie vergessen zu machen.

Als ihr Bräutigam das Vergebliche seines Bemühens einsah, wurde er sehr verstimmt, und wie auch äußerlich das Verhältniß der beiden Verlobten dasselbe blieb, im Innern fühlten Beide den tiefen, gewaltigen Riß, der zwischen ihnen aufklaffte. Der Baron bewegte sich freilich nach wie vor in den feinsten Formen, ließ es an den

zartesten Aufmerksamkeiten gegen seine Braut nicht fehlen, aber die rasche Flamme, die noch einmal aus der Asche seines Herzens aufgeflackert, war bereits verglommen, er mußte stets eine Zwangsanleihe von Sentimentalität und Romantik machen, wenn er noch eine Art Empfindung zeigen wollte.

Fortunata war so ernst, so kalt und ruhig, sie hatte für die Dinge, die ihm allein noch einiges Interesse einflößten, nur ein gleichgiltiges, zuweilen sogar ein verächtliches Lächeln. Ihm war es ein Genuß, von den unbedeutendsten, armseligsten Tagesereignissen zu schwatzen, und sie fühlte sich durch dieses leichtsinnige Geplauder tief verletzt und zog die Fühlfäden ihrer Seele noch mehr zurück.

Auch heute hatte der Baron mit seinem müden abgelebten Lächeln seine Braut von Allem unterrichtet, was jetzt gerade die Aufmerksamkeit der Residenz erregte, und wie er endlich zu seinem Verdruß bemerkte, die Kosten der Unterhaltung ganz allein tragen müssen.

Er hatte ihr von Donato, dem ehemaligen spanischen Toreado erzählt, der mit seinem einen Beine wirklich Ausgezeichnetes leiste, sie zu einem gemeinsamen Besuche des schönen „Einhaxel" aufgefordert, und sie hatte kühl und vornehm abgelehnt; dann war er zum „Hasenfuß" übergegangen, der wirklich sehr saftig sei, noch nicht Dagewesenes biete; er hatte in den lebendigsten Farben die Azurpaläste, die verzauberten Zimmer und die leichtbeschwingten Französinnen geschildert und hinzugesetzt, daß bei dem Anblick der kaum noch mit einem goldenen Schuh

bekleideten Feen die Augen seines Oheims angefangen, den Fandango zu tanzen — er mußte sich selbst sagen, daß er mit diesem Aufwand von Geist und Witz das heiterste Gelächter jeder Dame von Welt hervorgelockt, und seine Braut hatte für all diese Mühe nicht einmal das schwächste beifällige Lächeln. Ihr Antlitz blieb so kalt und unbeweglich wie immer und deutlich prägte sich jener unerträgliche geistige Hochmuth aus, der eine solche brillante Unterhaltung nur mit großem Zwang ertrug.

Offen hatte er schon Fortunata erklärt: „Du weißt wirklich viel, bist ungeheuer gelehrt, aber Du mußt doch sehr viel Vorsicht anwenden, um nicht pedantisch zu erscheinen," und sie hielt es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu widersprechen.

Sie wußte jetzt, daß sich zwischen ihnen Gegensätze herausgestellt, die aller Versöhnung spotteten, und wie der Baron noch immer versuchte, sie für den Salon zuzuschleifen, so war sie anfangs bestrebt gewesen, ihn allmälig in eine andere Bahn zu lenken, seine Seele zu vertiefen und ihm wieder den Blick für alles Große und Schöne zu eröffnen.

Es war ja nicht möglich, daß er sie damals so bitter getäuscht, es mußte doch dieser ideale Zug in ihm leben, mit dem er ja allein ihr Herz gewonnen; aber bald sah sie das Vergebliche, Hoffnungslose ihres Bemühens und gab es auf, ihn ihrem Geiste noch einmal näher zu bringen.

Fortunata litt namenlos unter dieser allmäligen Verwandlung ihres Ideals in einen gewöhnlichen Sterblichen,

der noch weit tiefer stand als Diejenigen, die ihr bisher nicht genügen konnten. Sie athmete förmlich auf, wenn sie zu Leonie kam, ihren ehemaligen Lehrer und Cordchen traf und sich nun eine Unterhaltung entspann, die Alles berührte, was geist- und herzbegabte Menschen in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen wissen. Hatten sich diese Menschen inzwischen geändert, waren sie gewachsen, oder hatte sie früher dieselben ungerecht beurtheilt? Stets war das Gespräch anregend, bedeutend, niemals sank es zu dem hohlen leeren Geplauder hinab, das sie in den aristokratischen Salons bis zur Ermüdung ertragen mußte, und glücklich, hier endlich Menschen zu finden, die ihre hochfliegende Seele verstanden, war sie selbst eine völlig Andere. Die Freunde erkannten sie nicht wieder. Während sie geglaubt, daß Fortunata's Stolz sich durch den Verkehr mit den höchsten Kreisen steigern würde, war sie jetzt im Gegentheil von einer Herzlichkeit, die sie vorher nie gezeigt.

Bei ihren Freunden streifte sie die vornehme Kälte ab, die sie gegen die übrige Welt beibehielt und mit der sie einst Alle zurückgestoßen. Man konnte bemerken, daß sie sich hier wohl befand, und nun kam auch ihre tiefe Herzenswärme zutage, die sie früher sorgfältig selbst ihren Freunden verhüllt. Sie betheiligte sich jetzt weit lebhafter an der Unterhaltung und der Unterschied zwischen diesen geistig beweglichen, für alles Große und Schöne wahrhaft begeisterten Menschen und den Marionetten, die sie durch Eugen kennen gelernt, wurde ihr desto empfindlicher, verleidete ihr immer mehr die große Welt.

Noch gestern hatte Siegbert gesagt: „Aeußerlichkeiten sind für die Dummköpfe und Strohseelen die Hälfte des Lebens.“

Wie lebhaft mußte sie ihm zustimmen!

„Ach, nicht nur die Hälfte, meist das ganze Leben,“ dachte Fortunata, und das Treiben Eugen's und seiner Kreise trat ihr in seiner ganzen Hohlheit vor die schmerzlich bewegte Seele. Warum mußte der Mann, den sie ausgewählt, sich als gar so unbedeutend ausweisen? Und er hatte nicht einmal das Bewußtsein, daß er sich in den leersten Nichtigkeiten verlor. Er war vielmehr von seiner Bedeutung vollkommen überzeugt, und Dinge, die ihr geradezu erbärmlich erschienen, behandelte er mit der größten Wichtigkeit und erregten allein seine lebendigste Theilnahme. Wie hatte er nicht heute wieder die Leerheit seines Innern enthüllt, wenn nicht mehr! Wenn er nur einiges Verständniß für sie besaß, dann würde er nicht Dinge berührt haben, die ihrer reinen jungfräulichen Seele ein Abscheu waren, und trotzdem Fortunata aus ihrem Widerwillen gegen diese französische Sittenlosigkeit kein Hehl gemacht, kam er absichtlich immer wieder auf solch leichtfertige Dinge zurück, um sie von einer lächerlichen Prüderie zu heilen, die in den Kreisen, die sich ihr jetzt geöffnet, nicht hofmäßig sei. Er hatte keine Ahnung davon, wie tief er sie verwundete und die Kluft immer weiter riß, die sie von einander trennte.

Ein Jahr der bittersten Schmerzen und Enttäuschungen lag hinter ihr; sie wußte jetzt, daß sie an der Seite dieses Mannes niemals ein wahres Glück, vielleicht das

tiefste, qualvollste Elend finden würde, und doch wagte sie nicht mehr die Bande zu zerbrechen, die sie an Eugen fesselten . . . Ihr Stolz bäumte sich dagegen auf, der Welt zu verrathen, daß sie sich so schmählich geirrt, und in ihrer Feinfühligkeit scheute sie vor dem Aufsehen zurück, das ein solch plötzlicher Bruch verursachen würde. Und welche Gründe konnte sie dafür angeben? Ueberall hörte sie sein Lob, selbst der Vater fand Eugen liebenswürdig und vortrefflich und an ihm durchaus nichts auszusetzen.

Sie wagte selbst ihm nicht zu zeigen, wie es in ihrem Innern aussah, er war in letzter Zeit ohnehin so beschäftigt und gönnte sich kaum noch eine Stunde ruhiger Unterhaltung mit seiner Tochter. Sie glaubte zuweilen auf seiner hohen Stirne einen Zug von Sorge zu entdecken, aber ihren zärtlichen Fragen wich er mit freundlichem Lächeln aus und er meinte stets: „Es ist nichts, ich bin ein wenig abgespannt.“

Am liebsten sprach er davon, wie es ihm doch gelingen werde, ihr ein fürstliches Nadelgeld zu gewähren, und sein Stolz fand schon jetzt neue Befriedigung darin, welche Ueberraschung er damit seinem Schwiegersohne bereiten würde.

Fortunata mochte nicht diese schönen Träume zerstören — sie wußte, daß sie jetzt das einzige Glück ihres Vaters ausmachten, der allen seinen Ehrgeiz darein setzte, ihr ein glänzendes Vermögen zu verschaffen, um damit die Töchter des höchsten Adels zu verdunkeln. Ach, wie wenig ahnte der Aermste, daß er mit all seinem Streben und Ringen ihr nicht mehr das echte wahre Glück ver-

schaffen konnte, daß sie durch einen einzigen Fehlgriff Alles verloren . . .

Noch ganz in ihrem tiefen schmerzlichen Hinbrüten versunken, hatte sie das Oeffnen der Thür überhört; erst als sich jetzt eine Hand leise auf ihre Schulter legte, blickte sie erschrocken auf und suchte hastig die Thränen zu trocknen und sogar ein Lächeln zu zeigen, aber es gelang ihr nicht, vielmehr lockte das Vergebliche ihres Bemühens neue Thränen hervor.

Der Commerzienrath nahm an der Seite seiner Tochter Platz, ergriff ihre Hand und fragte mit bewegter Stimme: „Was fehlt Dir, Fortunata? Bist Du nicht glücklich?“

Sie hatte bereits ihre Selbstbeherrschung wiedergewonnen; der geliebte Vater durfte nicht ahnen, wie öde und traurig es in ihrem Innern aussah, er konnte ihr doch nicht helfen und auf die entfärbte Landschaft weisend, sagte sie leise und zögernd: „Es ist der Herbst, der stets schwermüthig macht!“

Der Commerzienrath betrachtete mit einem schmerzlichen Lächeln seine Tochter, die den Blick nicht von den beinahe völlig entblätterten Bäumen des Parkes abwendete. Ach, ihre kindliche Seele wurde selbst von dem leisen Hinsterben der Natur wehmüthig berührt, wie sollte er ihr mittheilen, was sie endlich erfahren mußte!

„Es ist eigenthümlich, daß gerade die Jugend das Kommen des Herbstes schmerzlicher empfindet, als das Alter.“

„Vielleicht weil wir uns noch zu demselben im schar-

sen Gegensatz befinden," entgegnete Fortunata, ohne den Blick von dem düsteren Landschaftsbilde abzuwenden.

„Du magst wol Recht haben, Fortunata. Wenn wir älter geworden und so Vieles verwelkt und verblüht zu unseren Füßen gesunken, dann berühren uns diese welken Blätter nicht mehr so schmerzlich, sie stehen vielmehr im Einklang zu unserer stets resignationsbereiten Stimmung."

Der Ton, in dem der Vater diese Worte sprach, war so gedämpft, daß Fortunata bekümmert ihre Augen zu ihm erhob. Wie er auch sich in der Gewalt hatte, sie las auf seinem heute ungewöhnlich blassen Antlitz, daß ihn irgend ein harter Schlag getroffen.

Ein Fremder hätte auch heute noch nichts aus diesen ruhigen kalten Zügen herausfinden können, aber Fortunata selbst vermochte der Vater nicht zu täuschen, sie hatten Beide viel zu lange im innigsten Seelenrapport gelebt, um nicht zu entdecken, daß ihm etwas Außergewöhnliches begegnet sei, daß ihm irgend eine furchtbare Nachricht auf den Lippen schwebe.

In der letzten Zeit war sie ohnehin die Vorstellung nicht losgeworden, daß er gegen irgend ein finsteres Verhängniß ankämpfe, aber ihrem liebevollen Drängen hatte er ein ruhiges Lächeln entgegengesetzt, und jetzt, wie sie ihre forschenden Augen auf ihn richtete, sagte sie mit leiser, aber fester Stimme: „Vater, was ist Dir? Sage mir Alles, ich bin stark genug, das Schlimmste zu ertragen."

Ihre Frage traf ihn völlig unerwartet. Woher

wußte sie schon, daß er ihr ein Unglück mitzutheilen hatte? Er zuckte zusammen, starrte zu Boden, und aus seiner jetzt unruhig arbeitenden Brust rang sich kaum hörbar die Antwort hervor:

„Fortunata, wirst Du wirklich stark sein?"

„Bin ich nicht Deine Tochter?" entgegnete sie; ihre Augen leuchteten, obwol sie die Ahnung hatte, es nahe eine furchtbare, vernichtende Schicksalswelle.

„Ich weiß, daß Deine Seele groß genug ist, das schwerste Verhängniß ruhig hinzunehmen, und doch" —

Er vollendete nicht, erhob sich und wanderte gesenkten Hauptes mehrmals durch das Zimmer, dann trat er an das Fenster, legte die Hände auf den Rücken und starrte hinaus.

Fortunata war jeder seiner Bewegungen aufmerksam gefolgt, sie wußte, daß er sich ohne ihren Zuspruch am ehesten zur Ruhe kämpfen würde und sie wagte das Schweigen nicht mit einem Worte zu unterbrechen.

Der Commerzienrath wendete sich nicht um.

Vor seinen feuchten Augen tanzten die gelben Blätter ihren bunten Reigen — so hatte ein rauher Wind auch alle seine schönsten, blühendsten Träume hinweggefegt, an dem Baume seiner Hoffnungen hing nicht mehr ein einziges grünes Blatt und er wußte es nur zu gut, für ihn kam kein neuer Frühling . . . Er strich mit der Hand über die heiß gewordene Stirn und rüttelte sich gewaltsam aus seiner düsteren Schwermuth auf.

Wie durfte er länger sein Kind dieser qualvollen Unruhe überlassen, die weit fürchterlicher als selbst die

schrecklichste Gewißheit? Selbst in jener finstersten Verzweiflung hatten sich ja nur all seine Gedanken um Fortunata gedreht — er war ein Mann und mußte sich endlich in sein Schicksal finden, aber wie sollte sie den jähen Sturz ertragen, der er in liebender Sorge den Blick vor jedem Abgrund verhüllt? . . .

Ohne seine Stellung zu verändern, begann der Commerzienrath endlich leise und langsam, als spräche er mehr zu sich selbst als zu seiner Tochter:

„Es steckt in uns drei Geschwistern als Erbtheil unserer theuren Mutter ein heroischer Zug, ein Sinn für das Große, Erhabene, Außergewöhnliche, der je nach der Beschaffenheit unseres Temperaments zur Erscheinung gekommen. Bei meiner Schwester ist es in ein Schwärmen für Kunst und Poesie ausgeartet, sie will das Höchste erreichen, und da ihr die Kraft und Ruhe fehlt, fliegt sie wie ein Vogel fortwährend an die Decke. Auch in den Adern meines Bruders rollt das Blut zu rasch und heiß, um nicht stets das Ziel zu überstürzen; in seiner Begeisterung für das Große schwebt ihm ein Idealstaat vor, und er kann sich nimmermehr darein finden, daß in der Politik mit anderen Factoren gerechnet werden muß, daß dort ganz besonders das Bessere der Feind des Guten ist. In mir hat sich diese Sucht, sich über die Menge zu erheben, nach einer andern Seite hin geäußert. Ich liebte das Hazardspiel der kühnen Speculation und vertraute meinem Glück." —

Dem Commerzienrath waren diese Auseinandersetzungen nothwendig gewesen; indem er dem Grunde nachspürte,

in dem sein Wesen und das seiner Geschwister wurzelte, wollte er sich selbst beruhigen, und so groß war die Selbstbeherrschung dieses Mannes, daß es ihm wirklich gelang; wol mußte er jetzt zu seinem Taschentuch greifen und die kalten Schweißtropfen abtrocknen, die auf seiner Stirn perlten, aber er hatte doch seine gewohnte Fassung wieder gewonnen. Er trat vom Fenster zurück und die Hand seiner Tochter ergreifend, sagte er mit leiser, doch fester Stimme:

„Fortunata, wirst Du mir verzeihen? Ich wollte Dir das höchste glänzendste Glück bereiten, mein kühner Traum ist zerronnen — ich wagte Alles — um Alles zu verlieren! . . .“

In dem Antlitz des jungen Mädchens zeigte sich auch nicht das leiseste schmerzliche Aufzucken, vielmehr jener geistige Stolz, den nichts völlig zu unterjochen vermag:

„Nicht Alles, Vater, wenn wir uns selbst nicht verlieren.“

„Mein Kind, mein einziges theures Kind!“ schluchzte der Commerzienrath, und seiner Bewegung nicht länger Herr, schloß er unter hervorstürzenden Thränen die Tochter in seine Arme. „Hast Du auch eine Ahnung davon, in welchen Abgrund ich Dich gezerrt?“

„Nein, Vater, in einen Abgrund nimmermehr,“ entgegnete Fortunata, und der Idealismus, der ihr ganzes Wesen beherrschte, brach mächtig hervor. „Wie arm wären wir, wenn wir nicht in unserer Seele ein inneres Glück besäßen, das von den Stürmen da draußen unabhängig ist! Ich bin oft das drückende Gefühl nicht los-

geworden, daß ich diesen Glanz und Luxus genieße, während Andere um mich darben und das Nothwendigste entbehren, und ich habe Alles, was mir Deine Güte verschafft, wie ein geliehenes Gut betrachtet, das ich bereit bin, jeden Augenblick wiederzugeben."

Wol hatte der Commerzienrath eine hohe Meinung von der Geisteskraft seiner Tochter, er wußte, daß sie keinen Ton der Klage ausstoßen würde, aber er wurde doch von ihren Worten überrascht, eine solch stoische Ruhe konnte er nicht erwarten. Vielleicht hatte sie ihn doch nicht völlig verstanden, vielleicht kannte sie noch nicht den ganzen Umfang des über sie hereingebrochenen Unglücks, das er nur mit den Worten anzudeuten gewagt:

„Ich habe Alles verloren."

Und doch mußte der Commerzienrath Fortunata die volle Wahrheit sagen, es gab keinen Ausweg, deßhalb begann er nach einem tiefen Athemzuge:

„Meine Schwester gab Dir bei der Taufe den Namen „Fortunata" und ich nahm es für ein günstiges Zeichen. Ich wollte über Dein Haupt so viel Glück und Sonnenschein verbreiten, als ich nur irgend im Stande wäre, und jetzt —"

„Das hast Du redlich gethan," unterbrach ihn die Tochter und lehnte voll unendlicher Zärtlichkeit ihren Kopf an seine Brust.

Der Commerzienrath seufzte: „Um Dich desto unglücklicher zu machen. Deine Verlobung mit dem Baron Bergho stachelte meinen Ehrgeiz auf. Ich wollte den mangelndenf Adel durch einen fürstlichen Reichthum ersetzen und ver-

doppelte meine Anstrengungen. Die Fabrik wurde vergrößert, ich betheiligte mich an neuen Unternehmungen, die einen reichen Gewinn versprachen; da kam der Krieg, die Blocade und, was noch schlimmer, die dadurch hervorgerufene und bis heute noch nicht überwundene Geschäftsstockung. Das launenhafte Glück hatte mir plötzlich den Rücken gekehrt und kam nicht wieder . . . Eine Hiobspost jagte die andere, mehrere der geachtetsten Häuser brachen zusammen, ich erlitt die empfindlichsten Verluste und der Boden begann bereits unter meinen Füßen zu schwanken. Heute Morgens erhalte ich die Schreckenskunde von dem plötzlichen Fallissement einer Actien-Gesellschaft, die sich eines grenzenlosen Credits erfreute und die mich mit in den Abgrund zieht. Seit einer Stunde bin ich ein ruinirter Mann." Er hatte die verhängnißvollen Worte so gelassen wie immer ausgesprochen, nur seine Hand zitterte, als er liebkosend über das Haupt seiner Tochter hinwegfuhr.

Fortunata richtete sich in die Höhe, um dem geliebten Vater ihr ruhiges Antlitz zu zeigen. Auch jetzt war in diesen wunderschönen edlen Zügen nichts zu lesen, als der freudige Muth, nun ebenso gern die Tage des Unglückes hinzunehmen, wie früher die Tage des Glückes.

Wo nahm das junge Mädchen ihre außergewöhnliche Kraft her? Er hatte in einsamen Stunden verzweifelt die Hände gerungen, sein finsteres Geschick angeklagt, und als er heute die letzte vernichtende Nachricht erhielt, glaubte er, sein Herz müsse stillstehen und werde nie wieder weiterschlagen; er schauderte vor dem Abgrund zurück, in den

er gedankenlos versinken mußte, und er war ein Mann und — Fortunata zeigte sich so still und ungebeugt wie immer. War es ihre unerfahrene Jugend, die noch nicht die demüthigenden Folgen dieses furchtbaren Falles übersah oder blieb ihr reiner hoher Geist wirklich unberührt von den hereinbrechenden Wetterschlägen des Geschickes? Schon ihre nächste Antwort sollte ihm hierüber Aufschluß geben.

„In Deinen Contobüchern bist Du zugrunde gerichtet, nicht in der Wirklichkeit. Du hast mit feindlichen Schicksalsmächten gekämpft und bist von ihnen besiegt worden, das ist Alles. Eine solche Niederlage demüthigt nicht, wenn wir nicht feig und thöricht genug sie selbst wie eine Schmach auffassen. Ich weiß, daß die Sorge um mich Dir noch höhere Qualen bereitet, als der Zusammenbruch des stolzen Gebäudes, das Du mit Anstrengung aller Kräfte aufgerichtet, und doch, wie ruhig kannst Du sein! Ich lasse all diese Herrlichkeit mit dem Gleichmuth zurück, als ob ich ein artig Spielzeug aus den Händen lege, und Du weißt, daß ich Dich nicht täusche. Klara mag mir rathen und helfen und mir den Weg zeigen, daß ich für Dich und mich eine Existenz erringen kann."

Es lag in ihrem Benehmen nichts Ueberschwängliches, nur jene geistige Hoheit, die von den heftigsten Stürmen des Geschickes wenigstens im tiefsten Innern nicht berührt wird. Wie hatte sie nicht alles Große und Erhabene in Kunst und Poesie bewundert, und wie hätte sie nun feig zusammenbrechen sollen, da die erste harte Prüfung an sie

herantrat! — Was war ihr Hab und Gut, Reichthum und Glanz, ihre feurige Seele hatte sich stets über die gemeine Wirklichkeit erhoben, ja sie verachtet, sie konnte sich jetzt nicht niederbeugen lassen, wo es sich um einen Besitz handelte, der stets außer ihr gelegen.

In ihrem Innern war sie dadurch nicht ärmer geworden, konnte sie es nicht werden.

„Und trifft nicht gerade dieser furchtbare Streich auch Dein inneres Glück?“ jammerte der Commerzienrath. „Wirst Du nicht viel zu stolz sein und nun nicht ebenfalls das Band für gelöst ansehen, das Dich an Deinen Verlobten fesselt, und damit Deinem jungen blühenden Herzen die tiefste Wunde schlagen?“

Jetzt kam Fortunata erst der Gedanke an Eugen und damit erhielt das plötzlich über sie hereingebrochene Unglück noch eine andere Gestalt. Es befreite sie von einer Zukunft, in die sie nur zögernd hinauszutreten gewagt.

Obwol der alte Baron Berghof eine rasche Heirat am liebsten gesehen hätte, war doch der Hochzeitstag auf ein Jahr hinausgeschoben worden. Klara besonders war in ihrer ruhigen Weise jedem hastigen Schritt abgeneigt; die beiden Liebenden konnten sich in dieser langen Zeit näher kennen und verstehen lernen, und da auch der Commerzienrath diese Ansicht theilte, vermochte Eugen anfangs ohne Sorgen den zärtlichen Verlobten zu spielen, der das Glück kaum erwarten konnte, seine schöne Braut heimzuführen. Später kühlte sich sein Eifer merklich ab, und da sein Vater allein der unermüdliche Dränger blieb, die Anderen aber, selbst nach Ablauf des Jahres, sich ruhig

verhielten, hütete er sich wohl, das Rudern in den Ehestandshafen ernstlich zu betreiben.

Er kam sich noch nicht alt und müde genug vor, um schon so rasch vor Anker zu gehen.

Je mehr es sich Baron Berghof bei seiner Braut „bequem“ machte und damit vollends die Leere und Oberflächlichkeit seines Innern verrieth, je mehr bebte sie vor dem Gedanken einer ewigen Verbindung mit diesem Manne zurück. Wol wagte sie nicht dem Vorurtheil der Welt zu trotzen und die Ketten zu zerreißen, die ihr schon jetzt lästig geworden, aber sie suchte wenigstens das rollende Schicksalsrad so lange wie möglich aufzuhalten, und jetzt athmete sie völlig auf. Mochte das über den armen Vater hereingebrochene Unglück Alles zerstören, Eines gewann sie doch dadurch — ihre Freiheit, und von dieser Vorstellung allein beseelt, sagte sie wie von einem schweren Alpdruck erlöst:

„Fürchte es nicht, ich segne mein Geschick, das uns dadurch für immer trennt.“

Wie auch der Commerzienrath gewohnt war, seine Empfindungen unter einer kühlen Außenseite zu bergen, bei diesen Worten starrte er doch in sprachloser Ueberraschung seine Tochter so verwundert an, daß diese trotz des Ernstes ihrer Lage unwillkürlich lächeln mußte.

„Glaube nicht, daß ich damit Deine Sorge beschwichtigen will; ich habe längst das klare Bewußtsein, daß er bei mir, aber noch weniger ich bei ihm das Glück finden werde, das ich gesucht,“ — und nun vertraute sie ihrem

Vater die schweren tiefen Seelenkämpfe an, die sie bereits durchgemacht.

Nachdem Fortunata längst ihr ganzes übervolles Herz ausgeschüttet, verhielt sich der Commerzienrath noch immer still. Wol hatte er ein Verständniß für ihre Klagen, und doch berührten sie ihn tief schmerzlich. Sie forderte eine Welt, die nicht da war, hohe bedeutende Menschen, die den Staub von ihren Füßen geschüttelt und mit ihr sich einen Weg bahnten, der weit über das Ziel der gemeinen Sterblichen hinwegführte . . . Er hatte ihrem Idealismus keine Schranken gesetzt — diese Flucht aus der Staub-Atmosphäre that ihm selbst wohl, und wenn er zu Fortunata kam, war es ihm stets, als ob der reinste Aether seine Stirn umfächle und Alles, was ihm einst hoch und heilig gewesen, in seine Brust zurückkehre. Sie konnte ruhig auf Wolken wandeln, sie hatte ja mit der rohen Alltäglichkeit nicht zu kämpfen — aber jetzt, wo das rauhe Schicksal sie plötzlich in den wilden Strudel mit hinausstieß, wo er nicht mehr im Stande war, ihr die gemeine Wirklichkeit fernzuhalten, machte ihn diese ideale Richtung der geliebten Tochter schwer besorgt. Wie sollte sie sich in einer Welt zurechtfinden, die ihr selbst aus weiter Ferne schon so wehe gethan? Was hatte sie von ihrem Verlobten entfremdet?

Nichts weiter, als daß sie ihn anfangs überschätzt und daß er sich als heiterer frischer Lebemann ausgewiesen, während sie von ihm eine außergewöhnliche Geistes- und Seelengröße forderte. Baron Berghof war nicht schlechter, vielleicht sogar ein wenig besser als die Meisten

seines Standes, davon war wenigstens der Commerzienrath überzeugt, und doch hatte er Fortunata auf die Länge nicht genügt.

Sie konnte ihn keiner hervorragenden Fehler beschuldigen, jede Andere würde sich in dem Besitz dieses jungen Mannes glücklich gepriesen haben, nur seine Tochter forderte mehr, machte Ansprüche, die weit über das Gewöhnliche hinausgingen und die nur zu sehr verriethen, wie wenig sie die Wirklichkeit kannte.

Trotzdem mochte er heute nicht ihr das Gefahrvolle ihrer Weltanschauung enthüllen; dieser zu hoch getriebene Idealismus war ja jetzt ein Glück, er half ihr über einen Verlust hinweg, der dadurch wenigstens für sie kein Verlust mehr war.

Noch in der nächsten Stunde schrieb Fortunata an ihren Verlobten. Sie theilte ihm das Unglück des Vaters mit und gab ihm sein Jawort zurück.

Nicht die leiseste Klage war ihr dabei entschlüpft. Der Brief trug ganz das Gepräge der antiken Einfachheit ihrer Seele. Ruhig, als ob sie das inhaltloseste Schreiben beendigt, legte sie die Feder aus der Hand. Sie empfand nichts weiter als das volle Glück, von einem schweren Irrthum erlöst zu sein.

Der Regierungsrath Berghof hatte nach dem Besuch Fortunata's in einer der ersten Weinstuben der Hauptstadt sein Frühstück eingenommen, war dann zu Pferde gestiegen, um einen Spazierritt zu machen.

Mit dem Beginn der Herbstsaison gibt sich die vornehme Welt bei schönem Wetter an dem nordöstlichen

Rande des großen Parkes ein Stelldichein. Alles, was auf Rang oder Reichthum Anspruch macht, erscheint hier in den Nachmittagsstunden, um den ohnehin kurz zugemessenen Sonnenschein zu genießen und seinen Geschmack und die eben von Paris dictirte allerneueste Mode zur Schau zu stellen. Das Wagen- und Reitergewühl erreicht die Pracht und Buntheit eines Corso.

Hinter dem glänzenden Gespann der höchsten und Allerhöchsten Herrschaften folgt der Wagen des reich gewordenen Budikers, die klapprige Droschke, und der sich dicht an die Fahrstraße haltende Fußweg vermag kaum trotz seiner Breite den Strom der Spaziergänger zu fassen, der aus dem prächtigen berühmten Thor unaufhaltsam hervorquillt.

Selbst die zu Wagen angekommenen Damen verlassen bald ihr Gefährt und mischen sich wenigstens auf kurze Zeit unter die Fußgänger, und nun sieht die blasse Herbstsonne auf eine wandernde Blumenflora herab, wie sie bunter, mannichfaltiger nicht gedacht werden kann. Die glänzendsten oder wunderlichsten Toiletten zeigen sich. Man wagt Alles, die größte Versündigung gegen den guten Geschmack, um nur Aufsehen zu erregen, und doch wird selbst das Kühnste, Verwegenste, von etwas noch Tollerem übertroffen. Fast täglich erscheinen dieselben Figuren auf dieser offenen Bühne, und doch ist das Schauspiel ewig neu, ewig wechselnd und bietet seine eigenthümlichen Reize. Bekannte treffen sich, plaudern miteinander, dort empfängt ein Garde-Lieutenant den freund-

lichen Gegengruß einer Prinzessin, hier erhascht ein junger Musensohn das Lächeln einer Primadonna.

Man sieht und will gesehen werden.

Zu den Lebensgewohnheiten des Baron Berghof gehörte es, dieser zwanglosen Vereinigung der schönen Welt ebenfalls beizuwohnen. Auch heute erschien er mit großer Gewissenhaftigkeit auf dem Platze.

Das kalte unfreundliche Wetter, das am Morgen noch geherrscht, war dem freundlichsten Sonnenschein gewichen und hatte eine glänzendere Gesellschaft als je vor das Thor gelockt. Selbst die Wertheim'sche Victoriachaise war heute sichtbar und nahm in der Reihe prächtiger Wagen nicht die letzte Stelle ein. Für gewöhnlich hatte Leonie auf dies Vergnügen verzichtet. Eine große Veränderung war mit ihr vorgegangen; sie hatte viel von ihrer backfischartigen Munterkeit und Unruhe eingebüßt, unverkennbar hatte sich ein größerer Ernst bei ihr geltend gemacht, sie konnte jetzt schon ohne Schmerz auf die Flitterfreuden der Gesellschaft verzichten, die ein tiefer angelegtes Gemüth bald unbefriedigt lassen. Ihre Liebe zu Rainer war der Stamm, an dem sich ihre Seele höher rankte und sich über jenes leere Treiben erhob, das ihr einst so viel Freude gemacht. Seitdem er fort war, bekam sie erst eine volle Kenntniß von ihrem Herzen und nun wußte sie erst, wie tief, wie unendlich sie ihn liebte. Das Bild des Abwesenden erhielt, wie dies immer der Fall, seinen Glorienschein. Mit ihrem wachsenden Ernst war sie deßhalb für Fortunata weit sympathischer geworden.

Nur Cordchen zu Gefallen hatte Leonie heute die

Spazierfahrt vorgeschlagen, und Siegbert, der sonst mit seiner Zeit so haushälterisch umging, war gern der Einladung seiner Schwester gefolgt und die Insassen der Wertheim'schen Victoriachaise waren bald in ein solch' lebhaftes Gespräch verstrickt, daß sie kaum dem glänzenden Schauspiel die nöthige Beachtung schenkten.

Baron Berghof bemerkte wol die Freunde Fortunata's, aber mit jener Kunst, die er ganz besonders auszuüben verstand, hatte er heute für diese „Leute" keine Augen; seine Aufmerksamkeit wurde von weit bedeutenderen Erscheinungen in Anspruch genommen. Dort fuhren Prinzessinnen, die Gemalinnen von Ministern und Gesandten, reizende Hofdamen, und er hatte nach allen Seiten hin zu grüßen und wurde von mancher schönen Frau einer kurzen Unterhaltung gewürdigt. Auch seine Tante war erschienen, so graziös und jugendlich wie immer, ihr Lächeln hatte noch nichts von seiner bezaubernden Anmuth verloren, und wie dankbar zeigte sie sich gegen die witzigen Bemerkungen, die er fallen ließ!

Alle diese reizenden Frauen, mit denen er heute gesprochen, hatten für jeden seiner geistreichen Einfälle das feinste Verständniß, er gewahrte deutlich, wie aufmerksam sie seinem Geplauder folgten und wie es sie erheiterte.

Hier wurde sein Geist völlig anerkannt, und als er in der glücklichsten Laune seiner Wohnung zuritt, mußte er unwillkürlich an den Unterschied denken, der sich zwischen diesen Damen der höchsten Aristokratie und seiner Verlobten befand, die in ihrer spießbürgerlichen Beschränktheit für einen Mann von feinen weltmännischen Talenten

nicht das mindeste Verständniß hatte. Je ungelehriger, „unbehandelbarer“ sich Fortunata erwies, je lästiger wurde ihm das Band, das ihn an sie knüpfte.

Warum zerriß er es nicht?

Oft kam ihm der Gedanke und doch scheute er vor seiner Ausführung zurück. Es war nicht das häßliche Aufsehen, das er fürchtete; in seinen Kreisen verlor er durch einen solchen Bruch nicht das Mindeste, davon war er überzeugt, aber sein Vater verzieh es ihm nimmer, und wer bürgte ihm dafür, daß er sich nicht völlig mit ihm überwarf, und wenn er seinen klaren ruhigen Verstand zu Hilfe nahm, dann mußte er sich sagen, dieser Schritt sei eine Thorheit. Niemand drängte ihn zu rascher That, er konnte noch seine Freiheit genießen, und wenn auch Fortunata's „Puritanerthum“, wie er es nannte, ein wenig lästig war, so gewährte ihm doch auf der andern Seite die Ehe mit diesen Bürgerlichen einen weiteren Spielraum. Ihr Geschmack, ihre ganze Geistesrichtung war eine andere, umso ruhiger, unbefangener konnte einst Jeder von ihnen seine eigenen Wege gehen.

Und das Nadelgeld Fortunata's war doch auch nicht zu verachten. Von dem blendenden Reichthum seines künftigen Schwiegervaters erhielt er fortwährend neue Beweise; er überschüttete seine Tochter mit kostbaren Geschenken und wo er auch seine diplomatischen Fühlfäden ausgestreckt, überall hörte er den Namen des Commerzienrathes als eines der geachtetsten und solidesten in den Geschäftskreisen aussprechen.

Solche Vorstellungen tauchten auch heute wieder in

ihm auf und beschwichtigten den Unwillen, den er gegen seine Braut empfand, die für seine liebenswürdigen Bemühungen sich geradezu undankbar zeigte.

Ein wenig ermüdet warf er sich auf eine chaise longue, und während seine Blicke den Ringen seiner Cigarre folgten, blieben sie endlich voll Verdruß auf der Zimmereinrichtung haften, die durchaus nicht nach seinem Geschmack war. Warum blieb er hier in der gemietheten Wohnung, die mit ihrem schäbigen Luxus seine Augen stets beleidigte, während er in jeder Stunde sich den glänzendsten Herd verschaffen und sich mit all' dem Comfort umgeben konnte, der seiner würdig war? Warum zögerte er noch immer, die schöne Fabrikbesitzers-Tochter zur Baronin zu machen? Es war eine Thorheit, sich länger allerlei Entbehrungen aufzuerlegen, während ihm mit dem Besitz dieses Bürgermädchens das behaglichste Daheim winkte.

Der Talleyrand'sche Grundsatz point de zèle mußte doch auch seine Grenzen haben.

Noch in diesen Gedanken versunken, brachte sein Diener den Brief Fortunata's.

Die Handschrift erkannte er sogleich. In der ersten glücklichen Zeit ihrer Verlobung hatte sie ihm manch' artiges Billet geschrieben, jetzt konnte er sich schon lange nicht mehr rühmen, daß sie auch noch schriftlich ihrem Herzen Luft machte.

Er hatte ihr ja heute schon einen Besuch abgestattet und jetzt noch einen Brief!

Was wollte die trostlose Schwärmerin?

Zögernd hielt er das Schreiben lange in der Hand und betrachtete es von allen Seiten, als könne er schon von Außen seinen Inhalt errathen. Es sah ganz danach aus, als ob es irgend etwas Verdrießliches bringen müsse. Vielleicht eine Darlegung ihrer ästhetischen Gründe, weßhalb sie eine Einladung zum Besuch Donato's ausgeschlagen, oder eine andere Ueberschwänglichkeit.

In seiner lässigen Weise hätte er am liebsten den Brief ungelesen in den Papierkorb geworfen; aber er mußte wenigstens von dem Inhalt desselben eine flüchtige Kenntniß nehmen, denn sicher lenkte sie bei seinem nächsten Besuch das Gespräch darauf. Er zündete deßhalb eine neue Cigarre an, um sich dadurch mit größerem Gleichmuth gegen solche Albernheit zu rüsten, lehnte sich bequemer zurück und sprengte endlich die Hülle.

Nachlässig blickte er nach dem Ende, überflog einige Zeilen; nun wurde er plötzlich aufmerksam und begann ganz regelmäßig mit dem Anfange.

Er war noch nicht zur Hälfte, da warf er die Cigarre weg und sprang in die Höhe.

„Das ist ja gar nicht möglich!“ rief er ganz laut und in heftiger Bewegung. „Bankerott? Es steht wirklich dort! Nun, das kommt doch so unerwartet, daß es mir gar nicht zu verargen wäre, wenn ich etwas außer Fassung geriethe. Ah, diese Depesche verlangt kaltes Blut!“

Er griff nach einer neuen Cigarre, zündete sie an, warf sich in die chaise longue zurück und las noch einmal von Anfang bis zu Ende den Brief, dann legte er

ihn sorgfältig zusammengefaltet vor sich hin und starrte den Ringen nach, die er mit seiner Cigarre vor sich hinblies.

Nur die stärkeren Rauchwolken verriethen die Bewegung seines Innern, sein blasses vornehmes Gesicht zeigte sich so müde und ruhig wie immer.

Da hatte sich ja mit Einem Schlage die Situation geändert, das hübsche Kartenhaus, das er noch soeben in kecker Spiellaune aufgerichtet, hatte ein neckischer Kobold über den Haufen geblasen.

Zum Glück war er sich heute keiner Einladung bewußt, er konnte die Hiobspost in aller Stille verdauen, denn es würde ihm doch bei all seiner Uebung in den nächsten Stunden unmöglich gewesen sein, den liebenswürdigen geistreichen Gesellschafter zu spielen; ihm war es, als ob er irgend etwas höchst Bitteres unbesonnen hinabgeschluckt und den unangenehmen Nachgeschmack davon noch auf den Lippen habe.

Endlich raffte er sich aus seiner „Hamletstimmung“ auf, denn in seinem Magen begann trotz dieser völlig entnüchternden Nachricht die Eßstunde zu läuten.

Noch war er dieser plötzlichen Wendung gegenüber zu keinem Entschluß gekommen; er hatte weiter gar nichts denken können, als daß die Fliegen ihn doch in die unheilvollste Geschichte verwickelt. Erst ein gutes Diner vermochte seine verworrenen Gedanken zu klären, ihn über die Situation zu erheben, das fühlte er selbst, und ohne blasses Schwanken brach er auf.

Wol hütete er sich heute, sein gewöhnliches Hotel

aufzusuchen, er traf dort Bekannte und mochte sich in diesem Augenblicke nicht zerstreuen. Rasch lenkte er seine Schritte zu dem ersten Restaurant der Hauptstadt und mit dem ganzen Wohlbehagen eines Gourmands sprach er den Speisen zu.

Das gute Mahl, der treffliche Wein hatten seine Stimmung merklich verbessert, seinen Lebensgeistern die alte Spannkraft wiedergegeben, und nun wußte er auch plötzlich, was er zu thun hatte.

Jetzt, aus diesem Grunde allein von der Verlobung zurücktreten, durfte er um keinen Preis, das war eines Berghof unwürdig. Sollte die Welt glauben, daß er bei dieser Verbindung nur an den Reichthum des Vaters gedacht? Es blieb vorläufig kein anderer Ausweg, als selbst die Tochter eines zugrunde gerichteten Fabrikbesitzers als Braut zu behalten; vielleicht ließ sich später irgend ein schicklicher Vorwand zu einem Bruche finden, nur in diesem Augenblick durfte es nicht geschehen, das war er sich selbst, seinem Range und Namen schuldig! Und wie konnte er sich jetzt diesen Leuten und der Welt gegenüber drapiren?! Seine Eitelkeit allein schon würde ihn zu einem solch heroischen Entschlusse aufgestachelt haben. Sogar sein Vater, der ihn stets einen Rechenkünstler gescholten, an seinem Charakter herumgemäkelt, mußte jetzt seine noble Gesinnung bewundern.

Er eilte nach Hause, setzte sich an den Schreibtisch und entwarf sorgfältig einen Brief, in dem er mit liebevoller Entrüstung klagte, wie seine Fortunata ihn so schwer verkennen und aus diesen trivialen Gründen ihm sein

Jawort zurückgeben könne. Ein tiefes Gefühl, das erhaben über alle Aeußerlichkeiten sei, habe ihn an sie gefesselt, und nichts solle sie trennen, am wenigsten aber der Verlust eines Vermögens, auf das er nicht den mindesten Werth gelegt.

Niemals in seinem Leben hatte er in diesem schwungvollen Style geschrieben; als er den Brief beendigt hatte, mußte er selbst über sich lächeln.

„Es sind immer große Ereignisse, die uns zum Helden machen," sagte er mit einem Anflug von Selbstverspottung; aber sein Entschluß war einmal gefaßt und er war überzeugt, daß er auch diese Rolle mit alter Virtuosität zu Ende spielen werde.

Wirklich wurde Fortunata von dem unerwarteten Auftreten Eugen's geblendet.

In ihr war nicht einmal der Gedanke aufgekommen, daß er die Auflösung ihres Verlöbnisses zurückweisen könne, und die Art und Weise, wie es geschah, machte doch auf sie einen überraschenden Eindruck.

Der Baron kam schon am andern Tage selbst, um mündlich zu wiederholen, wie wehe ihm dieser Brief gethan, der in seine uneigennützige Liebe einen solchen Zweifel setze, und jedes seiner Worte verrieth einen solchen Adel, eine solche Hoheit der Gesinnung, daß Fortunata nicht umhin konnte, wenigstens diese Seite seines Wesens zu bewundern, und als der Baron dies gewahrte, erhielt seine Sprache noch einen idealeren Anflug.

Er wollte wenigstens den Triumph haben, daß dieses

Bürgermädchen sich plötzlich bewußt würde, mit welch' noblem Geiste sie in Berührung gekommen.

Auch gegen die ruhigen verständigen Auseinandersetzungen des Commerzienrathes, der noch einmal die Gründe darlegte, die seines Bedünkens eine Auflösung des Verlöbnisses nothwendig machten, zeigte er sich unzugänglich, im Gegentheil bot er ihm eifrigst seine Hilfe an. Die Regierung sehe es nicht gern, wenn in diesen Zeiten ein bedeutendes Fabrik-Etablissement stillstehe und sie werde gewiß mit einer Unterstützung bei der Hand sein und er wollte gern die nächsten Schritte thun, um diesen Beistand auszuwirken.

Der Commerzienrath lehnte Alles ab.

„Jetzt habe ich nur mein eigenes Vermögen eingebüßt," sagte er mit dem kaufmännischen Stolze, der ihn stets beherrscht, „mein ehrlicher Name ist gerettet, in den Schiffbruch meines Glückes ist Niemand verwickelt; später würde ich mehr verlieren als heute: meine Ehre."

Der Fall des Commerzienraths Haindorf machte großes Aufsehen und von allen Seiten erhielt er die Zeichen der lebhaftesten Theilnahme.

Auch der Professor fand sich bei seinem Schwager ein und sprach ebenfalls von einer Hilfe der Regierung, die er vermitteln wolle.

Banquier Wertheim kam und bat, über seinen Credit zu verfügen.

Der Commerzienrath lehnte Alles ab und der kleine Mann ging erleichterten Herzens fort. Er hatte sich großmüthig zeigen können, ohne daß es ihm ein Opfer

gekostet. Aus eigenem Antrieb war er freilich nicht gekommen; Siegbert sowol wie Leonie, das Kind, hatten ihm, sobald sie die Nachricht von dem drohenden Sturze des Commerzienraths gehört, keine Ruhe gelassen, bis er eingewilligt, dem Vater Fortunata's seine Hilfe anzubieten. Wirklich entschloß er sich zu diesem schweren Schritt, als er aus sicherer Quelle erfuhr, daß ein eigentlicher Bankerott nicht vorliege und nur die außerordentliche Gewissenhaftigkeit Haindorf's ihn veranlasse, lieber Alles sofort aufzugeben, als den Credit Anderer zu benützen und sich damit über Wasser zu halten. Isidor Wertheim und der Commerzienrath Haindorf standen wol in einiger Geschäftsverbindung mit einander, aber niemals waren sie sich näher getreten, und als der Letztere sein Erstaunen über diesen unerwarteten Freundschaftsbeweis ausdrückte, machte der Banquier in seiner lebhaften übersprudelnden Weise kein Hehl daraus, daß ihn eigentlich seine Kinder zu dem Schritt gedrängt, und so erhielt auch Fortunata davon Kenntniß. Es übte auf sie keinen geringen Eindruck.

Gerade das über sie hereingebrochene Unglück zeigte ihr die Welt in einem andern Lichte. Menschen, die sie verachtet, tief unterschätzt, bewiesen jetzt eine Großmuth der Gesinnung, die sie nie erwartet hatte. Sie hatte immer gehört, den Unglücklichen und Elenden flieht Alles, und sie machte im Gegentheil die Erfahrung, daß man sich niemals treuer, herzlicher um sie gedrängt, als in diesem entscheidenden Augenblick. Damit sprangen die starren Reifen, die sich um ihr Inneres gelegt und sie so

unnahbar gemacht. Anstatt kleinlicher erbärmlicher Menschen, sah sie jetzt edle Geister, die nur die passende Gelegenheit erwartet, um ihr besseres Selbst zu enthüllen.

Ohne diese Erfahrung würde sie sich noch stolzer zurückgezogen und die Welt geflohen haben. Jetzt vermochte sie es nicht, überall begegnete man ihr mit der größten Feinfühligkeit, und es wäre undankbar gewesen, sich diesen Beweisen einer edlen Gesinnung völlig zu entziehen.

Wie kühl und ruhig sich auch der Commerzienrath nach Außen hin zeigte, in seiner Brust machte er trotzdem die furchtbarsten Kämpfe durch. Es war doch ein Schlag, der bis zur Wurzel erschütterte und allzu gewaltige Umwälzungen im Gefolge hatte. Als er jetzt seinen Arbeitern das über ihn hereingebrochene Unglück mittheilen und ihnen den demnächstigen Stillstand der Fabrik anzeigen mußte, war es ihm, als bräche seine Vergangenheit morsch entzwei . . . Er las auf all diesen ehrlichen Gesichtern die größte Bestürzung, die innigste Theilnahme, versprach ihnen, daß selbst nach Einstellen der Arbeit ihr voller Monatslohn gesichert sei, und noch ehe sich die wackeren Leute von ihrer Betäubung erholen konnten, zog er sich rasch zurück.

In seinem Comptoir angelangt, warf er sich erschöpft auf seinen Stuhl und — was er nicht für möglich gehalten hätte — weinte wie ein Kind.

Für ihn hatte stets ein Reiz darin gelegen, hundert Hände zu beschäftigen und für ihr leibliches Wohlbefinden nach Möglichkeit zu sorgen. Er wußte, daß diese Menschen

ihm treu ergeben waren, daß sie ihn wirklich vermissen würden, denn vielleicht nützte schon der nächste Besitzer ihre Kräfte rücksichtslos aus und drückte auf sie mit der Macht des Capitals. Ihm dagegen war es die höchste Befriedigung gewesen, daß seine Arbeiter sich glücklich bei ihm befanden, daß sie sich einen mäßigen Wohlstand zu erwerben gewußt, und wenn er auch durch seine Strenge die Liederlichen und Leichtsinnigen von sich scheuchte, die Tüchtigen und Ordentlichen fanden an ihm einen desto wohlwollenderen, gütigeren Herrn, und während in den meisten Fabriken durch allerlei künstliche Mittel der Lohn herabgedrückt, gerade dem Fleißigsten die Gelegenheit benommen worden, sich einen glänzenden Nebenverdienst zu verschaffen, konnten die Arbeiter Haindorf's sich wirklich durch Fleiß und Ordnung ein angenehmes Dasein verschaffen. Wenn er dann den wachsenden Wohlstand dieser Menschen gewahrte, empfand er eine stolze Freude, und anstatt ihnen denselben mit armseligem Neide zu mißgönnen, suchte er ihn mit aller Kraft zu fördern.

Freilich verließ ihn niemals das volle Bewußtsein, daß er seinen Leuten eine Art Vorsehung war, obwol er es sie niemals fühlen ließ; aber die Spannkraft seines Geistes, die Kühnheit seiner Speculationen entsprang doch neben dem Eifer, seiner Fortunata die glänzendste Stellung zu sichern, aus dem Bestreben, immer mehr Menschen um sich zu versammeln, die ihm allein ihr Glück zu verdanken hatten.

Nun lag der stolze Bau in Trümmern! O, Niemand hatte eine Ahnung davon, wie tief er litt, selbst

seiner Tochter durfte er nicht zeigen, welch' furchtbare Nacht über seine Seele hereingebrochen.

Ganz in schmerzlichen Gedanken versunken, überhörte er ein leises Klopfen, das endlich stärker wurde. Rasch trocknete er seine noch feuchten Augen, und nachdem er seine Selbstbeherrschung ein wenig wiedergewonnen, rief er: „Herein!"

Es waren fünf Arbeiter, die etwas verlegen und ungeschickt in dem kleinen Zimmer erschienen und trotz der Anweisung nicht ohne Anklopfen hereinzutreten gewagt.

Der Commerzienrath richtete auf die noch ganz geschwärzten Gesellen, die kaum ihre Hände nothdürftig gereinigt, einen verwunderten Blick, und als sie noch immer schwiegen, fragte er mit gedämpfter Stimme:

„Liebe Leute, habt Ihr noch einen Wunsch, sagt es frei heraus, vielleicht kann ich ihn erfüllen."

Die Arbeiter stießen sich gegenseitig an, als wollte Einer den Andern zum Reden ermuntern; endlich ergriff der große Hörnig das Wort und begann, nachdem er sich noch einmal geräuspert:

„Ja, Herr Commerzienrath, wir haben eine Bitte. Sie haben uns gesagt, daß Sie einen großen Verlust gehabt und nun herausgerechnet, daß Sie nur noch den Monatslohn zahlen könnten, aber dann kein Geld mehr für den Weiterbetrieb der Fabrik hätten und sich deßhalb zurückziehen müßten. Nun haben wir gleich eine Conferenz gehalten und einen einstimmigen Beschluß gefaßt: Wir wollen ruhig weiter arbeiten, bis der Herr Commerzienrath um die schlimme Ecke herumgekommen, und

wills Gott, wird dann bald Alles wieder im alten Geleise gehen."

Bei den letzten Worten hatte sich der Sprecher Haindorf genähert und mit großer Treuherzigkeit fuhr er fort:

„Ja, Herr Commerzienrath, daß einmal Einem das Geld ausgeht, kann Jedem passiren, aber das macht gar nichts. Wir haltens schon ein paar Monate aus und wegen uns soll kein Feuer kalt werden. Wir habens in guten Tagen mehr als gut bei Ihnen gehabt, und nun gönnen Sie uns auch, daß wir in schlimmen bei Ihnen aushalten. Sie dürfen uns nicht entlassen, wir gehen doch nicht fort."

Er streckte dabei dem Commerzienrath die mächtige Hand entgegen und die anderen Arbeiter wiederholten jetzt seine Bitte.

In seiner ohnehin weichen bewegten Stimmung machten diese Worte auf Haindorf den tiefsten Eindruck. Er kannte genau seine Leute und wußte, daß es ihnen mit ihrem Verzicht völliger Ernst sei, und voll tiefer Rührung die dargebotene Hand des ersten Redners schüttelnd, sagte er nach einer Pause:

„Ich danke Euch tief und innig für Euer großmüthiges Anerbieten, das mich unendlich glücklich macht; aber ich kann es nicht annehmen, mein Entschluß steht unerschütterlich fest und ich möchte am wenigsten mit Eurem Schweiß mir ein neues zweifelhaftes Glück errichten."

„O, Herr Commerzienrath, sagen Sie das nicht,"

begann jetzt ein anderer Arbeiter, „wir haben bei Ihnen mehr verdient als alle Uebrigen, und wenn jetzt Jeder von uns auch ein paar Monate seine Hände für Sie hergibt, so thut das gar nichts und Ihnen ist gewiß geholfen. Nehmen Sie's nur an, es kommt gewiß aus gutem Herzen." Der Mann legte dabei seine Hand auf die Brust und seine Augen ruhten bittend auf dem Commerzienrath.

Haindorf versicherte noch einmal, daß er ihren redlichen Beistand nicht annehmen dürfe, aber diesen Beweis einer edlen Gesinnung nie vergessen werde, schüttelte Jedem herzlich die Hand und betäubt und niedergeschlagen verließen die ehrlichen Menschen ihren unglücklichen Fabrikherrn.

Wenn auch der Commerzienrath das Anerbieten seiner Leute nicht annehmen konnte, berührte es ihn doch außerordentlich wohlthuend. Er sah wieder den glänzendsten Beweis, daß gerade in diesen schlichten Menschen ein höchst edler Kern steckte und seine Mühe um ihr Wohl nicht umsonst gewesen war. Wie stiebt nicht bei dem Sturz eines mächtigen Herrschers das Höflingsvolk auseinander, das sich vorher so tief und demüthig gebückt, so ergeben gezeigt! Das Unglück eines einflußreichen Menschen legt auch immer die furchtbarste, rücksichtsloseste Undankbarkeit bloß, und diese wackeren Arbeiter boten mit rührender Treue eine Hilfe an, die ihnen selbst die schwersten Entbehrungen auferlegen mußte. Das war eine erhebende Erfahrung, die den Stachel lindern konnte, den das harte Unglück in sein Herz gedrückt.

Er wollte eben das Zimmer verlassen und Fortunata aufsuchen, da wurde hastig die Thür aufgerissen und der alte Baron Berghof stürmte hinein.

„Ich muß selbst kommen, um aus Deinem eigenen Munde zu hören, was von dem unerhörten Gerüchte wahr ist," rief er sogleich und richtete dabei seine hellen scharfen Augen auf den Commerzienrath.

„Alles, lieber Berghof; das treulose Glück, das mir so lange freundlich zugelächelt, hat mir endlich den Rücken gekehrt, ich bin zugrunde gerichtet."

„So?! Und das sagst Du so ruhig und läßt erst ein solch Geschwätz aufkommen, das Deinen Credit untergräbt, während Du recht gut weißt, wo Du zu jeder Stunde Hilfe findest, hier!"

Der Baron schlug dabei auf seine Brust, daß es dröhnte, zog dann ein Packet hervor, warf es auf den Tisch und fuhr heftig fort:

„Für den ersten Anprall wird es reichen, und wenn nicht, dann leiste ich mit meinem ganzen Hab und Gut für Dich Bürgschaft."

Haindorf strich mit der Hand über die Stirn, stieß einen Seufzer aus und sagte dann mit eigenthümlichem Lächeln: „Wie schwer macht Ihr es mir, ein ehrlicher Mann zu bleiben!"

Baron Berghof verstand ihn nicht sogleich.

„Es sind freilich nur 100,000 Thaler und füllt am Ende nicht ein großes Loch, aber schlimmstenfalls kann ich binnen acht Tagen noch Hunderttausend schaffen, und

wenn die Leute sehen, daß ich für den Riß stehe, werden sie mit dem Rest schon Geduld haben."

„Will denn heute Alles auf mich einstürmen, um mich zum alten Weibe zu machen?" sagte der Commerzienrath und lehnte sich schluchzend an des Freundes Brust, der dabei seine feste Haltung verlor:

„Weine nicht, Haindorf, mach' mir das Herz nicht schwer, ich rette Dich um jeden Preis."

Nun raffte sich der Commerzienrath gewaltsam auf, er durfte seinen theuren Freund nicht länger in diesem Irrthum lassen.

„Nimm Platz, lieber Berghof, Du sollst Alles hören."

Er berichtete nun, wie gerade sein Unglück von allen Seiten helfende Hände herbeigelockt, und als er zuerst das ritterliche Auftreten Eugen's rühmte, unterbrach ihn der Baron lebhaft:

„Ist weiter nichts Besonderes dabei, er hat sich nur wie ein Berghof benommen!"

Dagegen fand er das Benehmen der Arbeiter wahrhaft bewunderungswürdig, und als ihm nun Haindorf seine Gründe auseinandersetzte, warum er auf jede fremde Hilfe verzichten müsse, rief er hastig: „Und diese wackeren Leute willst Du treulos verlassen und in andere gewinnsüchtige Hände liefern; um ihretwillen darfst Du nicht die Büchse ins Korn werfen und mußt wenigstens meinen Beistand annehmen, das bist Du mir, Dir selbst schuldig."

„Ich habe bisher mein eigenes Vermögen in die

Schanze geschlagen," erklärte der Commerzienrath, „und ziehe mich in dem Augenblick zurück, wo ich noch Niemandem einen Verlust bereite; ich hätte keine Ruhe mehr, wenn ich mich mit fremden Mitteln über dem Wasser halten wollte, um vielleicht dennoch zugrunde zu gehen."

„Mit fremder Hilfe?! Bin ich ein Fremder?" rief der Baron entrüstet.

„Nein, Du bist mein treuester, mein einziger Freund, und eben deßhalb darf ich Dein Glück nicht auf das Spiel setzen."

„Was wäre denn die ganze Freundschaft, wenn sie nicht in solchen Augenblicken das Recht hätte, Hilfe und Beistand zu leisten? Haindorf, ich weiß, es ist nur Dein unbändiger Stolz, dem ich sonst wirklich meine Achtung nicht versage; aber nur jetzt laß ihn fahren, sei vernünftig und gönne mir die Freude, das Boot wieder flott zu machen."

Die offenen klaren Augen des Barons glänzten; er bot dem Commerzienrath herzlich die Hand.

Haindorf ergriff die Rechte des verehrten Freundes mit großer Wärme und sagte nach einem kurzen Schwanken:

„Ich will ehrlich sein, lieber Berghof, es ist nicht allein mein Stolz, der meinen Entschluß unerschütterlich macht, auch etwas Aberglaube des Kaufmanns mischt sich hinein. Ich weiß jetzt, daß mich das Glück verlassen hat und ich bin auf der Jagd nach der launenhaften Göttin müde geworden, denn die Ahnung verläßt mich nicht, daß sie doch nicht mehr zu mir zurückkehrt. Ich muß jetzt das

Glück wo anders suchen, in der Stille, im Frieden des Landlebens. Aus dem Schiffbruch kann ich vielleicht noch so viel retten, daß wir mit Fortunata's mütterlichem Erbtheil unser leibliches Auskommen haben. Die kleine Villa, die ich ihr geschenkt, bleibt uns jedenfalls, in acht Tagen werden wir hoffentlich schon übersiedeln und, nicht wahr, gute Nachbarn werden?" Auf Haindorfs Antlitz zeigte sich jetzt ein ruhiges mildes Lächeln.

Der Baron sah wohl ein, daß bei seinem alten Freunde jeder weitere Zuspruch vergeblich sei und er war selbst ein zu entschlossener tüchtiger Charakter, um nicht den starken Willen der Anderen zu ehren und nicht endlich auf den Versuch zu verzichten, ihn dennoch zu beugen.

„Wunderliche Welt, so ist denn Euer Unglück unser Glück! Wir werden uns freuen, Euch in unserer Nähe zu haben! Es geht zwar auf den Winter zu, aber Ihr sollt Euch doch nicht bei uns langweilen."

Haindorf führte dann seinen Freund zu Fortunata, und wenn auch der Baron von seinem Liebling stets eine hohe Meinung gehegt, so mußte er doch das junge Mädchen heute wärmer als je an sein Herz drücken, das den unerwarteten Schicksalswechsel mit einer Seelengröße trug, die seine vollste Bewunderung hervorrief. Wie glücklich konnte sich Eugen schätzen, ein solch herrliches Wesen sein zu nennen! —

In wenigen Tagen war Alles zur Abreise vorbereitet und Fortunata sowol wie ihr Vater betrieben die nöthigen Anstalten mit einer Ruhe, als ob es sich nur um einen kurzen Ausflug und nicht um ein Scheiden für immer

handle. Der Abschied von all diesen Herrlichkeiten, von dieser kleinen hübschen Welt, die sie sich nach und nach aufgebaut, kostete Beiden nicht einen Seufzer; wol aber bereitete ihnen das Lebewohl von ihren Arbeitern noch eine schmerzliche Stunde.

Als die wackeren Leute vernahmen, daß der Entschluß des Fabrikherrn unwiderruflich feststehe, war die Bestürzung allgemein. Bis zum letzten Augenblick hegte man die Hoffnung, es werde durch irgend einen günstigen Zwischenfall noch einmal Alles ins Geleise kommen. Nun hörten sie, daß eine Actien-Gesellschaft bereits die Fabrik angekauft habe und Haindorf schon morgen fortgehen werde.

Als dann der Reisewagen vor der Villa hielt, drängten sich die ehrlichen Arbeiter noch einmal heran, um dem Commerzienrath und Fortunata ein letztes Lebewohl zu sagen. Kein Auge blieb trocken.

Jetzt zogen die Pferde an — die eiserne Pforte schloß sich hinter ihnen und ruhig wendete der Commerzienrath zum letztenmal den Blick seiner Schöpfung zu.

Das mächtige Gebäude wurde von der Wintersonne matt überglänzt, er konnte die Augen nicht wegwenden, bis das Ganze immer undeutlicher wurde und endlich wie ein Schattenbild vor ihm verschwand.

Und so zerrinnt das ganze Leben . . .

XXIX.

Obwol Wingold jetzt der conservativen Partei angehörte, war eine Aussöhnung mit seinem Vater nicht erfolgt. Der Professor konnte ihm nicht den Schimpf verzeihen, den er ihm angethan. Als Redacteur der wildesten Fortschrittszeitung aufzutreten, seinen geachteten Namen so tief in den liberalen Staub zu ziehen, war unerhört, damit war es aus zwischen ihnen und nichts konnte mehr das starre Herz des Gelehrten veranlassen, sich dem Sohne zuzuwenden. Der thörichte Bube hatte selbst leichtsinnig das letzte Band zerschnitten, da gab es keine Versöhnung mehr und selbst seine neue wunderliche Schwenkung änderte nichts in der Sache.

Wingold war für den Professor todt und nie wieder kam dieser Name über seine Lippen. Vergeblich waren alle Vorstellungen der Frau, alle Bitten Concordia's, er blieb bei seinem Worte, daß er keinen Sohn mehr habe.

Ob und was ihm dieser harte Entschluß kostete, vermochte Niemand zu sagen. Sein Gesicht war dasselbe geblieben, kalt und frostig wie immer, nur der Zug um die Lippen war noch härter, rücksichtsloser geworden.

Mehr als je hielt er sich in seinem Studirzimmer auf, widmete er sich dem öffentlichen Leben, dennoch konnte Cordchen wohl bemerken, daß er seitdem in einzelnen guten Augenblicken freundlicher als früher gegen sie war. Was dieses starre Herz an Liebe besaß, übertrug es jetzt einzig und allein auf seine Tochter. Freilich war es nur das flüchtige Sonnenlächeln eines Wintertages, für gewöhnlich

zeigte sich der Professor seit dem Verlust des Sohnes härter, schroffer als früher.

Concordia wußte, daß jetzt der Vater auf sie allein seine Liebe übertrug, und das vermehrte nur die inneren schweren Kämpfe, die ihr junges Herz durchzumachen hatte. Sie liebte Siegbert mit der ganzen Innigkeit ihrer tief angelegten Natur und sie wußte, welch ungeheure Abneigung ihr Vater gegen die semitische Race empfand.

Welch furchtbarer Conflict stand auch ihr bevor!

Anfangs hatte sie mit der ganzen Sorglosigkeit der Jugend das süße Gift eingesogen. Wie reich, wie glücklich machte sie jede Stunde, die sie in dem Verkehr mit dem verehrten Manne zubringen konnte! Welch freier großer Horizont that sich vor ihr auf! Ueber die Gefühle, die sie beseelten, legte sie sich weiter keine Rechenschaft ab; sie glaubte noch immer, es sei nur der verehrte Lehrer, auf dessen Worte sie andächtig lauschte, dessen Kommen ihr Herz höher schlagen machte; aber als Fortunata öfter in ihrem kleinen Kreise erschien, da wurde ihr das Geheimniß ihrer eigenen Brust sowol wie das Leoniens enthüllt. Nun erst fühlte sie, welch inniger Seelenrapport zwischen ihnen bestand, denn sobald der junge Doctor, durch irgend etwas fortgerissen, seine innersten Gedanken enthüllte, dann hielt er stets seine dunklen glänzenden Augen auf sie gerichtet und es schien ihr immer, als spräche er mit ihr allein.

Selbst der klügste Mensch kommt sich dümmer vor, wenn er von Leuten umgeben wird, die ihn nicht verstehen. Auch Siegbert brauchte dies entgegenkommende

Verständniß, dann erst vermochte er die Tiefe und den Reichthum seines Geistes zu zeigen. Er hatte jetzt an diesen drei jungen Mädchen theilnahmsvolle Zuhörerinnen, die ihm bereitwilligst auf jedes Gebiet des Wissens und der Welt folgten, das er durchschweifte.

Sogar Fortunata fand sich jetzt in seine Weise, die bald mit heiligem Ernst die tiefsten Fragen des Lebens berührte, bald in kecker Spiellaune die blendendsten Lichter des Witzes und Spottes über die bunten Erscheinungen des Daseins warf. Sie wußte jetzt einen Menschen zu schätzen, der auch unter der heiteren Maske des Scherzes den lebendigsten Sinn behielt für alles Große, Hohe und Schöne.

Offen sprach Fortunata gegen Cordchen ihre Bewunderung für Siegbert aus, der weit über den gewöhnlichen Troß emporrage, und nun vermochte auch diese ihre Gefühle nicht zurückzuhalten und mit leuchtenden Augen vertraute sie ihrer Cousine an, wie hoch sie ihn verehre. Es that ihr unendlich wohl, Jemanden zu haben, dem sie sagen konnte, was sie über ihn dachte und empfand.

Gegen Leonie wagte sie solche Eröffnungen nicht, sie war ja seine Schwester, und wie sehr sie auch für ihren Bruder schwärmte, hatte sie dennoch zuweilen etwas an ihm auszusetzen.

Aber Fortunata theilte jetzt völlig ihre Meinung, sie hatte kein überlegenes Lächeln mehr, wenn ihre Cousine auf dem Heimwege von Wertheims begeistert von ihm sprach, und Cordchen konnte ihrem übervollen Herzen völlig Luft machen.

Mehr bedurfte es bei dem jungen Mädchen nicht, um ihr zugleich zum Bewußtsein zu bringen, was in ihrem Innern vorging. Die so lange verdeckten Flammen brauchten nur diesen Luftzug, um nach Außen zu schlagen.

Fortunata wurde nicht müde, ihr zuzuhören, und wenn sie Beide allein waren, lenkte sie gern das Gespräch auf Siegbert. Wol berührte sie nicht das Herzensgeheimniß ihrer Cousine mit ungeschickter Hand, aber es war ihr ein schmerzlich süßes Behagen, zu bemerken, wie Cordchen fast unbewußt ihre ganze Seligkeit bei ihr ausjubelte.

Es ist immer ein edler Geist, der in eigenem tiefsten Elend neidlos auf das Glück seiner Freunde schauen kann. Fortunata, die längst ihren Irrthum vollständig erkannt, sah mit neidloser Freude hier ein reines wahres Glück erblühen. Sie wußte wol, daß den Beiden noch harte Kämpfe warteten, aber diese waren nur äußerlich, in ihrem Innern konnten niemals jene Dissonanzen zutage treten, die ihr selbst das Herz zerrissen.

Wie verschlossen auch der junge Doctor war, durfte Cordchen sich zuletzt dennoch nicht über die Gefühle täuschen, die ihn beseelten.

Er verzichtete zur Verwunderung der Schwester auf manch süße Gewohnheit, um nur in ihrer Gesellschaft zu sein, und wenn Leonie eine Spazierfahrt vorschlug, war er stets zur Theilnahme bereit; während er sonst die alltäglichen Forderungen des Lebens mit der überlegenen Sorglosigkeit des Gelehrten vernachlässigte, erwies er

Cordchen stets all jene kleinen Aufmerksamkeiten, auf die junge Mädchen gewöhnlich so viel Werth legen.

Concordia freilich hütete sich, wie die Meisten ihres Geschlechts, diese kleinen Dienste als selbstverständlich hinzunehmen, sie war sich der Auszeichnung vollkommen bewußt, die ihr Siegbert damit erwies, und zeigte dafür stets ein dankbares Lächeln und — Erröthen.

Schon seine öfteren Besuche, sein Bestreben, die Gunst der Mutter zu gewinnen, mußten ihr verrathen, wie es mit seinem Herzen stand.

Auch dem Professor hatte er sich zu nähern gesucht, ihm seltene Ausgaben alter Classiker verschafft, und wenn er zufällig mit ihm zusammengekommen, sich bestrebt, durch eine schmeichlerische Bescheidenheit sein Vorurtheil zu besiegen. Vergeblich. Professor Weidmann zeigte ihm stets dieselbe Kälte, und je mehr sich der junge Gelehrte vor dem Wissen des ältern Mannes beugte, je hochmüthiger sah dieser auf ihn herab.

Siegbert wußte recht gut, daß es der Jude war, den ihm der streng conservative Mann nicht verzeihen konnte, und daß er selbst nach einem Religionswechsel einer Verbindung mit seiner Tochter scharf entgegentreten würde, und durfte er Cordchen vertrauen, war ihre Liebe stark genug, für ihn Alles hinzuwerfen?

Dies Bedenken und die Sorge, das geliebte Mädchen in einen schweren, verhängnißvollen Conflict zu ziehen, hielt ihn immer wieder zurück, das entscheidende Wort zu wagen. Und doch sagte er sich selbst, daß alles feige

Zögern nichts ändern, nichts verbessern könne. Einmal mußte der schwere Kampf ausgefochten werden.

Aus diesem Zagen und Schwanken wurde er plötzlich gewaltsam aufgerüttelt.

Seit länger als einem Jahre tummelte er sich nun schon auf dem Gebiete der Journalistik umher, und auch ihm waren manch herbe Enttäuschungen, manch trübe Erfahrungen nicht erspart geblieben, die nun einmal auf der dornenvollen Bahn des politischen Schriftstellers unvermeidlich sind. Das Wort eines berühmten Dichters: „Mit der ersten Zeile, die man drucken läßt, gibt man die Ruhe seines Herzens hin,“ ist nur eine zu herbe Wahrheit. Mehr als je gingen die Meinungen auseinander, heftiger als je wogte der politische Tageskampf hin und her.

Hatten sich schon beim Beginn des dänischen Krieges die Parteien gespalten, so brachten die glänzenden Siege noch größere Veränderungen hervor.

In der Hauptstadt wurden die günstigen Nachrichten mit unendlichem Jubel begrüßt; man zog vor das Schloß, brachte dem Monarchen stürmische Hochs, und zum erstenmal schien wieder um Volk und König sich ein herzlicheres Band zu schlingen. Die heimkehrenden Sieger zogen, obwol es mitten im Winter war, in eine festlich geschmückte Stadt und das endlose Jauchzen und Hurrahrufen der begeisterten Menge wollte kein Ende nehmen, und in diesen Augenblicken war es, als sei zwischen Regierung und Volk aller Streit geschlichtet.

Trotzdem wählte gerade die Hauptstadt so oppositionell wie immer, und fast im ganzen Lande wurden die

alten bewährten Fortschrittsmänner in das neu zusammentretende Abgeordnetenhaus geschickt.

Aber eine völlige Uebereinstimmung herrschte jetzt weder im conservativen, noch im liberalen Lager.

Die herrenhäuslichen Heißsporne träumten jetzt nur von einem „innern Düppel“, einem gänzlichen Niederwerfen der Fortschrittspartei. In ihren Augen war der ganze Krieg nur geführt worden, um die Militär-Reorganisation in ein glänzendes Licht zu stellen und die alte gute Zeit heraufzubeschwören. In einem engen Bündniß der drei nordischen Mächte sahen sie allein das Heil der Welt, denn damit allein konnte dem verhaßten Freiheitsschwindel ein Ende gemacht werden.

Was aus Schleswig-Holstein wurde, war völlig gleichgiltig; wenn nur Oesterreich und die Mittelstaaten gegen die nichtswürdigen Fortschrittler tüchtig Front machten, dann waren sie unter allen Umständen die besten und treuesten Freunde, deren Wünsche man gern erfüllen konnte.

Zu den blindesten Verfechtern dieser Richtung gehörte Baron Berghof und seine Gemalin, und die Letztere besonders baute darauf ihre kühnen Pläne. Ihr Salon wurde der Mittelpunkt der rothen Reaction und hier wurden heimlich die Minen gelegt, um den Mann zu stürzen, der die Geschicke des Staates in seinen Händen hielt.

Man wußte bereits, daß dieser ehrgeizige kühne Geist andere Ziele verfolge, die dem Herzenswunsch der streng conservativen Partei schnurstracks entgegenliefen, und nun mußten alle Hebel eingesetzt werden, um ihn zu stürzen, und die Baronin besonders entfaltete in diesem Intriguen-

spiel ein Talent und eine Ausdauer, die von ihrem überlegenen Geiste ein glänzendes Zeugniß gab. Sie war unermüdlich in diesem Anspinnen von feinen Fäden, mit denen man an einem Hofe sein Wild in das Garn lockt und oft die gewaltigsten Umwälzungen hervorbringt, deren Ursachen sich hier aber den Augen Uneingeweihter entziehen.

Wenn es gelang, den Leiter des jetzigen Cabinets zu beseitigen, dann war ihrem Gemal ein Platz in dem neuen Ministerium sicher, und nach diesem Glück lechzte der unersättliche Ehrgeiz der Baronin, die mit ihren kühnen Träumen auch das edle Herrenhausmitglied mit fortriß.

Baron Berghof sah sich schon als künftigen Cultusminister und dann brauchte er nicht mehr gegen seinen Johann allein zu toben, dann konnte er die verhaßte Bildung im ganzen Lande mit Stumpf und Stiel ausrotten und sich zu seiner Herzenserleichterung eine egyptische Finsterniß bestellen.

Zu den wenigen Conservativen, die einer unbedingten Annexion das Wort redeten, gehörte Professor Weidmann, und wenn auch die Baronin ihrem Gemal die Weisung gab, dem einflußreichen Mann nicht gerade vor den Kopf zu stoßen, waren doch die Tage vorüber, wo das wackere Herrenhausmitglied bei einer Garnitur Austern und einigen Flaschen Burgunder gegen den verehrten Gesinnungsgenossen seinem Herzen Luft machte. Der Professor wurde wol noch zuweilen mit einer Einladung beehrt, aber zu den „Eingeweihten“ gehörte er nicht.

Die liberale Partei fand nur noch in der Negative eine nothdürftige Vereinigung, über die nächsten Ziele konnte man sich nicht mehr verständigen. Die Einen schwärmten für den Augustenburger, die Anderen für völlige Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins, und selbst Diejenigen, die sich mit Annexions-Gedanken herumtrugen, wollten doch gerade diesem Ministerium dazu nicht ihre Unterstützung leihen. Zu den Wenigen, die unbekümmert um den inneren Conflict die äußeren Fragen ganz allein vom politischen Standpunkt zu behandeln suchten, gehörte auch der junge Wertheim, und er war deßhalb den mannichfachsten Verdächtigungen ausgesetzt. Der Abgeordnete Haindorf, der auf den jungen vielversprechenden Mann große Stücke gehalten, klagte ihn ganz offen des Abfalls an und sprach zum Schmerz des rothen Meyer ganz verächtlich von unreifen geistreichen Leuten, die keinen Charakter hätten. Philippine theilte völlig die Ansichten des wackeren Abgeordneten; sie wandelte trotz ihrer wachsenden Wohlbeleibtheit noch immer auf den entschlossensten Fortschrittsbahnen, und wenn sie mit dem Bruder zusammenkam, unterließ sie es niemals, ihn auf seinen Irrweg aufmerksam zu machen und ihn zu ermahnen, sich wieder Männern anzuschließen, die mit ungebrochener Kraft gegen die Tyrannei ankämpften.

Auch in seiner journalistischen Thätigkeit war ihm seine politische Gesinnung hinderlich. Man schätzte seine mit blendendem Geiste geschriebenen Artikel, aber sobald er jene tiefeinschneidenden Tagesfragen berührte, stieß er auf Schwierigkeiten. Man legte dann die Arbeiten bei

Seite, und verletzt darüber, zog er sich sogleich zurück. Nur wenige Organe fand er für seine Ansichten zugänglich, und doch strebte sein feuriger Geist nach größerem Einfluß, nach Erweiterung seiner Thätigkeit.

Da wurde ihm plötzlich die Redaction einer Provinzial-Zeitung angeboten, für die er bereits längere Zeit Leitartikel geschrieben, und die Freude, endlich ein Organ zu haben, wo er ganz selbständig seine Ideen verbreiten konnte, ließ ihn rasch zugreifen. Wol wußte er, was er aufgab: das anregende Leben der Hauptstadt, jenen Brennpunkt der Geister, der für Viele eine solche Anziehungskraft besitzt, aber das Verlangen nach einem größeren Wirkungskreise behielt die Oberhand. Nur als unabhängiger Redacteur eines Blattes vermochte er sich gehörig auszutummeln und seine volle Kraft zu entfalten.

Nachdem er das Für und Wider reiflich überlegt, sagte er sofort zu, ohne nur irgend Jemanden ins Vertrauen zu ziehen. In seiner abgeschlossenen ruhigen Weise sprach er niemals eher von einem Entschlusse, als bis er bereits Thatsache geworden.

Schon in wenigen Tagen sollte er seine neue Stellung antreten und damit mußte sich zwischen ihm und Cordchen Alles entscheiden. Nun half kein längeres Schwanken, es blieb ihm keine andere Wahl, als an die Geliebte die verhängnißvolle Frage zu stellen.

Der junge Doctor hatte eben den Brief zur nächsten Postexpedition befördert und wollte wieder sein Studirzimmer aufsuchen, da kam ihm Leonie entgegengeflattert.

„Siegbert, kommst Du heute mit zum großen Monstre-Concert?“

Er wollte schon eine ablehnende Antwort geben, aber als sie hinzusetzte: „Ich habe schon Cordchen und die Professorin eingeladen,“ entgegnete er sogleich: „Ah, ich besinne mich, es ist zu einem wohlthätigen Zweck, da muß man schon Musik ertragen.“

Leonie lächelte: „Trotz Deines Musikhasses suchst Du doch die Harmonie?“

„Und ich hoffe, sie sogar zu finden,“ entgegnete Siegbert.

„Ich habe Cordchen gesagt, daß wir sie abholen werden, aber wenn Du nicht so viel Zeit verlieren willst, kommen wir noch einmal hieher zurück.“

„Behüte, wozu die Umwege?“ eiferte der junge Doctor zur heimlichen Belustigung seiner Schwester.

Als die Wertheim'sche Victoriachaise vor dem Hause des Professors hielt, trat der Gelehrte eben mit Hut und Stock aus der Thür.

Weidmann's kaltes frostiges Gesicht war heute ungewöhnlich geröthet und beim Anblick des bekannten Wagens nahm sein Antlitz einen noch härteren Ausdruck an. Seine hervorstehenden Augen streiften flüchtig über den lästigen Semiten, dessen höflichen Gruß er kaum erwiderte. Mit starken Schritten suchte er aus dem Bereich dieser Leute zu kommen.

Wenn dem jungen Doctor das Benehmen des Professors schon auffallen mußte, so überzeugte ihn die Auf-

regung, in der er Mutter und Tochter fand, noch mehr, daß irgend ein bedeutendes Zerwürfniß stattgefunden habe.

Cordchen war tief niedergeschlagen und suchte vergebens Thränenspuren zu verbergen, und die unruhig blitzenden Augen, die zuckenden Lippen der kleinen Frau bekundeten nur zu deutlich, daß sie soeben einen harten Kampf bestanden.

Siegbert ahnte sofort Alles.

Gewiß hatte sich der Professor gegen den Besuch des Concerts, vielleicht sogar gegen den vertraulichen Verkehr mit ihm ausgesprochen. Und so war es auch.

Professor Weidmann hatte mit steigendem Unwillen die immer wärmer werdenden „Beziehungen“ seiner Familie zu den Wertheims bemerkt und hielt es endlich an der Zeit, sein entschiedenes Veto einzulegen.

Die heutige Einladung zum Concert gab die beste Veranlassung. Er kam zufällig in das Gesellschaftszimmer, als er Cordchen schon angekleidet vorfand, und nachdem er vernommen, in welcher Gesellschaft sie das Concert besuchen wolle, verbat er sichs kurz und bündig.

„Der Umgang mit diesen Leuten ist unser unwürdig und ich wünsche überhaupt, daß sich die Meinigen von den Abkömmlingen der semitischen Race etwas fernhalten.“

Als Cordchen einen sanften Widerspruch und zu bemerken wagte, daß man einmal die Zusage gemacht und Wertheims nicht beleidigen könne, gerieth der Professor sogleich in Zorn und bewies mit erhobener Stimme, wie unerhört es sei, daß man ohne seine besondere Genehmigung solch unverschämte Einladungen annehme.

Durch sein lautes Sprechen wurde die Professorin herbeigelockt, und nun kam es, wie schon so oft, zu den lebhaftesten Erörterungen, und nach einem ganz ausnahmsweise heftigen Kampfe blieb die kleine Frau zwar noch einmal Siegerin, aber sie mußte sich doch wie Pyrrhus sagen: „Noch ein solcher Sieg und ich bin verloren."

Vielleicht würde der Professor noch gar nicht das Feld geräumt haben, wenn nicht seine Frau ausgerufen: „Da kommt schon der Wagen!"

Nun stürzte der Gelehrte in größter Aufregung fort, mit dem festen Entschluß, doch endlich bei nächster Gelegenheit den empörenden Eigensinn dieser Frau zu brechen.

Die Professorin fand am ehesten mit gewohnter Elasticität ihre Haltung wieder. Sie entschuldigte sich, daß sie durch eine interessante Unterhaltung mit ihrem lieben Mann am Umkleiden verhindert worden, bat nur um fünf Minuten Geduld und verschwand im Nebenzimmer.

Leonie hatte schon in einem Lehnsessel Platz genommen und blätterte so eifrig in den auf dem Tische ausliegenden Stahlstichsammlungen, als ob ihr dieselben völlig neu wären, aber Siegbert benützte nicht einmal die günstige Gelegenheit, seine Augen ruhten nur mit liebevollem Forschen auf Cordchen, und als diese die ihren niederschlug, wagte er doch keine directe Frage zu stellen. Ihr Gespräch drehte sich um Aeußerlichkeiten, und doch lag Beiden so viel auf dem Herzen und sie schienen von der Sehnsucht verzehrt, sich ihre innersten Gedanken mitzutheilen, und gerade das machte sie unruhiger und verschlossener.

Noch ehe sie den rechten Uebergang finden konnten, kam schon die Professorin zurück; sie brauchte niemals viel Zeit zu ihrem Anzuge, der freilich stets eine geniale Nachlässigkeit nicht verleugnen konnte.

Sie war jetzt lebhaft, geistreich wie immer und mußte bereits die höchst aufregende Unterhaltung mit ihrem Gemal vergessen haben.

Bald befanden sich alle Vier im Wagen und Leonie mit der ihr gegenüber sitzenden kleinen Frau im lebhaftesten Gespräch. Die anderen Beiden tauschten nur Blicke mit einander aus.

Die Professorin plauderte von dem Leben Cäsar's, das soeben erschienen war, und spottete über den kaiserlichen Schriftsteller, der unter die Gelehrten gegangen sei und damit auch die Schärfe seines Geistes eingebüßt habe, sprach dann von dem Gastspiele Dawison's, dem empfindlichen Verlust, den die Kunst durch den Tod von Stüler und Kiß erlitten, von dem eröffneten Rauchmuseum, das leider in einem abgelegenen Winkel der Hauptstadt eingerichtet worden, und nun kam auch Leonie endlich zu Worte:

„Ja, wir dürfen freilich nicht an ein prächtiges Museum denken, wie es das kleine Dänemark den Werken seines Thorwaldsen errichten konnte, so weit reichen unsere Mittel nicht. Ein Militärstaat ist nicht in der Lage, für die Kunst nur die geringsten Opfer zu bringen."

Die Professorin hatte sich in der letzten Zeit wieder einmal der Bildhauerei in die Arme geworfen und wußte am besten, wie wenig diese Kunst, die es gerade am meisten

bedarf, in den regierenden Kreisen Unterstützung fand. Je mehr ihr Gemal für eine schlagfertige Armee schwärmte, je mehr trat ihr die furchtbare Barbarei unseres „gezogenen Kanonen-Jahrhunderts“ in das rechte Licht. Auf diesem Gebiete stimmte sie stets mit der Freundin ihrer Tochter wunderbar überein, die in ihrer Kunstbegeisterung gegen den Militärstaat einen wahrhaft fanatischen Haß entwickelte.

Leonie fuhr dann fort:

„Unsere Regierung war auch viel zu arm, um Kiß' letztes Werk: „Der Kampf mit dem Drachen“, anzukaufen; zum Glück zeigte die Wittwe des berühmten Künstlers sich großmüthig genug, dem Staat damit ein Geschenk zu machen. Für die Armee allein hat man Herz, Geld, Begeisterung, und das Volk wird nur insoweit geduldet, als es durch pünktliches Steuerzahlen sich für die Unterhaltung dieses glänzenden Puppenspiels nützlich macht.“

„Wir sind schon ganze Spartaner geworden,“ entgegnete die Professorin sogleich, „und man rührt dem armen Volke die schwarze Suppe verdummender Schulregulative ein, um es vollends für rein militärische Zwecke auszunützen.“

„Dann will man uns beständig einreden, dieser Alles verzehrende Aufwand geschähe ja nur, um uns gegen äußere Feinde zu schützen, als ob man nicht mit diesen unerhörten Rüstungen die Gefahr heraufbeschwöre,“ eiferte Leonie. „Es ist wahrhaft lächerlich, ein Nachbar fürchtet den andern und deßhalb bewaffnet sich jeder bis an die Zähne, während die ganze Welt diesen Zustand unerträglich fin-

det und nach einem ehrlichen Frieden lechzt. Wir wissen Alle recht gut,“ fuhr Leonie fort, „daß dieses Militär-Unwesen nicht darauf berechnet, das Vaterland zu vertheidigen, sondern um der Soldatenspielerei der Könige zu fröhnen.“

„Ganz recht, theure Leonie!“ stimmte die Professorin lebhaft bei. „Und, lieber Doctor, sind Sie nicht auch dieser Meinung?“ wendete sie sich rasch zu Siegbert.

Noch ehe sich Siegbert zu einer Antwort aufraffen konnte, warf Leonie dazwischen:

„O, fragen Sie den nicht! Er ist ein Apostat unserer großen Humanitäts-Ideen geworden und schwärmt nur noch für eine Entscheidung durch das Schwert.“

„Nicht möglich!“ rief die Professorin und heftete ihre unruhigen Augen fragend auf den jungen Mann, dem nichts Anderes übrig blieb, als eine Erklärung abzugeben.

„Wie ich jetzt die Dinge auffassen gelernt habe, fürchte ich, daß es schwerlich eine andere Lösung geben wird. Man hat nun schon seit Jahren für die Einigkeit Deutschlands geschwärmt, aber mit Gesangs- und Turnfesten bringen wir die dreißig überflüssigen Fürsten nicht fort; sie klammern sich krampfhaft an ihre Throne an und werden nur einer Revolution weichen, gleichviel ob sie von Oben oder Unten kommt, denn bei unserer politischen Zerrissenheit ist nicht darauf zu rechnen, daß wir die Herren alle zu gleicher Zeit an die Luft setzen können und deshalb —“

„Ah, Sie wollen also für uns ebenfalls einen Ca-

vour und meinen, daß unser Minister-Präsident sich dazu hergeben wird."

„Warum sollte er nicht den Ehrgeiz besitzen, eine Rolle zu spielen, die ihm Unsterblichkeit sichert!" und Siegbert wurde, obwol seine Gedanken vorher ganz wo anders geweilt, doch lebhafter. „Heinrich v. Treitschke setzt auch, trotz unserer jetzigen trüben Zustände, seine Hoffnung nur auf Preußen, das sich einst zu Deutschland erweitern müsse. „Wir Deutschen sind zurückgeblieben," behauptet der geistvolle Historiker in seinem neuesten Werke, „weil es uns nicht so schlecht ging wie den Italienern und weil durch Preußen auch die übrigen Deutschen bereits Vieles von dem besitzen, was der nationale Sinn der Italiener seit fünfzig Jahren in Qualen ersehnte."

„Sie sehen, Frau Professorin," sagte Leonie mit einem komischen Seufzer, „er wandelte bereits auf den schönsten Rückschrittswegen."

„Ich muß gestehen, die Taktik unserer wackeren Abgeordneten erscheint mir etwas bedenklich," fuhr Siegbert ruhig fort. „Eine Opposition, die nichts weiter kann, als verneinen, ist die unfruchtbarste von der Welt. Wozu nur diese ewigen Budgetberathungen bis in die kleinsten Einzelheiten, wenn man das Ganze doch wieder verwerfen will? Durch diese resultatlosen parlamentarischen Kämpfe ermüdet man die Aufmerksamkeit des Volkes und man wird es eines Tages nicht mehr hinter sich haben."

Unter diesem Gespräche waren sie am Ziel angekommen. Eine zahllose Menschenmasse war bereits in den weiten Räumen des beliebten Vergnügungslocals versam-

melt und immer neue Zuzügler eilten zu Fuß und zu Wagen den Hügel hinauf, von dem ihnen zwei Genüsse winkten: eine rauschende Musik und ein gutes Bier. Die ungeheuren Kellerräume bieten die Bürgschaft, daß auch der furchtbarste Zudrang nicht im Stande ist, die dort lagernden Bierschätze zu erschöpfen.

Trotzdem man sich noch in den ersten Tagen des März befand, schien die Sonne so außergewöhnlich hell und mild, daß der Aufenthalt im Freien selbst den Zaghaftesten gestattet war, und nun saß unter den noch dürren Bäumen des weitläufigen Gartens und den Arcaden die bunteste Gesellschaft. Jeder Stand war vertreten, denn der braune Gerstensaft übt auf Alle denselben Zauber aus, und der Geheimrath wie der schlichte Handwerker klopfen mit derselben Ungeduld die hin- und herschwirrenden Kellner herbei. Wie stark auch das aufspielende Musikcorps, wie kräftig es seine Märsche schmettert, in die entlegensten Theile des Gartens dringen sie doch nur wie eine sanfte Melodie.

Auch die neuen Ankömmlinge suchten sich einen fernen verschwiegenen Winkel aus, „um von der zudringlichen Musik nicht so belästigt zu werden," wie Siegbert sogleich bemerkte, und die Professorin stimmte ihm lebhaft zu. Sie zog ebenfalls stets eine anregende Unterhaltung dem bloßen Zuhören vor.

Die Gesellschaft hatte sich kaum niedergelassen, da gewahrten sie schon einen Bekannten.

Es war der rothe Meyer, der mit gewohnter Rührigkeit durch die Menge steuerte und mit seinen rollenden

Augen vielleicht auch nach einem guten Plätzchen ausspähte. Jetzt hatte er schon die Freunde bemerkt, und nun arbeitete er sich rüstig Bahn, bereits von Weitem mit erhobenen Armen den hier Gefundenen seine Grüße zutelegraphirend.

Nachdem er endlich bei ihnen angelangt und seiner Freude über dies seltsame Zusammentreffen den stürmischesten Ausdruck gegeben, setzte er hinzu:

„Meine Philippine ist auch da, ich werde sie gleich herbeiholen, daß wir zusammensitzen können, und ich werde noch für eine Ueberraschung sorgen."

Bevor man von ihm eine Erklärung fordern konnte, war er mit freudestrahlendem Antlitz und Backenbart wieder verschwunden.

„Ihr Verwandter wäre wirklich eine prächtige Figur für ein Lustspiel," meinte die Professorin. „Die flammende Begeisterung für seine Partei ist köstlich und ich habe schon manchmal daran gedacht, ihn zu porträtiren, aber ich fürchte —"

„Alexander wird sich sehr geschmeichelt fühlen," entgegnete Leonie artig.

„Wie kann man nur solchen Trugbildern nachjagen!" fuhr die kleine Frau lebhaft fort. „Ihr Verwandter kennt keinen anderen Stolz, als für die liberalen Wahlen zu arbeiten, als ob das Heil der Welt daran hinge, wenn ein trostloser Schwätzer mehr in die Kammer geschickt worden."

Leonie war höflich genug, das Lächeln zu verbergen, das ihr auf den Lippen schwebte. Sie mußte daran denken,

wie überlegen die Professorin von der Schwäche ihres Verwandten sprach, während sie doch ebenfalls von allerlei Trugbildern hin- und hergehetzt wurde. Seit Jahren tummelte sie sich auf den verschiedensten Kunstgebieten umher, war ewig angeregt, begeistert, ohne je irgend ein befriedigendes Ziel zu erreichen.

„Der letzte und größte Fehler unserer Abgeordneten,“ entgegnete Siegbert, „ist ihre spießbürgerliche Ehrlichkeit in einem Kampfe, wo ihre Gegner alle Hilfsquellen einer scharfsinnigen, energischen, rücksichtslosen, vernichtenden Politik erschöpfen.“

„Wie ich überhaupt dies ganze Treiben verabscheue, kann ich gar nicht ausdrücken,“ erwiderte die Professorin lebhaft. „Ich stimme mit der Schauspielerin Mars überein, die einmal ausgerufen: Savez-vous ce qui a chassé la gaîté? c'est la politique! Der Politiker ist bedauerlicherweise heute für die Gesellschaft, was der Poet, der Künstler in der stillen Zeit vor Achtundvierzig war. Kein Salon ist vollständig ohne einige Abgeordnete oder wenigstens einige politische Köpfe, und darum ist unser gesellschaftliches Leben so öde und langweilig geworden, denn diese nüchternen Gesellen geberden sich wie Hähne, die meinen, daß die Sonne nur deßhalb aufgegangen, um sie krähen zu hören.“

„Bravo, bravo!“ und ein scharfes schneidendes Gelächter begleitete diese Worte.

Die Professorin blickte auf und lag im nächsten Augenblicke in den Armen ihres Sohnes.

Wingold sah nur höchst selten seine Mutter. Eine Aus-

söhnung mit dem Vater hatte sich nicht bewerkstelligen lassen, wie sehr er sie auch gewünscht, und so mußte er das Elternhaus meiden. In letzter Zeit nahm ihn auch seine neue Stellung ganz in Anspruch. Jene goldenen Tage der „verantwortlichen Redaction“ waren noch nicht wiedergekehrt, er hatte jetzt hinreichende Beschäftigung und nur wenige Stunden gehörten ihm, die durch den Besuch des Theaters und einiger Salons ausgefüllt werden mußten, deßhalb blieb ihm stets nur wenig Zeit übrig, und wenn sie ihn zufällig einmal in seiner Wohnung anwesend traf, wurde sie ihm stets ein wenig unbequem. Sie suchte ihn noch immer aufzustacheln, ihn für eine große Zukunft zu gewinnen und er hatte schon mit diesen kühnen Träumen so ziemlich gebrochen. Waren nicht Ruhm und Unsterblichkeit ebenfalls Seifenblasen, und lohnte es sich wol, dafür alle seine Kräfte einzusetzen und auf jedes Vergnügen auf immer zu verzichten. Was hatte er davon, wenn man ihn nach seinem Tode pries? Das durchzuckte nicht mehr mit einem Freudenstrahl seinen modernden Leib. Im Grunde waren es doch eigentlich die größten Narren, die im Schweiße ihres Angesichts nach diesem Trödel allzu sehnsüchtig die Arme ausstreckten. Auf seiner Fahne stand jetzt ein anderes Motto: „Genuß,“ und der müde Zug um die Augen, das schmaler gewordene Antlitz erzählten davon, daß er bereits dem neuen Banner in das dichteste Gewühl gefolgt.

„Wo kommst Du plötzlich her?“ rief die Professorin freudig überrascht.

„Ich habe mit Herrn Meyer diesen Ausflug gewagt,“

entgegnete Wingold, nachdem er auch seine Schwester begrüßt, „und während der würdige Urwähler nach Entdeckung eines ruhigen Winkels auszog, suchte ich seine liebenswürdige Gattin den Ideen des Fortschritts abwendig zu machen.“

Sein ganzes Auftreten zeigte die bedeutende Veränderung seines Wesens. Er sprach in einer blasirten selbstgefälligen Weise und verrieth die krankhafte Sucht, über Alles zu spotten und die Menschen und Dinge mit einer vornehmen Nachlässigkeit zu behandeln. Das Schicksal hatte ihn doch nur zum Narren gehabt, seine gewaltigen Hoffnungen nicht verwirklicht; nun schien ihm das ganze Leben nichts weiter als eine elende Posse zu sein, bei der es sich wirklich nicht der Mühe lohnte, irgend etwas ernst zu nehmen. Mit voller Seele hatte er doch nicht die Ideen aufgenommen, die er jetzt vertheidigen mußte; er brauchte eine geistige Taschenspielerkunst, um Ansichten zu verfechten, die er im Grunde nicht theilen konnte. Aus knabenhafter Oppositionslust war er gerade durch den streng conservativen Vater sehr frühzeitig in die entgegengesetzten Ansichten gedrängt worden, er mußte das Alles gewaltsam aus sich herausreißen und zerbrach damit die ohnehin nicht starken Grundfesten seines Charakters. Ihm war jetzt Alles gleichgiltig geworden, wofür er geträumt und seine Seele einsetzen gewollt, deßhalb nahm er es auch mit seinem Umgange nicht so genau; obwol der rothe Meyer der alte feurige Fortschrittsmann war, verkehrte er dennoch viel mit ihm; es machte ihm Spaß, sich mit ihm herumzustreiten, ihn aufzuziehen und

seinen Witz an ihm zu üben. Niemand konnte dem glühenden Vorkämpfer für die Freiheit nachsagen, daß er einen Scherz übelnahm, und obwol diese Beiden in der Politik den verschiedenartigsten Standpunkt einnahmen, verkehrten sie doch miteinander in der harmlosesten Weise, ja Alexander half sehr oft dem reactionären Redactions-Mitgliede in Geldverlegenheiten aus.

Auch heute lachte der rothe Meyer am herzlichsten zu der Bemerkung seines Freundes und entgegnete sogleich: „Hat nicht der würdige Urwähler mehr entdeckt als er gesucht?“ Und er zeigte dabei triumphirend auf die kleine Gesellschaft.

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange,“ citirte Wingold.

„Ist sich des rechten Weges wohl bewußt,“ ergänzte Philippine, „und deßhalb werden wir dem Fortschritt nicht untreu, selbst wenn man seinen Spott über die Männer ausschüttet, die unverdrossen bis zum letzten Athemzug für die Sache der Freiheit kämpfen.“ Die theure Gattin des rothen Meyer hatte schon so viel gesprochen, sie ließ sich erschöpft auf den nächsten Stuhl nieder.

„Da hörst Du, Siegbert, daß unsere Abgeordneten noch immer die Männer des Tages sind,“ wendete sich Leonie zu ihrem Bruder.

„Ohne Zweifel!“ spottete Wingold sogleich. „Niemand ist heutzutage glücklicher als die Leute, die sich in die Staatsangelegenheit mischen und sich im politischen Leben hervorzudrängen suchen.“

Im höhnischen sarkastischen Tone fuhr er fort:

„Wenn der Mann des Volkes seine Frau verliert, beweint sie nicht das Land, aber man theilt den Schmerz des großen Bürgers und rühmt seine edle Haltung. Wenn ihm der Sohn stirbt, spricht man von den Tugenden des Vaters. Er verheiratet die Tochter und man gewährt dem Vater eine Mitgift — der herrlichsten Schmeicheleien. Trauert aber das ganze Land, dann wandert der Politiker mit dem thränenfeuchten Taschentuch umher und macht für seinen Kummer Reclame. Er allein nimmt ja den Schmerz des Vaterlandes auf sich. Auf seinen Reisen bewundert man ihn und jauchzt ihm stürmisch zu, selbst in den Städten, die er des Nachts durchreist. Wenn er den Kölner Dom besucht — dann ist es der Kölner Dom, der ihn sieht. Ach, diese Herren sind immer auf der Bühne, man sieht sie beständig, und sie sind wie Schauspieler ganz trostlos, wenn die Zeitungen nicht von ihrem Auftreten gehörig Lärm schagen."

Wingold hatte mit einer gewissen nervösen Reizbarkeit gesprochen; sein ohnehin unschönes Gesicht verzerrte sich und die hervorstehenden Augen schweiften unruhig über die Versammlung, um den Erfolg seines geistreichen Angriffes zu beobachten.

Mochte er nun bemerkt haben, daß nicht jeder Blick an seinen Lippen hing, oder hatte er wirklich während des Sprechens unter den Vorübergehenden einen Bekannten gefunden, er sprang mit den Worten auf: „Entschuldigt mich, dort sehe ich einen alten Freund, ich komme

gleich wieder." Noch ehe ihn die Mutter zurückhalten konnte, war er verschwunden.

Philippine hatte mit großem Mißfallen diesen albernen Spöttereien über die Vertreter des Landes zugehört und sang ihnen nun mit ihrer fetten quäkenden Stimme ein begeistertes Loblied, in das, von ihrem Eifer fortgerissen, der rothe Meyer stürmisch einstimmte.

Leonie blickte schelmisch lächelnd auf den Bruder, und dadurch vollends aufgestachelt, vermochte Siegbert seine abweichende Meinung nicht länger zurückhalten.

„Es ist ihre grenzenlose Eitelkeit, die all diese Leute verhindert, wahrhaft wohlthuend auf ihr Land und ihr Volk einzuwirken," entgegnete er, unbekümmert um das entrüstete Erstaunen Philippinens. „Sie meinen, es sei Alles gethan, wenn sie die Toga eines Römers umwerfen und nun im edlen Anstand durch die Straßen schreiten, und in ihrer bodenlosen Eitelkeit bemerken sie nicht, daß sie bereits das Volk nicht mehr hinter sich haben, weil sie mit abgestandenen Redensarten dem rollenden Schicksalsrade in die Speichen zu greifen suchen. Die wahre Freiheit verlangt Opfer, aber diese Menschen glauben, daß sie nur zu ernten brauchen, während sie nicht einmal ausgesäet haben."

„Nicht ausgesäet? Arbeiten sie nicht wie verzweifelt für das Wohl des Volkes?" eiferte Philippine, und ihre kleinen Augen ruhten höchst vorwurfsvoll auf Siegbert.

Auch der rothe Meyer ließ sich in diesem Sinne vernehmen, und sich an die Professorin wendend, fuhr er

fort: „Sagen Sie selbst, ist nicht Ihr Herr Bruder ein Mann, der sich im Dienste der Menschheit aufopfert?“

Die Professorin nickte nur mit dem Kopfe; sie mochte dem rothen Meyer in diesem Punkte nicht geradezu widersprechen, obwol sie es ihrem Bruder nicht verzeihen konnte, daß er ihren armen Sohn an jenen Abgrund gedrängt.

„Die Welt schenkt nicht immer die meiste Beachtung Denjenigen, die es sich so viel kosten lassen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.“

Es war Wingold, der, schon wieder zurückgekommen, die letzten Worte Alexanders gehört hatte.

Er schien seine kurze Abwesenheit nur benützt zu haben, um sich heimlich an der Quelle zu laben, denn er war jetzt in weit gehobenerer Stimmung und auf seinen blassen Wangen schimmerte ein flüchtiges Roth.

Mit wenig Witz und viel Behagen richtete er jetzt seinen Angriff gegen die fortschrittlichen Abgeordneten, und wenn auch Siegbert an dem Auftreten dieser Männer Manches auszusetzen hatte, konnte er es doch nicht ertragen, daß gerade dieser Mensch seine plumpen Pfeile auf sie abschoß. Wingold war ihm ohnehin nicht sympathisch und nur aus Rücksicht auf Cordchen verhielt er sich still; aber diese bemerkte mit dem scharfen Auge der Liebe sein steigendes Unbehagen und fragte deßhalb: „Wollen wir nicht ein wenig im Garten herumwandern?“

Und Siegbert stimmte ihr sogleich lebhaft zu.

„Wenn Ihr gehen wollt, immerhin, wir Anderen jedoch bleiben hier,“ meinte Wingold.

Philippine sprach sich trotz ihrer fortschrittlichen Gesinnungen auf der Stelle für das Sitzenbleiben aus und auch Leonie meinte, man dürfe diesen hübschen Platz nicht aufgeben.

Concordia war schon aufgestanden und wollte sich eben wieder niedersetzen, da rief die Mutter lächelnd:

„So geht doch, wenn Ihr keine Ruhe habt!“ und sie nickte dabei Siegbert freundlich zu.

Nichts war ihr verhaßter, als die ängstliche Ueberwachung junger Mädchen. Bekennen wir nicht damit selbst, daß wir unseren Töchtern eine schlechte Erziehung gegeben, wenn wir noch immer nöthig haben, sie auf Tritt und Schritt zu verfolgen? erklärte sie oft. Die englische Mädchenerziehung ist darin bewunderungswürdig und verdient die eifrigste Nachahmung; sie gestattet früh die freieste Bewegung und entwickelt damit tüchtige Charaktere, denen man das vollste Vertrauen schenken kann. Ein Kind, das man fortwährend liebevoll behütet, wird nie allein gehen können, die junge gut erzogene Engländerin dagegen schützt sich selbst, und von Niemandem wird Tugend und Sitte besser bewahrt, als durch sie, während in Frankreich, wo ein die junge Männerwelt wahrhaft beleidigendes Ueberwachungssystem des heranreifenden weiblichen Geschlechts vorherrscht, der tiefste Verfall der Sitten überhand nimmt.

Nach diesen englischen Ansichten war auch Cordchen aufgewachsen, und obwol die Professorin sich nicht gerade viel um die Erziehung ihrer Tochter gekümmert, hatte sie

ihr auch dafür nicht den mindesten Zwang auferlegt, sie konnte sich ganz natürlich entwickeln.

Die beiden jungen Leute machten deßhalb ohneweiteres von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch und versuchten den Garten zu durchwandern, aber das Gewühl war jetzt noch größer geworden und nur mit Mühe kamen sie vorwärts.

„Wollen wir nicht lieber das Freie suchen?“ fragte Siegbert. „Ein Sonnenuntergang von unserem berühmten Hügel hat für mich immer so viel Anziehendes.“

Concordia stimmte eifrig zu: „In diesen Menschenwogen droht man wirklich zu ertrinken.“

Bald hatten sie die Pforte erreicht und nach wenigen Schritten befanden sie sich auf der Höhe jenes kleinen, mit dem bekannten Siegesdenkmal geschmückten Berges, das nach einem Schinkel'schen Entwurfe in Form einer Spitzsäule aufgestellt ist.

Die untergehende Sonne warf ihren Strahlenglanz über die Landschaft und vergoldete die Thürme und Zinnen der in ihrer Herrlichkeit sich fast drei Meilen im Umkreise ausdehnenden Residenz.

Das Auge durchmißt begierig die geringen Hügelwellen der weiten Ebene, die Felder und Gärten, die sich zwischen dem Vordergrunde und dem Häusermeer lagern, um in dieses einzudringen. Die große Stadt kann sich nicht alter Kirchthürme rühmen, sie liegt von hier aus gesehen, in einer Durchschnittslinie von geringer Vertiefung und fesselt nicht durch eine amphitheatralische Erhebung, sondern nur durch die Masse, die sie darbietet;

ja die Thürme werden von den palastartigen Gebäudemassen fast überragt, die förmlich schlanke Minarets zu schmücken scheinen, nur wird man von ihnen nicht wie im Morgenlande zum Gebet gerufen, sondern der aufsteigende Dampf verkündet deutlich, daß wir Abendländer das Heil der Menschheit nicht im Gebet allein, sondern auch in der Arbeit suchen und finden.

Drei Eisenbahnhöfe treten aus der Ferne am deutlichsten hervor; in der Abenddämmerung sieht man die weithin flammenden Coaksöfen, die Gasbereitungs-Anstalten, das Funkensprühen der dahinsausenden Locomotiven.

Ein heller Streifen verkündet den Fluß, an dessen Ufern Hämmer und Räder ineinander greifen und eine gleiche industrielle Thätigkeit wachrufen; langsam ziehen schwerbeladene Fahrzeuge dahin und beleben das Gesammtbild. Am überraschendsten und gefälligsten wirken die um die Stadt herumlaufenden, mit Bäumen bepflanzten Kais eines schiffbar gemachten Grabens.

Auch die beiden Liebenden wurden von dem eigenthümlichen Zauber tief berührt, den dies reiche bunte Bild auf Jeden auszuüben vermag.

„Als Albrecht der Bär 1163 sich hier niederließ, fand er an den Ufern der Spree nur wenige Fischerhütten, und jetzt!“ meinte Siegbert, nachdem er einige Zeit schweigend hinabgeschaut.

„Seit wann ist die Stadt erbaut? Wohin ist Wald und Moor und Schalmei? würde hier auch Chidder

fragen," entgegnete Cordchen und vermochte den Blick von dem großartigen Gemälde nicht wegzuwenden.

„Es ist die intelligente und arbeitsame Hauptstadt. Dies Ringen und Kämpfen von Tausenden und Abertausenden, das so mächtig anzieht; und doch will ich einmal diesem gewaltig mit fortreißenden Dasein den Rücken kehren."

Concordia wurde durch diese Worte aus ihrer Träumerei aufgeschreckt:

„Siegbert, Sie wollen fort?" rief sie hastig und blickte voll tiefer Unruhe in sein Antlitz.

„Mir ist eine Redacteurstelle in der Provinz angeboten worden und ich habe sie angenommen."

Cordchen antwortete nicht mehr; die Sonne war bereits am Horizont verschwunden, eine sanfte Dämmerung breitete sich über die Hauptstadt aus, und doch war es ihr, als ob noch immer die hellsten Strahlen ihr Auge blendeten und ihr Thränen entlockten. Sie mußte sich an das Geländer des Siegesdenkmals anlehnen, denn die nächsten Häuser begannen vor ihr einen Tanz aufzuführen und sie vermochte sich nicht allein auf den Füßen zu halten.

„Es liegt mir daran, mich endlich selbständiger zu machen und damit eine Entscheidung meines Geschickes herbeizuführen," fuhr Siegbert fort und blickte aufmerksam in das bleicher werdende Antlitz seiner Begleiterin.

Das junge Mädchen hörte nicht auf seine letzten Worte, durch ihre Seele bebte nur der schmerzliche Gedanke, daß sie ihn verlieren sollte, und wenn es ihr noch

niemals zum vollen Bewußtsein gekommen, was ihr Siegbert geworden — jetzt wußte sie es nur zu gut, daß es mit seinem Scheiden völlige Nacht in ihrem Innern wurde.

Als sie noch immer schwieg, begann er von Neuem:

„Börne behauptet wol, das Herz sei der beste Briefsteller, ach, und ich finde, es gibt nichts Ungeschickteres als das Herz. Bisher habe ich immer gemeint, daß mir das Wort ein wenig zu Gebote stünde, und nun ich einmal aussprechen will, was meine tiefste Brust bewegt, bin ich stumm und möchte mit einem Händedruck, mit einem einzigen Blick sagen, was in meiner Seele vorgeht."

Dabei ergriff er ihre Rechte und versuchte ihr tief in die lieblichen blauen Sterne zu schauen. Er fühlte, wie ihre Hand in der seinen zitterte; sie wagte die Augen nicht zu ihm aufzuschlagen, sondern sah noch immer in die Dämmerung hinaus, und er folgte ihren Blicken.

Seine gedämpfte Stimme verrieth jetzt die tiefe Bewegung seines Innern. „Wenn man endlich auf dem staubigen unbekannten Wege, der sich am Horizont verliert, ein Herz gefunden, das uns lieben und alle Beschwerden der Reise mit uns theilen will, sollten wir es nicht für immer festzuhalten suchen, selbst wenn wir die schweren harten Kämpfe voraussehen, in welche wir die geliebte Seele damit verstricken werden? Concordia, ich weiß, daß ich Ihrem Muth, Ihrer Liebe vertrauen kann und deßhalb frage ich: Wollen Sie mit mir wandern? Der Weg wird anfangs rauh und hart sein, aber wenn

Zwei treu und redlich zusammenhalten, dann kommen sie an jedes Ziel."

Was in ihrem Herzen vorging, davon wußte sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben. In Beiden waren ja längst die seligsten Gefühle still und verschwiegen aufgeschossen; nun sprang nur die letzte Knospenhülle und die Blüthe drang in berauschend süßer Fülle hervor.

Sie wendete ihm jetzt ihr volles Antlitz zu und trotz der Dämmerung sah er, wie ihre Augen leuchteten und ein unnennbares Glück sich auf ihrem Gesichte widerspiegelte.

„Ja, Siegbert, ich werde mit Ihnen gehen," sagte sie leise, legte ihren Arm in den seinen und so stiegen sie die Stufen hinab.

Sie vermochten noch nicht sogleich zur Gesellschaft zurückzukehren und wanderten noch einige Zeit auf dem Gipfel des Berges hin und her.

Aus der Dunkelheit tauchten nur die nächsten Häuser in phantastischen Umrissen hervor. Die angezündeten Gaslaternen der zur Stadt führenden Straßen drängten sich wie bunte Lichtschnüre zusammen und über ihnen glühten in wunderbarer Pracht die ewigen Sterne.

Die Musik drang nur in schwachen verlorenen Accorden bis hier herauf, sonst war es still, und trotz der Nacht um sie war es Tag und Sonnenschein in ihren Herzen. —

XXX.

Professor Weidmann durchwanderte in heftigster Aufregung das Zimmer. Selbst nach gewaltigen Stürmen mit seiner theuren Ehehälfte war sein Blut nicht in solche Wallung gerathen als heute; aber der Schimpf übertraf auch Alles, was ihm nur widerfahren konnte. Ein Abkömmling der verhaßten semitischen Race hatte soeben die Unverschämtheit gehabt, sich ihm zum Schwiegersohn anzubieten. War eine solche Frechheit erhört worden! Er, der Professor Weidmann, dessen streng kirchliche Gesinnung, dessen Judenhaß allgemein bekannt war, sollte seine Tochter einem Juden in die Arme werfen! Unerhört!

Der unverschämte Bursche hatte noch dazu von Liebe gefaselt, die keine Schranken kannte. Es war ihm völlig unmöglich, zu glauben, daß Concordia's Herz sich so weit verirrt und einem Semiten zugeneigt. Der junge Mensch hatte nur mit der ganzen Keckheit und Anmaßung seines Stammes eine verwegene Behauptung aufgestellt und sich eingebildet, daß sie ihn liebe.

Wenn sich nun wirklich aber das Herz seiner Tochter so furchtbar verirrt? War nicht der Mensch öfter bei ihm aus- und eingegangen und hatte ihn nicht seine Frau mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen?

O diese Frau! Von ihr kam alles Unheil, das ihm während ihres langen Zusammenlebens begegnet.

Gleichviel, Concordia war noch jung, weich und lenksam, in ihr konnte ein solch thörichtes Empfinden

leicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, und er traute sich die nöthige Kraft zu, dies rasch ins Werk zu setzen.

Seinem Kinde gegenüber durfte er nicht diese Aufregung zeigen, er mußte die ganze Sache wie eine Albernheit behandeln, der keine Wichtigkeit beizulegen war.

Nachdem er deßhalb lange genug in seiner Studirstube auf- und abgegangen und seine Pfeife zu Ende geraucht, suchte er das Wohnzimmer auf. Er traf dort nur die Gattin und auf seine Frage nach Concordia erhielt er die Nachricht, daß sie ausgegangen sei.

Siegbert hatte mit Absicht eine Stunde gewählt, in der sie nicht anwesend war. Auf den hartnäckigsten Widerstand des Professors war er gefaßt gewesen, trotzdem hatte er ein solch rücksichtsloses Auftreten nicht erwartet. Es war doch immer ein gebildeter Mann, zu dem er kam — aber der Gelehrte hatte diesmal sogleich die unangenehmste Seite herausgekehrt. Kaum war ihm aus der einleitenden Rede des jungen Mannes klar geworden, was ihn hergeführt, als er in den stärksten Ausdrücken sich eine solche Beschimpfung verbat und sich bald in den heftigsten Zorn hineinredete. Er ließ Siegbert nicht mehr zu Worte kommen, sondern machte seinem Judenhaß in den schärfsten und härtesten Ausdrücken Luft. Vergeblich suchte Doctor Wertheim dazwischen zu werfen, daß er zum Christenthum übertreten wolle; der Professor mochte davon gar nichts hören, ja er zeigte in seiner großen Erbitterung einen Anflug von Hohn und Spott.

Solch rohem Auftreten gegenüber fühlte sich Siegbert waffenlos, und als er bemerkte, daß auch sein Blut heißer zur Stirn drängte, mochte er sich nicht ebenfalls zu einer schonungslosen Abwehr hinreißen lassen und entfernte sich. Er beschloß, noch einmal schriftlich seinen Antrag zu erneuern, vielleicht war dann der Gelehrte seinen ruhigen vernünftigen Auseinandersetzungen nicht völlig unzugänglich.

Die kleine Frau Professorin hockte nachlässig auf dem Divan und las in einem Buche, als ihr Gemal eintrat. Trotz der vorgerückten Zeit war sie noch in ihrem Schlafrock, wie ihr Gatte sogleich mißmuthig bemerkte. Sie hatte sich eben in Freytag's „Verlorene Handschrift" vertieft und stellte Vergleiche an zwischen dem Professor des Romans, dieser ruhigen Idealgestalt, und ihrem Manne, die nicht zu Gunsten des Letzteren ausfielen. Niemals war sie in einer gereizteren Stimmung, als wenn ihre bewegliche Seele durch irgend eine Dichtung in höhere Sphären gerückt wurde und nun die trockene Wirklichkeit allzu entnüchternd auf sie eindringen wollte.

Der Professor konnte zu keiner ungelegeneren Stunde erscheinen, er hatte mit dem die verlorene Handschrift suchenden Gelehrten zu wenig Aehnlichkeit. Das war doch wenigstens ein idealer Zug, für den sie ein Verständniß hatte. Aber was suchte ihr Mann? Nichts weiter, als seinen politischen Ehrgeiz zu befriedigen, und welch kleinliche Mittel wendete er dazu an!

„Da liest die leichtsinnige herzlose Frau wieder in irgend einem hirnverbrannten Romane, anstatt sich um

ihre Familie zu bekümmern, und dann ist es freilich kein Wunder, wenn ihre Kinder auf allerlei Irrwege gerathen," begann sogleich der Professor, wanderte dabei mit hastigen Schritten in der Stube auf und ab und warf seiner Frau die vorwurfsvollsten Blicke zu.

Als der Professorin seine harte unangenehme Stimme in das Ohr drang, wurde sie aus ihren Träumen gewaltsam aufgescheucht. Sie legte das aufgeschlagene Buch fort, schaute auf und ihre unruhigen dunklen Augen streiften über die Erscheinung des Gatten, als wolle sie noch einmal sorgfältige Musterung über ihn halten.

Diese knochige ungelenke Gestalt mit dem eisigkalten Antlitz, den hervorstehenden grauen Augen und den harten dürren Lippen hatte freilich mit dem Helden des Frey-tag'schen Romans nicht die mindeste Aehnlichkeit.

Der Inhalt seiner Worte war ihr entgangen, aber er konnte, wie immer, kein angenehmer sein, darauf deutete schon der scharfe Klang seiner Stimme, die höhere Färbung seines gelben Antlitzes.

„Ja, sieh mich immer verwundert an, Dein phantastisches Treiben ist doch an allem Unheil Schuld," setzte Weidmann bitter hinzu. Und er fuhr wie verzweifelt mit der Hand in sein graues struppiges Haar.

„Die alten abgestandenen Redensarten!" dachte die Professorin und laut begann sie mit gewohntem Feuer:

„Du solltest diesen Roman lesen, dann würdest Du doch nicht länger mit gelehrtem Hochmuth auf unsere moderne Literatur herabsehen; es steckt eine Geistesbildung in dem Buche, die — über die Deine weit hinausragt,"

wollte sie hinzusetzen, besann sich aber und ergänzte einlenkend: „die selbst Du bewundern müßtest."

„Ich bewundere Deine Thorheit, Deine Verblendung, die mich zum unglücklichsten Manne gemacht hat," entgegnete der Professor mit großer Bitterkeit. „Den Wingold hast Du ganz allein auf dem Gewissen und ich bin sicher, diese Judengeschichte ist ebenfalls wieder Dein Werk."

Die gewaltige Aufregung des Gatten brachte auf die kleine Frau nicht die mindeste Wirkung hervor; sie veränderte nicht einmal ihre Lage, blieb ruhig auf dem Divan hocken und betrachtete nur mit ihren dunklen tiefliegenden Augen das zornige Antlitz ihres Eheherrn so aufmerksam, als wolle sie eine Studie machen.

„Hättest Du meine dringenden Bitten erfüllt und jede Verbindung mit diesen Semiten längst abgebrochen, dann könnte der freche junge Mensch nicht die Unverschämtheit haben, um die Hand Concordia's bei mir anzuhalten. Es ist stark, ja wahrhaft schmachvoll und ich hoffe, Du wirst wenigstens diesmal für den uns angethanen Schimpf ein Verständniß haben."

Der Professor blieb dabei vor seiner Frau stehen und seine kalten grauen Augen ruhten erwartungsvoll auf der Lebensgefährtin.

„Ich habe das längst erwartet, das ist ja recht brav von ihm," entgegnete sie ganz unbefangen, und ehe sich der Gelehrte von seinem Erstaunen erholen konnte, fuhr sie hastig fort: „Was hast Du ihm für eine Antwort ge-

geben? Hoffentlich keine abschlägliche, denn der junge Doctor Wertheim ist wirklich —"

Weiter kam sie nicht; jetzt endlich hatte sich so viel Zorn in der Brust des Professors aufgesammelt, daß er gewaltsam hervorbrechen mußte:

„Ein Jude, ein Semit, der sich untersteht, eine echt christliche Familie durch seine frechen Anträge zu beschimpfen!"

„Du sprichst, als ob Du eben aus der dunklen Zeit des Mittelalters aufgetaucht und nicht unserem aufgeklärten freisinnigen Jahrhundert angehörtest. Mit einem solch finsteren Haß gegen das Judenthum sollte sich doch ein Mann wie Du nicht länger lächerlich machen."

Die kleine Frau griff dabei wieder zu ihrem Buche, als sei für sie die Sache damit abgethan; aber dem Professor hatte gerade diese Antwort gefehlt, um ihn vollends wüthend zu machen. Er fuhr sich mehrmals durch das struppige Haar, durchstürmte in höchster Aufregung die Stube und blieb dann wieder vor seiner Gattin stehen.

„Das Maß ist voll, Du nimmst für diesen Semiten Partei, das macht den Riß zwischen uns noch tiefer, unheilbarer."

Die Professorin blickte von ihrem Buche auf; ein Lächeln spielte um ihre Lippen, das zu sagen schien: „Wie wäre das möglich, der Riß ist tief genug."

Sie war heute durch das Lesen des Romans in eine harmonische Stimmung gekommen und mochte deßhalb nicht sogleich zu ihren alten Waffen greifen.

„Lieber Ottokar, ich erinnere Dich an das Wort des Fürsten Pückler, der mit Recht einmal ausruft: „Ich kann keinen gebildeten Juden ins Angesicht sehen, ohne ihm in tiefer Seele Abbitte zu leisten wegen der Unbill und Grausamkeit, womit wir seinen Stamm verfolgen." Solche Maximen allein sind eines edlen Geistes würdig und angemessen."

„Komme mir nicht wieder mit solch liberalen Phrasen!" rief der Gelehrte und seine hervorstehenden grauen Augen suchten auf die kleine Frau vernichtende Blicke zu schleudern. „Diese Juden, die jetzt die Presse und die Börse beherrschen, sind die größte Gefahr für die christliche Gesellschaft geworden, das muß Jeder erkennen, dessen Blick nicht durch den modernen Firlefanz getrübt. Ohne Vaterland, ohne Heimatsgefühl, ohne Religion, darum auch ohne tiefere Sittlichkeit und Sitte, nur mit einem unnachahmlichen Aneignungstalent und dem leichtesten Anbequemen an conventionelle Formen begabt, sind diese ewig schachernden Semiten über die Nationen zerstreut und dienen überall nur dem Egoismus und der Macht."

„Deine verrotteten Ansichten über die Juden kenne ich längst, aber das ist ja in diesem besonderen Falle ganz gleichgiltig. Du mußt doch selbst sagen, daß der junge Doctor Wertheim ein außerordentlicher, reich begabter Mensch, der Concordia glücklich machen wird."

Dem Professor klangen diese Worte wie Lästerungen; er wurde sprachlos vor Zorn und Aufregung, und die kleine Frau, die in ihrer Kurzsichtigkeit den Zustand des Gatten nicht völlig erkannt haben mochte, fuhr ruhig fort:

„Eine große Mitgift können wir Cor ohnehin nicht geben; wir müssen also froh sein, wenn sich für sie ein Bewerber findet, der ihr eine solch glänzende Existenz zu bieten vermag.“

„Dieses Weib macht mich wirklich noch ganz toll!“ rief jetzt der Professor und stürmte so hastig durch das Zimmer, daß er an einen Seitentisch anstieß und eine hübsche Blumenvase krachend herabfiel.

Zu jeder anderen Zeit würde ihn dieses Mißgeschick zur Besinnung gebracht haben, denn in seiner peinlichen Ordnungsliebe ließ er sich niemals solche Dinge zu Schulden kommen, heute dagegen stieß er die Scherben heftig mit dem Fuße beiseite und fuhr grollend fort: „Ueberall stellst Du allerlei Plunder in den Weg. O, diese Frau ruht nicht eher, als bis ich in der Grube bin!“

Er warf dabei einen düsteren Blick in den Spiegel, um die Leberflecken zu prüfen, die ihm größer und bedenklicher als je erschienen.

Die Professorin hatte ruhig weiter gelesen und nicht mehr auf ihn gehört; bei dem Geräusche blickte sie auf und als sie die Vase am Boden sah, lächelte sie nur; ihr reger Geist war über derlei kleine Unfälle erhaben, sie wußte, daß sich ihr Mann die Zertrümmerung des hübschen Gefäßes weit mehr zu Herzen nahm, selbst wenn er es nicht zeigte, und mit überlegener Miene begann sie jetzt:

„Siehst Du nun nicht ein, lieber Ottokar, daß der Zorn der größte Plebejer ist? Er kann nur zerstören, niemals aufbauen.“

Ehe sich der Professor zu einer heftigen Antwort aufraffen konnte, trat Concordia in das Zimmer.

An der zertrümmerten Vase, dem gerötheten Antlitz des Vaters und seiner ungeheuren Aufregung erkannte sie sogleich, welcher Sturm im Anzuge sei und daß sich diesmal das Unwetter über sie entladen würde, denn sie wußte, daß sich Siegbert schon in den nächsten Tagen die Entscheidung holen gewollt.

Beim Erscheinen Concordia's suchte sich der Gelehrte zu sammeln und seinen Zorn etwas zu dämpfen. Was sein Herz noch an Liebe aufbringen konnte, gehörte seiner Tochter, und als er das liebliche Gesichtchen sah, auf dem sich Angst und Unruhe deutlich ausprägten, war er nicht im Stande, ihr gleich mit Heftigkeit zu begegnen.

Nachdem sie ihren Vater herzlich, wenn auch ein wenig eingeschüchtert begrüßt, beeilte sie sich sofort, die Scherben zu sammeln. Diese Beschäftigung benützte sie gern, um ihre Aufregung zu verbergen.

„Concordia, ich habe eine wichtige Angelegenheit mit Dir zu besprechen," begann er endlich, nachdem er seine philosophische Ruhe ein wenig zurückerobert. „Komm auf mein Studirzimmer."

Wenn Cordchen nicht bereits geahnt, daß jetzt die Entscheidungsstunde nahte, seine feierliche Einladung hätte ihr Gewißheit verschaffen müssen; noch niemals war sie zu einer Besprechung auf sein Studirzimmer geladen worden.

„Wozu diese abgeschmackte Förmlichkeit? Was Du Cor zu sagen hast, kannst Du ihr hier ebenfalls

mittheilen," bemerkte die Mutter. Sie warf das Buch fort, setzte sich auf dem Divan ordentlich zurecht, als wollte sie eine angreifende Stellung annehmen.

„Diese Frau ist der persönliche Widerspruch!" rief der Professor, warf seiner Frau noch einen grollenden Blick zu, wiederholte dann, sich an die Tochter wendend: „Ich erwarte Dich auf meinem Studirzimmer," und wollte sich entfernen.

„Gib Dir keine Mühe, lieber Ottokar," entgegnete die kleine Frau höhnisch. „Wenn Du glaubst, daß Du allein auf Deinem Studirzimmer die Seele Cor's ganz nach Deinem Belieben beugen kannst, wie Du damals das Herz des armen Wingold zertreten, irrst Du Dich sehr. Cor liebt den jungen Doctor Wertheim tief und innig, das habe ich längst bemerkt, und dies Gefühl wirst Du ihr weder mit philosophischen Gründen, noch mit väterlichem Zorn aus der Brust reißen."

Durch diesen neuen Angriff war der letzte Rest seiner Selbstbeherrschung dahin; er verzichtete auf den Vortheil, den ihm ein Einzelkampf bieten konnte und entgegnete in heftigster Weise:

„Du allein hast sie aufgestachelt und sie mit Deinen überspannten Ansichten irregemacht, aber ich hoffe, daß meine Tochter auf die Stimme der Vernunft hören und die Thorheit solch unreifer jugendlicher Schwärmereien erkennen wird. Ein Jude darf sich niemals in unsere Familie drängen."

Die letzten Worte waren schon an Concordia ge=

richtet und seine großen Augen ruhten auf ihr ebenso ermahnend wie erwartungsvoll.

Cordchen war bei der Einladung ihres Vaters erblaßt, ein Zittern ging durch ihren Körper, sie mußte die Hand auf den kleinen Arbeitstisch stützen, denn ihr war's, als schwanke unter ihr der Boden; erst durch das Wort der Mutter kehrte ihr die volle Besinnung zurück; hatte sie doch ausgesprochen, was ihre Seele bewegte. Sie legte unwillkürlich die Rechte auf die höher klopfende Brust, ihre Blicke belebten sich, und von dem Ausspruch der Mutter mit fortgerissen, vermochte sie nicht länger das Bekenntniß ihrer Gefühle zurückzuhalten. Zwar begann sie schüchtern, leise und stockend, aber ihre Stimme erhielt bald größere Festigkeit.

„Lieber Vater, zürne mir nicht, Siegbert ist ein edler großer Geist und auch Du wirst ihn bewundern müssen, wenn Du ihn näher kennen lernst. Was ich geworden bin, verdanke ich ihm allein und er will großmüthig genug für mich Alles opfern, selbst seine Religion, obwol ich nimmermehr" —

Weiter ließ sie der Professor nicht kommen; er hatte mit wachsendem Erstaunen auf Concordia gehört, seine Augen vergrößerten sich förmlich, als er die sichere Haltung des Kindes bemerkte, das sich bisher so schwach gezeigt; jetzt machte er eine abwehrende Handbewegung:

„Genug, übrig genug! Wie kommst Du zu diesen Phrasen? Es ist, als ob ich Deine Mutter hörte," und ein grollender Blick streifte seine Gattin.

Noch ehe diese den Angriff abwehren konnte, fuhr er

heftig fort, sich wieder direct an die Tochter wendend: „Sei doch nicht so verblendet! Wenn ihm seine Religion werth und heilig wäre, dann würde er sie nicht opfern. Dieser Mensch wirft sie weg wie eine angerauchte Cigarre, die ihm nicht mehr schmeckt, und wenn er sich zehnmal taufen läßt, er wird dadurch niemals ein Christ. Ich verachte solche Ueberläufer und am wenigsten will ich sie in meiner Nähe dulden."

Der Ton seiner Stimme klang hart, fast drohend und duldete keinen Widerspruch.

„Nach Deiner Theorie wären nicht einmal die Apostel Christen geworden, denn sie waren ja auch anfangs Juden," entgegnete die Professorin, und um ihre Lippen spielte jenes Lächeln, das ihr Gatte gerade für den Tod nicht leiden konnte.

Dann fuhr sie rasch und mit großer Lebhaftigkeit fort, um ihm eine augenblickliche Entgegnung abzuschneiden: „Doch lassen wir diese unsinnige Principienfrage unerörtert. Doctor Wertheim liebt Cor, er ist ein trefflicher Mensch, ein tüchtiger Charakter, hat jetzt die Redaction einer Zeitung übernommen und eine glänzende Zukunft ist ihm sicher; ich wüßte wahrhaftig nicht, in wessen Hände wir das Geschick Cor's so ruhig und sicher legen könnten als in die seinen."

Durch diesen Beistand wurde Concordia noch mehr ermuthigt, sie näherte sich ihrem Vater, hob wie bittend die Hände empor und sagte mit tiefbewegter Stimme: „Nicht wahr, Vater, Du wirst unserem Glücke nicht entgegentreten?"

Der Professor schaute sie ganz verwundert an, er kannte das Kind wirklich nicht wieder. Wo nahm sie nur den Muth her, eine solche Sprache zu führen, und wie war dem unreifen Dinge überhaupt der Gedanke gekommen, sich in einen Mann zu verlieben! Ach, in dieser Zeit des Dampfes, des wilden liberalen Taumels machte selbst seine Tochter solch phantastische Sprünge, sie, die kaum den Kinderschuhen entwachsen war. Er hatte es bisher noch gar nicht beachtet, daß sie im Lauf der Jahre zur vollen Jungfrau aufgeblüht, deßhalb war seine Entgegnung so verweisend-väterlich:

„Kind, was weißt Du schon davon, was zu Deinem Glücke dient? Wärst Du nicht von der Frau da drüben“ — und er warf dabei seiner Gattin von Neuem einen grollenden Blick zu — „verführt und irregeleitet worden, dann würdest Du ja den Verkehr mit einem Abkömmling der semitischen Race von vornherein ängstlicher gemieden haben.“

„Eine tiefe, seit vielen Jahrhunderten bestehende Kluft trennt uns,“ fuhr der Professor fort. „Wir Christen haben nichts gemeinsam mit ihnen. Dieses unruhige Volk versteht nur zu schachern, nach schnödem Gewinn zu jagen, und gerade der germanische Geist wird sich diesem rein mercantilen Treiben ewig abgeneigt fühlen, und schon aus diesen Gründen wäre unsere Gesetzgebung sehr weise zu nennen, daß sie die Ehe zwischen Juden und Christen untersagt.“

Wenn der Professor einmal in seinen lehrhaften Ton

verfiel, war es schwer, ihn zu unterbrechen, und seine Gattin hielt es nicht erst der Mühe werth.

Was kümmerten sie diese allgemeinen Angriffe! Für ihren humanen Geist waren solch unsinnige Anschauungen längst abgethan und als Frau hatte sie heute nur den besonderen Fall im Auge. Siegbert war ein geistvoller tüchtiger Mensch, noch dazu der Sohn des reichen Banquiers Wertheim, und sie hegte die feste Ueberzeugung, daß Cor außerordentliches Glück hatte und gar nicht besser unter die Haube kommen konnte. Sie blickte jetzt nur mit ihren dunklen blitzenden Augen zu ihrer Tochter hinüber, als wolle sie ihr sagen: „Kämpfe wacker, im Nothfall komme ich Dir zu Hilfe.

Concordia holte tief Athem; sie wußte recht gut, daß es ihr unmöglich sein würde, die Vorurtheile des Vaters zu besiegen, und doch wollte sie wenigstens einen letzten Versuch wagen.

„Selbst wenn Du im Allgemeinen Recht hättest, mußt Du doch bekennen, daß Siegbert weit über diesen Leuten steht, ja daß sein Geist durch seine Tiefe und Bildung“ —

„Schweige!“ unterbrach sie der Professor mit erhobener Stimme. „Krame mir nicht länger solche Schwärmereien aus, die sich für Dich nicht mehr schicken. Mit einem Worte, ich fordere, daß Du vernünftig wirst und jeden Verkehr mit diesem jungen Semiten für immer abbrichst.“ Sein gelbes trockenes Gesicht nahm jenen harten unbeugsamen Ausdruck an, mit dem er gern den Widerstand des Schwächeren schonungslos zerbrach.

Er hatte dabei die Hände auf den Rücken gelegt, um anzudeuten, daß er seinen philosophischen Gleichmuth durchaus nicht eingebüßt habe, warf seiner Tochter noch einen streng ermahnenden Blick zu und wollte sich entfernen.

Ehe er jedoch an die Thüre gelangen konnte, hatte ihm Concordia schon geantwortet.

Wie es ihr auch schwer fiel, dem Vater entgegenzutreten, jetzt vermochte sie nicht länger an sich zu halten. Gerade seine verständnißlose Kälte brachte ihr Innerstes in Wallung; er befahl ihr mit einer Nüchternheit, als ob es sich, wie in ihrer Schulzeit, um das Herausschneiden einer verdorbenen Schularbeit gehandelt und nicht um das Herausreißen Alles dessen, was ihrem Herzen lieb und heilig war.

„Vater, das kann ich nicht!“ und zum erstenmal zeigte das sonst so stille gelassene Mädchen eine leidenschaftliche Erregung. „Ich liebe Siegbert tief und innig und nichts auf der Welt vermag dies Gefühl mehr zu erschüttern.“

Bei den ersten Worten Concordia's drehte sich der Professor noch einmal um; er bemerkte, wie sie hoch aufgerichtet, mit leuchtenden Augen dastand. Sie hatte jetzt doch etwas von der krankhaften Schwärmerei der Mutter, die ihm so verhaßt war, während ihm stets ihre Ruhe und Vernunft wohlgethan, und ganz erschrocken über diese Wandlung, starrte er, keines Wortes fähig, auf die Tochter.

„Ja, ich liebe ihn,“ fuhr Concordia mit noch größerer

Erregtheit fort, „und Du kannst nicht grausam genug sein, unserem Herzensbunde entgegenzutreten."

Bei Weidmann brauchte es immer eine gewisse Zeit, ehe sein Herz davon Nachricht erhielt, was sein Kopf aufgenommen, und umgekehrt. Erst jetzt spiegelte sich auf seinem Gesichte die Erbitterung wider, die er empfand.

Noch einmal suchte er seine Aufregung niederzukämpfen, er wollte in Vernunft sein armes Kind von ihrer Verblendung zurückreißen.

„Concordia, bedenke, daß Du die Tochter eines Mannes bist, der auf seine christlich-germanische Abstammung stolz und ehrlich genug gewesen ist, aus seinem Judenhaß niemals ein Hehl zu machen," begann er mit gedämpfter Stimme, durch die seine innere Erregung dennoch hindurchklang: „Du bist mein einziges Kind, ich habe Niemanden auf der Welt als Dich, Du wirst mir nicht die Kränkung machen und das Weib eines Juden werden, es hieße meiner ganzen Vergangenheit ins Gesicht schlagen."

Er hatte sich seiner Tochter wieder genähert und seine großen hervorstehenden Augen ruhten mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit auf ihr, wie er ihn selten oder nie gezeigt hatte.

Auf Concordia machte gerade diese weiche Stimmung des Vaters einen tiefen Eindruck und es bedurfte all ihrer Festigkeit, um auch seinen Bitten zu widerstehen.

Er liebte sie also doch trotz seiner philosophischen Kälte und Abgeschlossenheit — sie war die Einzige auf Erden, für die sein Herz noch eine wärmere Regung empfand,

nun mußte sie ihm trotzdem entgegentreten und all seine Wünsche und Hoffnungen zertrümmern. . .

Es wollte ihr die Brust zusammenschnüren, ein unendliches Leid durchzuckte ihr Inneres, und doch konnte sie nicht anders, die Liebe zu Siegbert war allmächtig, sie allein beherrschte ihre Seele. Nach einem tiefen Athemzuge begann sie mit leiser Stimme: „Kannst Du Siegbert wirklich nichts Anderes vorwerfen, als daß er ein Jude ist?“ Als der Professor ihr sogleich heftig ins Wort fallen wollte, erhob sie bittend die Arme: „Höre mich ruhig an, lieber Vater, vielleicht gelingt es mir, Dein Herz zu bewegen.“

Trotzdem dieser nur finster das Haupt schüttelte, fuhr sie jetzt mit einer Ruhe fort, die den Professor hätte von der Tiefe ihrer Empfindung überzeugen müssen:

„Ich habe Siegbert schon in der Schule verehrt und zu ihm aufgeschaut wie zu einem uns Allen weit überlegenen Geiste. Ja, daß er ein Jude war, erhöhte noch meine Bewunderung, er stammte aus jenem Volke, dem jahrhundertelang schweres Unrecht widerfahren und das selbst noch in unserer Zeit mit manchen Vorurtheilen zu kämpfen hat. Sie schwärmten Alle für ihn, und was ich niemals zu hoffen gewagt, ich war die Glückliche, der er sich in tiefer inniger Liebe zuneigte, die sein Herz gewonnen. O wüßtest Du, wie namenlos glücklich ich dadurch geworden, wie meine ganze Seele ihm gehört, Du würdest nicht hart genug sein, uns länger entgegenzutreten.“

Sie hatte zuerst mit steigender Erregung gesprochen,

ihre Augen leuchteten und sie mußte unwillkürlich die Hand auf die Brust legen, die zu zerspringen drohte.

Wieder trat der Gegensatz, in dem sich das wunderliche Ehepaar befand, scharf und schneidend hervor.

Die Frau Professorin war voll Bewunderung über das Auftreten ihrer Tochter; sie hatte ihr diese Ruhe und Sicherheit niemals zugetraut. O, wenn der arme Wingold mit solcher Energie dem eigensinnigen Manne Widerstand geleistet, dann wäre Alles anders gekommen. Sie war mehrmals versucht, der kühnen, ganz verwandelten Cor ein Bravo zuzurufen, aber sie schwieg, weil sie schon das aufsteigende Gewitter auf der Stirn ihres Gatten sah und ihn nicht noch mehr reizen wollte.

Der Professor dagegen war wirklich der Aufforderung seiner Tochter nachgekommen und hatte ihr, ohne sie weiter zu unterbrechen, aufmerksam zugehört. Und je mehr Concordia sprach, je mehr wuchs sein Staunen, seine Entrüstung. War das noch sein weiches, fügsames Kind, das furchtsam und schüchtern jedem seiner Wünsche bereitwilligst nachgekommen?

Er kannte es nicht wieder.

Als sie endlich fertig war, begann er im kühlen verweisenden Tone, hinter dem sich nur noch mit Mühe seine gewaltige Aufregung barg: „Ich will Dir diese jugendliche Verirrung verzeihen, aber ich hoffe, Du wirst sie aufgeben, ja ich muß es von Dir fordern."

„Nie, nie!" rief Concordia und legte zur Betheuerung die Hand auf die Brust. „Ihm allein gehört für ewig mein Herz und nichts auf Erden kann uns trennen."

„Und Du willst wirklich die Frau dieses Juden werden?“ fragte der Vater und richtete seine hervorstehenden Augen mit noch mehr Erstaunen wie Entrüstung auf seine Tochter.

„Ich kenne kein höheres Glück. Wol ist Siegbert's Liebe so groß und tief, daß er um ihretwillen selbst seinen Glauben aufgeben würde, aber ich werde nimmermehr dies Opfer von ihm fordern.“

Dem Professor wirbelte der Kopf; diese Erklärung überstieg Alles, was er für möglich gehalten hatte. Concordia verzichtete sogar auf einen Religionswechsel des Geliebten. Wollte ihn denn dies verblendete Mädchen mit aller Gewalt wahnsinnig machen?! Wie immer kehrte sich sein Zorn zuerst gegen Diejenige, die nach seiner unerschütterlichen Ueberzeugung die Quelle all dieser heillosen Verwirrung war.

Mit bleichem wuthverzerrten Antlitz wendete er sich zu seiner Frau: „Wem anders als Dir habe ich diesen neuen harten Schlag zu verdanken? Deine hirnverbrannten Ansichten haben mir selbst meine arme Concordia verführt.“

Die Professorin legte jetzt den Roman beiseite, den sie noch immer in der Hand hielt, obwol sie nicht mehr darin gelesen; sie richtete sich ein wenig in die Höhe und mit ihrem gewohnten überlegenen Lächeln entgegnete sie:

„Es ist Deine eigene Schuld, daß Du Dich von veralteten, längst überwundenen Anschauungen nicht losreißen kannst, die eigentlich Deiner unwürdig sind.“

Eine Frau, die mit solcher Keckheit ihm entgegen-

treten konnte, verdiente keine Antwort; er warf ihr nur aus seinen grauen kalten Augen noch einen vorwurfsvollen Blick zu, dann drehte er ihr den Rücken.

„Concordia," begann er, und seine Stimme nahm einen ungewöhnlich weichen Klang an, „ich weiß, Du bist unschuldig an dieser unsinnigen Schwärmerei. Die Frau da drüben" — und er wies mit einer geringschätzigen Handbewegung auf seine Gattin — „hat Dich vom rechten Wege abgelenkt; aber Du bist mein gutes verständiges Kind, Du wirst Vernunft annehmen und es nicht zum Aeußersten treiben. Du kennst meinen eisernen Willen, ich müßte auch Dich von meinem Herzen losreißen, wenn Du verblendet genug auf Deinem Kopf bestehen wolltest."

„Vater, fordere Alles von mir, nur nicht, daß ich Siegbert aufgeben soll!" rief Concordia mit thränenerstickter Stimme. „Uebe Barmherzigkeit, zerfleische nicht meine Brust mit diesen furchtbaren Qualen, ich kann nicht anders."

Sie wollte in höchster Verzweiflung vor ihm niedersinken, er trat ängstlich einen Schritt zurück. Seine Geduld war ohnehin völlig erschöpft und gerade ihre Bewegung steigerte seinen Zorn. So hatte sie also doch, deren Ruhe und Verständigkeit ihm stets wohlgethan, schauspielerische Neigungen von seiner Gattin geerbt, die jetzt zur Erscheinung kamen.

Diese Entdeckung erregte seinen Abscheu und im tiefsten Ingrimm stieß er hervor: „Du bist nicht mehr mein Kind, wenn Du noch länger solch hirnverbranntes Zeug zu schwatzen wagst."

„Sei nicht grausam, Vater, Du warst ja stets lieb und gut zu mir!“ bat sie inbrünstig und umfaßte jetzt wirklich seine Knie. „Gönne mir dies höchste Glück und Du sollst an uns die liebevollsten Kinder haben. Ueberwinde Dein Vorurtheil und gib uns Deinen Segen, denn mich und Siegbert kann doch nichts trennen als der Tod.“

Er stieß sie unsanft zurück.

„Dann fort aus meinem Hause, ich will ein solches Geschöpf nie wiedersehen!“ rief er in größter Erbitterung; sein ohnehin hartes Gesicht schien dabei wie versteint und ohne nur auf die halb ohnmächtig zusammenbrechende Tochter einen Blick zu werfen verließ er das Zimmer.

Jetzt erst erhob sich die Professorin vom Sopha, beugte sich zärtlich über ihr Kind und flüsterte ihr die tröstlichsten und beruhigendsten Dinge zu. Sie solle den Conflict nicht so tragisch nehmen, denn der Vater werde nicht sein zweites und letztes Kind dem Moloch Vorurtheil zum Opfer bringen.

Zum erstenmal trat Concordia gegenüber die Künstlerin in den Hintergrund und es war die zärtliche Mutter, die sich mit ihrer Tochter beschäftigte.

Wol fühlte das junge Mädchen das Wohlthuende dieser zärtlichen Bemühungen, aber sie wußte doch, daß der Bruch mit ihrem Vater unheilbar geworden.

Gerade über ihnen lag die Studirstube des Vaters, Concordia hörte noch lange seinen festen ruhigen Tritt, so fest und ruhig schritt er über Alles hinweg, selbst über das Herz seines Kindes, wenn es gewagt, seinem eisernen

Willen sich entgegenzustemmen; sie wußte es und ihre Brust durchzuckte ein namenloses Wehe.

Wol ging der Professor wie gewöhnlich mit langen ruhigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab, doch so starr und ruhig, wie Concordia dachte, sah es nicht in seinem Herzen aus. Erst als er allein war, trat ihm das eben Erlebte in voller vernichtender Klarheit vor die Seele.

Es hatte ihn damals empfindlich berührt, als er seinen Sohn verloren, aber es war doch nur sein Ehrgeiz gewesen, der dadurch aufs Tiefste verletzt worden. Sein Sohn sollte sich seines Namens würdig machen, eine glänzende Laufbahn verfolgen; das war sein Wunsch gewesen, den Wingold durch seine Jagd nach unerreichbaren Idealen vernichtet. Dieser neue Schlag jedoch traf sein Herz. Er hatte stets gemeint, in Concordia sein Ebenbild zu finden, sie besaß sein ruhiges leidenschaftsloses Temperament, seinen klaren Verstand, und weil er sich von Charakteren wie seine Gattin und Wingold abgestoßen fühlte, hatte es ihn stets zu seiner Tochter hingezogen, die ihm sein zweites Ich zu zeigen schien. Wol war er äußerlich auch gegen Concordia kühl und zurückhaltend gewesen, aber umso tiefer und wärmer hatte er eine große Zärtlichkeit für sie in seiner sonst so starren Brust verwahrt. — Nun war auch sie ihm verloren gegangen, und wie er sich immerhin mit philosophischer Kälte zu wappnen suchte, dieser Gedanke zerrte doch gewaltig an seinem Herzen und erpreßte ihm die ersten Thränen. Vergeblich bemühte er sich, jede weichere Regung niederzukämpfen,

je hartnäckiger er es versuchte, je heftiger durchzuckte ein nie gekannter Schmerz seine Brust. Er mußte die Wanderung durch sein Zimmer einstellen, warf sich in seinen alten Ledersessel, nahm ein Buch zur Hand und wollte sich durch das Studium eines alten Classikers zur Ruhe bringen, aber die Buchstaben tanzten vor seinen feuchten Augen, er mußte das Werk wieder aus der Hand legen, stützte den heißen Kopf in seine Rechte und jetzt flossen seine Thränen unaufhaltsam.

XXXI.

Der Zug einer der in die Hauptstadt mündenden Eisenbahnen war eben angekommen und hatte eine Menge Reisende mitgebracht. Man befand sich bereits mitten in der Reisesaison, und wie ungeheuer auch die Zahl Derjenigen war, die hinausflüchteten, um der jetzt unerträglich werdenden Hauptstadt den Rücken zu kehren, ebenso viel Gäste strömten aus der Provinz und weiter Ferne herbei, die von den Genüssen angelockt wurden, welche eine große Stadt den Fremden stets zu bieten vermag.

Es war ein stürmisches Kommen und Gehen.

In der weiten Bahnhofshalle herrschte das bunteste Leben und bei dem unsicheren Schein der Gaslaternen erhielt Alles eine eigenthümliche Färbung.

Jetzt drängten sich die Meisten zur Gepäckausgabe und es entstand dort ein fürchterliches Gewühl und hastiges

Hin- und Widerrennen. Die Gepäckträger vermochten beim größten Eifer die ungeduldigen Wünsche der heranstürmenden Reisenden nicht zu befriedigen. Alles schrie laut und heftig durcheinander. Ein junger, kräftig gebauter Mann stand mit verschränkten Armen da und blickte anfangs mit rechtem Behagen in das tolle Treiben. Er hatte nur ein einzigesmal versucht, eines der wie verzweifelt hin- und herfahrenden Packträger habhaft zu werden, und als ihm dies nicht gelang, steckte er ruhig seinen Gepäckschein wieder in die Tasche.

Endlich wurde ihm das Schauspiel langweilig, immer neue Ankömmlinge stürmten herbei und das Drängen und Rufen wurde immer leidenschaftlicher. Der junge Mann zog sich in das Restaurationslocal zurück, um sich irgend eine Erquickung zu verschaffen.

Er mußte eine weite Reise gemacht haben, das verrieth schon sein Anzug und eine gewisse Abspannung in seinem ausdrucksvollen Gesichte. Sicher kam er aus einem wärmeren Lande, denn trotzdem draußen bereits eine warme Juniluft wehte, zog er doch den weiten Mantel fester um die kräftigen Schultern, als er jetzt in dem freilich sehr zugigen Corridor dahinschritt.

Manches Mädchen warf einen bewundernden Blick auf die stattliche interessante Erscheinung, die so viel weltmännische Sicherheit und eine vornehme Haltung zeigte, die zu imponiren verstand.

Kaum war er an das Buffet herangetreten und hatte sich ein Glas Glühwein bestellt, da fiel sein scharfes Auge auf ein Paar, das eben in den Saal trat.

Der alte wohlbeleibte Herr hatte den jungen Mann ebenfalls erkannt; er wollte schon auf ihn zugehen und ihn begrüßen, aber ein sanfter verständnißvoller Anstoß seiner Frau gab seinem Blick eine andere Richtung und das Paar steuerte dicht an ihm vorüber, um wieder im Wartesaal erster Classe zu verschwinden. Das Kleid der schönen Frau hatte ihn beinahe gestreift, und doch war sie mit der Sicherheit einer in solcher Kunst geübten Dame der vornehmen Welt an ihm vorübergerauscht, ohne ihn nur zu bemerken. Trotzdem der junge Mann sie nur flüchtig zu beobachten vermocht, war seinem klugen durchdringenden Auge nicht ein Zug ihres Antlitzes entgangen.

„Die arme Frau!“ dachte er nicht ohne Theilnahme, und das Mitleid siegte über die Empfindlichkeit, die er anfangs über ihr Benehmen gespürt. „Wie hat sie sich verändert! Welch bitteres Lächeln spielt jetzt um ihre Lippen. Sie hat es aufgegeben, noch Jemanden zu lieben; ich glaube, sie will jetzt nur herrschen, ein furchtbarer Hochmuth lauert in ihren Augen.“

Aus seinem Nachdenken wurde er durch die Kellnerin aufgescheucht, die ihm den bestellten Glühwein brachte. Er schlürfte mit Behagen den heißen Trank und der unangenehme Eindruck, den er eben empfangen, war rasch damit verwischt. Ein überlegenes Lächeln spielte wieder um seinen Mund.

„Es ist immer seltsam, bei seiner Rückkehr ins Vaterland einer jetzt grollenden Anbeterin zu begegnen und ich sollte es als böses Omen ansehen. Doch es ist ja meine Schuld, daß mir diese Sonne nicht mehr scheint,“ tröstete

er sich rasch, trank sein Glas aus und eilte in die endlich leerer gewordene Gepäckkammer zurück.

Rainer bekam jetzt rasch seinen Koffer; bald saß er in einer Droschke und das Wogen und Treiben der Hauptstadt nahm ihn auf; trotzdem er aus Italien kam, weckte es wie immer sein lebhaftestes Interesse und das kleine Ereigniß war vergessen.

Wie der Maler auch an dem ewigen Rom seine Seele verloren hatte, er war doch ein echter Sohn seiner Zeit und seiner Vaterstadt, und die norddeutsche Residenz übte auf ihn ihre alte Anziehungskraft und selbst ihre höchst unangenehmen Seiten traten ihm niemals so schroff entgegen wie jedem Fremden. Obgleich er noch vor wenigen Tagen auf classischem Boden geweilt, blickte er mit lebhaftester Theilnahme in das Gewühl der echt modernen Stadt, und der scharfe Gegensatz war ihm weniger empfindlich als es Manchem in ähnlicher Lage gewesen wäre. Deßhalb hatte auch Rainer ohne allzu schmerzliches Bedauern Rom verlassen, als er plötzlich die telegraphische Depesche erhielt, sein Vater sei bedenklich erkrankt, der Arzt fürchte eine baldige Auflösung, und wenn er den Todtkranken noch einmal sehen wolle, möge er schleunigst aufbrechen.

Trotz der Verschiedenheit ihrer Charaktere und Ansichten hing der Maler mit großer Zärtlichkeit an seinem Vater, wenn es auch nicht in seinem Wesen lag, sie beständig an den Tag zu legen. Daher machte er sich rasch entschlossen sogleich reisefertig. Rom wurde ohnehin mit dem nahenden Sommer unerträglich, und ob er sich in

einen kühlen Winkel der Apenninen oder bald nach Norddeutschland flüchtete, war für ihn ziemlich gleichbedeutend. Sein kräftiger Körper trotzte mit Leichtigkeit den Anstrengungen einer langen Fahrt; bei der Billigkeit unseres heutigen Eisenbahnreisens wollte der Geldpunkt auch nicht viel bedeuten und er sehnte sich zugleich, seine alten Freunde wiederzusehen. Wärmer als ers selbst für möglich gehalten hätte, war das Andenken an Leonie in ihm lebendig geblieben. Er konnte kein Kunstwerk bewundern, ohne an sie zu denken. Wie würden ihre schönen dunklen Augen dabei gefunkelt, wie würde sie in edler Begeisterung aufgejauchzt haben, wenn sie hätte an seiner Seite all die Herrlichkeiten genießen können! — Ja, Siegbert hatte Recht — seine Schwester war die geeignetste Frau für einen Künstler, und seitdem er dies wußte, fühlte er sich selbst mitten in Rom vereinsamt. Er war so lange seinen Weg allein gegangen und hatte bisher nichts entbehrt, nichts vermißt; aber er spürte selbst, daß es ihm schwerer würde, mit dieser lähmenden Herzensöde sein Ziel weiter zu verfolgen, daß er Jemanden brauchte, der in liebender Hingabe an sein Talent glaubte und keine andere Aufgabe kannte, als die zuweilen im Absterben begriffene Flamme der Kunstbegeisterung von Neuem zu schüren und ihm als fördernder, belebender Genius getreu zur Seite zu stehen. Er hatte freilich trotz seines Versprechens während des ganzen Winters zu einem Briefe nicht Zeit und Stimmung gefunden, wie Siegbert vorausgesagt, und als er sich endlich dazu aufraffen gewollt, erhielt er die Depesche, und er brachte sich ja nun selbst anstatt eines Briefes.

Vielleicht begegnete ihm auch Leonie — zur Strafe für sein langes Schweigen mit solcher Kälte wie heute die Baronin — doch nein, das hatte er nicht zu fürchten, in dem Herzen des jungen Mädchens lebte ein tieferes, heiligeres Gefühl, das nur mit ihrem Leben erlosch.

Rainer mochte nicht während der Krankheit des Vaters die Gastfreundschaft seiner Stiefmutter in Anspruch nehmen; er suchte deßhalb ein in der Nähe befindliches Hotel auf und dann erst fuhr er zur Wohnung seines Vaters. Es war bereits in der zehnten Stunde, als er dort ankam, und hastig verließ er die Droschke, um noch zur rechten Zeit Einlaß zu finden.

Als er eben die Hausthür öffnen wollte, trat Jemand hinaus und eilte rasch an ihm vorüber.

Trotzdem der Fremde den Hut tief in die Stirne gedrückt hatte und ebenfalls in einen Mantel gehüllt war, glaubte doch der Maler ihn zu erkennen.

„Baron, sind Sie es wirklich?“ redete er ihn an.

Aber der Andere gab ihm keine Antwort, sondern stürzte so rasch wie möglich hinweg.

„Hm, hätte ich doch wetten wollen, daß es Berghof war, aber was sollte der so spät bei meinem Vater? Es war seine Gestalt, seine Haltung, sein blasses Gesicht, und dennoch muß ich mich geirrt haben.“

Ueber diese wunderliche Aehnlichkeit des Fremden mit dem Baron nachdenkend, stieg er langsam die Treppe hinauf und zog leise an der Klingel, um durch das späte Geräusch nicht etwa den Kranken zu stören oder zu erschrecken. Erst nach einer Weile öffnete das Dienstmädchen

und blickte in sprachloser Verwunderung auf den Ankömmling.

„Was macht mein Vater?“ fragte dieser mit gedämpfter Stimme.

„Der Herr Abgeordnete ist ausgegangen,“ war die Antwort, und dabei starrte das Mädchen noch immer den Maler an, als erblicke es einen Geist.

Rainer beachtete ihre Bestürzung nicht oder legte sie ganz anders aus.

„So ist mein Vater schon gestorben? Reden Sie doch, Auguste. Sagen Sie mir Alles!“ drängte er in höchster Aufregung, denn er glaubte, daß die treue Dienerin ihm die bittere Wahrheit nur vorenthalten wolle.

„Gott bewahre,“ rief das Mädchen erschrocken, „wo denken Sie hin? Er ist wirklich ausgegangen und wir erwarten ihn jeden Augenblick; aber soll ich Sie nicht bei der gnädigen Frau anmelden, Herr Haindorf? Sie wird sich gewiß freuen, daß Sie glücklich zurückgekommen.“

Auguste hatte plötzlich die Sprache wiedergewonnen und zeigte jetzt all die Zungenfertigkeit, die einem Dienstmädchen der norddeutschen Hauptstadt eigenthümlich ist.

Rainer wußte noch nicht, was er von der Sache denken sollte. Man hatte ihm telegraphirt, daß die Tage des Vaters gezählt seien, ihn bis aus Rom hiehergesprengt und jetzt war der Abgeordnete schon so weit hergestellt, daß er ausgehen konnte. Hier lag etwas Anderes zu Grunde. Dem Mädchen durfte er doch nicht sein Befremden und seinen Unwillen verrathen, er fragte daher nur:

„War mein Vater in der letzten Zeit gar nicht krank?"

„Gewiß, und sehr. Wir Alle waren recht in Angst, besonders Fräulein Alice; aber der Herr Abgeordnete haben eine sehr starke Constitution und heute sind sie schon wieder ausgegangen."

„Dann melden Sie mich bei meiner Stiefmutter," sagte der Maler nachdenklich, der wenigstens über die völlig dunkle Geschichte Aufklärung haben wollte.

Das Mädchen kam bald zurück.

„Frau Haindorf läßt bitten; sie ist im rothen Zimmer," setzte es zurechtweisend hinzu.

Rainer schritt langsam der bezeichneten Stube zu. Wenn es ihn nicht gedrängt hätte, den näheren Zusammenhang zu erfahren, warum man ihm so übereilt eine solche Depesche zugeschickt, würde er eine sofortige Begegnung mit seiner Stiefmutter vermieden haben. Er fand sie allein; sie saß auf einem Divan, erhob sich bei seinem Eintritt und wollte ihm entgegengehen, aber die Füße schienen ihr den Dienst zu versagen, sie sank wie erschöpft zurück und streckte ihm zum Willkommen nur die Hand entgegen.

Kaum vermochte sie die zitternden Lippen zu einem Gegengruße zu öffnen.

Frau Haindorf zeigte eine seltsame Aufregung, die an Verstörung grenzte. Ihre Wangen waren purpurn gefärbt, auf ihrer Stirn standen einzelne Schweißtropfen und ihr Busen wogte unruhig auf und nieder.

Rainer gewahrte augenblicklich ihre Gemüthsverfassung, die vielleicht eine Folge der überstandenen Angst

und der Sorge um den Gemal war, den sein rastloser Thätigkeitsdrang gewiß zu früh aus dem Krankenzimmer getrieben.

„Ich glaubte, mein Vater läge im Sterben; das zwang mich aus Rom aufzubrechen, und nun sehe ich zu meinem Erstaunen, daß es mit seiner Krankheit nicht viel auf sich hat," begann der Maler, als er bemerkte, daß seine Stiefmutter noch immer ihre Aufregung nicht bemeistern konnte.

„Ja, Gott sei Dank, er ist wieder wohl," preßte sie mühsam hervor.

Dann aber begann es in ihren halb erstorbenen Augen aufzuleuchten, ein Lächeln stahl sich über ihr Antlitz und sie setzte rasch hinzu: „Aber wie freue ich mich, Sie so unerwartet wiederzusehen!"

„Unerwartet?" wiederholte Rainer gedehnt und seine Ueberraschung stieg. „Ich erhielt vor einigen Tagen die Depesche, daß mein Vater schwer erkrankt und glücklich sein würde, mich vor seinem Ende noch einmal wiederzusehen. Deßhalb allein brach ich plötzlich von Rom auf und reiste Tag und Nacht, um ihn noch am Leben anzutreffen, und nun höre ich zu meinem Befremden, daß seine Krankheit nicht von Bedeutung sein konnte. Wenn ich auch darüber glücklich bin, so ist es mir doch unangenehm, daß man mich aus solchen Gründen aus Italien herausgelockt."

Jedenfalls hatte er der übertriebenen Aengstlichkeit seiner Stiefmutter diesen Streich zu verdanken, daher klang für sie aus seinen Worten ein Vorwurf heraus,

und um ihn noch deutlicher zu machen, ruhten seine Augen beinahe grollend auf der stattlichen Frau.

Sie hätte vielleicht seine Anklage ruhig hingenommen, seinen vorwurfsvollen Blick vermochte sie nicht zu ertragen und sie raffte sich gewaltsam zu einer Entgegnung auf: „Mir ist es völlig unbekannt, aber Alice war so ängstlich; sie sprach davon, daß man Ihnen telegraphiren müsse, ich war dagegen, weil ich nicht wünschte, daß Sie beunruhigt würden, und ich fürchte, sie hat es trotzdem auf eigene Hand gethan.“

„Hm, das ist doch stark und dafür weiß ich ihr wahrhaftig wenig Dank,“ entgegnete Rainer und nagte unmuthig an seiner Unterlippe.

So hatte ihn seine Ahnung nicht betrogen, daß ihm von diesem überspannten heiratslustigen Frauenzimmer noch einmal etwas recht Unangenehmes kommen werde. Gewiß hatte sie ihm nur diesen häßlichen Streich gespielt, um wieder ihre alten Künste zu üben und ihn doch endlich ins Netz zu locken.

Er wanderte aufgeregt mehrmals im Zimmer auf und ab. Plötzlich gewahrte er seine Unart, und sich wieder zu seiner Stiefmutter wendend, sagte er rasch:

„Verzeihen Sie, aber es ist mir unmöglich, meinen gerechten Mißmuth völlig zu unterdrücken. Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich für Ihr Fräulein Schwester niemals große Sympathien empfunden, doch jetzt hat sie es ganz mit mir verdorben.“

Zu jeder anderen Zeit würde Frau Haindorf über dies Bekenntniß glücklich gewesen sein, heute schien ihre

Seele von vielen anderen Empfindungen erschüttert, denn sie sagte nur entschuldigend:

„Alice hat es gewiß nicht böse gemeint, sie hielt die Krankheit meines Mannes für gefährlicher und vielleicht war sie es auch; ich hoffe, Sie werden ihr verzeihen.“ Sie streckte ihm die Hand entgegen, und als er sie berührte, fühlte er, daß sie fieberhaft brannte.

Was war mit der guten Frau vorgegangen? Sie, die wie fast alle wohlbeleibten Personen zu einer ruhigen Lebensauffassung neigte, war wie verwandelt und legte eine Aufregung und Zerstreutheit an den Tag, die ihn befremdete.

Die zweite Frau seines Vaters hatte ihm stets eine wahrhaft mütterliche Freundschaft gezeigt und Rainer war nicht undankbar genug, um dies als etwas Selbstverständliches hinzunehmen. Er hatte dafür stets an den kleinen häuslichen Sorgen seiner Stiefmutter lebhaften Antheil genommen, deßhalb zog er jetzt einen Stuhl herbei und fragte nicht ohne Wärme:

„Was ist Ihnen, meine gute Mama? Gewiß haben Sie sich bei der Pflege des Vaters zu sehr angestrengt und sind darüber selbst krank geworden, denn Ihre Hand glüht und Ihr Gesicht ist fieberhaft geröthet.“

„Nein, nein, mir ist nichts,“ stammelte sie verlegen und schlug die Augen nieder, als könne sie seinen forschenden Blick nicht ertragen.

Als er besorgt noch weiter in sie drang und von der Consultation eines Arztes sprach, antwortete sie nicht, sondern brach nur in krampfhaftes Schluchzen aus und

wühlte ihr feuchtes Antlitz in den weichen Pfühl de
Divans.

Rainer war ganz bestürzt über dies leidenschaftlich
Benehmen der sonst so gelassenen Frau. Wahrscheinlic
hatte sie mit ihrem Mann irgend ein kleines Zerwürfni
gehabt und sich dies so sehr zu Herzen genommen. E
suchte sie zu beschwichtigen, und von dieser Vermuthun
ausgehend, tröstete er sie, daß sein Vater vielleicht durc
irgend einen Verlust einmal in üble Laune gerathen se
aber er werde gewiß sein Versehen wieder gut machen
denn sie wisse ja, wie wahrhaft und zärtlich er für sein
Juliette schwärme.

Anstatt davon ruhiger zu werden, übten seine Trost
worte auf Frau Haindorf die entgegengesetzte Wirkung
Sie erhob das thränenfeuchte schmerzentstellte Antlitz vo
Pfühl, rang verzweifelnd die Hände und jammerte:

„O ich Elende, ich bin namenlos unglücklich!"

Rainer verlor darüber völlig die Fassung.

„Hat denn ein tückischer Kobold während meine
Abwesenheit Alles umgestaltet? Die Vaterstadt begrüß
mich wirklich recht unangenehm." Er mußte an das Zu
sammentreffen mit der Baronin denken und dabei fiel ih
der Neffe ein.

„Alles erscheint mir fremd und geheimnißvoll," fu
er lebhaft fort. „War es mir doch vorhin, als ob i
in der Hausthür mit Baron Berghof zusammengetroffe
und doch muß es ein Irrthum sein."

Bei diesen Worten sprang sie entsetzt vom Div

auf, sank vor ihm in die Knie und rief in höchster Verzweiflung:

„Barmherzigkeit! Retten Sie mich vor ihm, dem Nichtswürdigen, sonst bin ich ganz verloren.“

Rainer wußte nicht, was er von diesem neuen unerwarteten Auftritt denken solle und gerieth darüber in keine geringe Verlegenheit. Er beugte sich beinahe erschrocken über sie hinweg, wollte sie aufrichten, ihr einige tröstende Worte sagen, da ging die Thüre auf und eine unangenehme, häßlich flüsternde Stimme ließ sich vernehmen:

„Ah, lieber Cousin, ich freue mich, Sie endlich wiederzusehen.“

Es war Alice.

Sie gab sich den Anschein, als bemerke sie die Stellung ihrer Schwester gar nicht, die entsetzt emporschnellte und in die Kissen ihres Divans zurücksank.

Alice streckte bei ihrer zärtlichen Anrede ihre mageren Arme schmachtend nach Rainer aus, der kühl und vornehm ihr seine Rechte überließ und sogleich vorwurfsvoll erwiderte: „Sie waren also so gütig, mich mit einer ganz unbegründeten Alarmnachricht zu erschrecken und mich aus meinem theuren Italien zurückzutreiben; ich muß Ihnen gestehen, daß ich Ihnen für diesen Liebesdienst wenig dankbar bin.“

Die großen blauen Augen des Malers blitzten vernichtend auf die kleine gebrechliche Gestalt herab, die davon förmlich zusammenknickte. In ihrem blassen schmalen Gesichte zuckte es häßlich auf, sie warf einen Blick des tief-

sten Hasses auf ihre Schwester und wendete sich dann so freundlich wie zuvor gegen Rainer: „Ich rief Sie herbei, nicht weil Ihr Herr Vater sehr krank war, sondern weil ihm auch eine große Gefahr drohte.“

Während sie sprach, waren ihre Augen unverwandt auf ihre Schwester gerichtet, die unter ihren Blicken fürchterlich zu leiden schien, denn eine namenlose Angst und Unruhe prägte sich auf ihrem Antlitz aus; sie drückte sich völlig eingeschüchtert in die Ecke des Divans und starrte wie geistesabwesend auf ihre Peinigerin. Bei den letzten Worten der Schwester wollte sie die Lippen öffnen, Alice um Gnade bitten, aber nur ein dumpfer Laut kam aus ihrer Kehle und sie rang in höchster Verzweiflung die Hände. Wol hatte sie selbst wenige Secunden vorher ihrem Stiefsohne ein Bekenntniß ablegen wollen, und wie schwer es ihr auch gefallen wäre, vielleicht hätte sie es vermocht; doch jetzt, wo es über die Lippen der Schwester zu schlüpfen drohte, fühlte sie sich davon vernichtet.

Dem Maler war die Unruhe seiner Stiefmutter entgangen, er entgegnete verdrießlich: „Liebe Alice, das viele Romanlesen gibt Ihrer ohnehin erhitzten Phantasie eine bedenkliche Richtung. Sie sehen überall Tod und Gefahren, und glauben Sie mir nur, mein Vater ist Mann genug, sich selbst zu schützen.“

Sie gewahrte seinen Unmuth; so bitter und sarkastisch hatte er noch nie mit ihr gesprochen und die Ahnung dämmerte in ihr auf, daß sich Rainer für immer von ihr abgewendet; umso schärfer wühlte sich ein unerbittlicher

Haß gegen die Schwester in ihre Brust. Sie machte einen ironischen Knix und sagte mit boshaftem Lächeln: „Und doch giebt es Gefahren, lieber Rainer, die selbst der kühnste Held nicht zu bekämpfen vermag.“

Rainer zuckte statt aller Antwort mit den Achseln und wendete sich wieder zu seiner Stiefmutter: „Da ich Papa gesund weiß, will ich nicht weiter stören und seine Rückkehr nicht erst abwarten, ich bin ohnehin von der langen Fahrt ermüdet.“

Frau Haindorf suchte sich so weit aufzuraffen, um ihrem Stiefsohn die Hand zu reichen und ihm Gute Nacht zu sagen. Während sie sonst gegen seine rasche Entfernung Einspruch erhoben hätte, ließ sie es heute gern geschehen, und Rainer war sehr froh darüber, denn er fühlte heute im Verkehr mit den beiden Frauen ein starkes Unbehagen. Er wollte auch Alice kurz und trocken Gute Nacht sagen, aber diese nestelte sich mit der ihr eigenen Zähigkeit an ihn und flötete sogleich im zärtlichsten Ton:

„Da der Wächter schon geschlossen hat, werde ich Sie hinunterbegleiten, um Ihnen die Hausthür zu öffnen.“

„Bemühen Sie sich nicht, Auguste ist ja noch da und verrichtet gern ihr Amt.“

„Gestatten Sie mir nur diese Gunst,“ entgegnete sie und verzog die dünnen Lippen zu einem süßen Lächeln. „Ich habe Ihnen ohnehin etwas Wichtiges mitzutheilen.“ Und wieder stahl sich dabei ein kalter Blick des Hasses aus ihren grauen Augen zu der Schwester, die davon wie von dem Biß einer giftigen Natter zusammenzuckte, und

um sie vollends zur Verzweiflung zu treiben, flüsterte sie ihr zu:

„Du hast nicht Wort gehalten und als ich kam, girrtest Du wie ein Täubchen um den armen Menschen, nun will ich Dich auch nicht länger schonen." Ohne ihre Antwort abzuwarten, eilte sie hinweg und dem Maler nach.

Frau Haindorf keuchte aus schwerer Brust „Alice!" hervor, suchte sie krampfhaft zurückzuhalten, doch die Schwester riß sich mit einem höhnischen Gelächter von ihr los und war im nächsten Augenblick verschwunden. Die arme Frau sank auf den Divan zurück und verharrte lange Zeit völlig regungslos. Dennoch durchwühlte ihre Seele der furchtbarste Sturm und sie horchte auf das leiseste Geräusch. Jetzt schloß sich die Corridorthür — sie mußten draußen auf dem Flur angekommen sein, und nun zählte sie in athemloser Spannung die Secunden.

Eine einzige Treppe! und noch immer ging nicht die Hausthüre.

Alice hatte also doch ihre Drohung wahr gemacht. O, wie viel ließ sich in diesen wenigen Minuten sagen! Alles, Alles! — Wie sie auch aufhorchte, noch immer ließ sich das Geräusch eines Zuschlagens der Thür nicht vernehmen. Das Blut jagte so heiß und stürmisch durch ihre Adern, wie sie es in ihrem Leben nie empfunden.

„Jetzt weiß er Alles!" wirbelte es durch ihr Hirn. „Und in welch gehässigen Farben wird sie mein Unglück geschildert haben! Und doch war sie es, die all dies Elend über mich gebracht. O, und diese Schlange ist meine Schwester!"

Endlich hörte sie das Schließen der Hausthür; ihr dünkte es, als sei darüber eine Ewigkeit verflossen. Wol ging jetzt die Corridorthür, aber Alice kam nicht mehr zurück, sie mußte gleich auf ihr Schlafzimmer gegangen sein, und hatte sie ihren Verrath ausgeübt oder nur eine leere Drohung ausgestoßen? Diese Unruhe war qualvoller als Alles, sie mußte sich Gewißheit verschaffen, und mit einer Hast, die man der sonst etwas schwerfälligen Frau nicht zugetraut haben würde, eilte sie an die Thür ihrer Schwester. Sie fand dieselbe verschlossen und trotz ihres Klopfens wurde sie nicht geöffnet.

„Alice, sage mir, ob Du wirklich so schlecht warst, mich zu verrathen. Und was habe ich denn Großes gethan, daß Du so tückisch bist? Ich habe Dir wol versprochen, daß ich die telegraphische Depesche auf mich nehmen wollte, aber Rainer sah mich mit seinen scharfen Augen so durchdringend an, da konnte ich nicht anders, ich mußte ihm die Wahrheit bekennen. Was hast Du ihm zugeflüstert und bist Du nicht an meinem Elend Schuld? Alice martere mich nicht länger! — O, so kann nimmermehr eine Schwester an der andern handeln! Nun erst erkenne ich Deine schwarze Seele. Sage mir nur dies eine Wort: Konntest Du Deine eigene Schwester in den Abgrund stoßen? Ah, Du antwortest mir nicht, Du willst, daß ich wahnsinnig werde. — Alice, Alice! ...“

Sie rüttelte verzweifelt an dem Thürschloß, doch drinnen blieb es still und mit einem letzten verzweifelten Aufschrei brach sie zusammen.

Der Abgeordnete Haindorf war sehr spät nach Hause gekommen und erfuhr erst am andern Morgen von dem Dienstmädchen die Rückkehr seines Sohnes.

„So hat es der gute Junge doch nicht allzu lange in Italien aushalten können! Ja, unsere Hauptstadt übt eine wunderbare Anziehungskraft," dachte er, und damit war die überraschende Nachricht vorläufig für ihn abgethan.

Zu viel andere, höchst wichtige Dinge nahmen seine Thätigkeit in Anspruch. Noch immer war der „entsetzliche Conflict" nicht gelöst und die alten Gegner, die sich nun schon so oft gemessen, standen in alter Hartnäckigkeit und feindlicher als je gegenüber. Wol hatte man nach dem dänischen Feldzug die heimkehrenden Truppen mit Jubel empfangen und die Reaction träumte bereits von einem „inneren Düppel", dennoch schienen die Siege in Schleswig an der Bevölkerung des großen norddeutschen Staates ziemlich spurlos vorübergegangen zu sein, denn der im nächsten Jahre neu zusammentretende Landtag führte doch wieder die alten parlamentarischen Kämpfer auf das Schlachtfeld und die Regierung wurde nach wie vor in heftigster Weise angegriffen. Das Abgeordnetenhaus blieb fest und unerschütterlich auf dem Standpunkte der Negation, bewilligte für den dänischen Krieg und für die Flotte keinen Heller und bestand darauf, daß die Militär-Organisation rückgängig gemacht werde. Ja, der Referent, dessen staatsrechtliche Auseinandersetzungen ebenso viel Wissen wie Geist bekundeten, schloß seine mehrstündige Rede mit den kühn herausfordernden Worten: „Der

Kriegsminister ist nicht nur ein politischer, er ist auch ein religiöser Mann, und deßhalb wird er mir glauben, daß die Reorganisation mit dem Kainszeichen des Eidbruchs an der Stirne keine dauernde Institution des Landes werden wird, wenn es eine göttliche Gerechtigkeit gibt." Mit zornflammendem Antlitz schleuderte der Angegriffene den Pfeil zurück: „Wenn der Referent sich erlaubt hat, gegen mich in einer parlamentarisch unerhörten Weise persönlich zu werden, so muß ich staunen, daß kein Ordnungsruf erfolgt ist. Aber ich muß bemerken, daß die Worte des Herrn Referenten das Zeichen der Ueberhebung und der Unverschämtheit an der Stirn tragen." Noch einmal wurde durch friedliche Erklärungen von beiden Seiten dieser persönliche Streit in Güte beigelegt und wenige Tage später prallten wieder ein Professor und ein Minister noch heftiger an einander. Der Minister-Präsident hatte der Commission den Vorwurf gemacht, daß sie kein Interesse für die Marine habe, und der Professor hierauf entgegnet, wenn er den Bericht gelesen habe, dann wisse er nicht, was er von seiner Wahrhaftigkeit halten solle und sarkastisch hinzugefügt: die Wahrheit ist, daß die Vorräthe im Staatsschatz abnehmen, daß die Mittel zur Fortsetzung der budgetlosen Verwaltung sich vermindern und daß man den Ausfall durch eine Anleihe ausfüllen will, um weiter am warmen Ofen sitzen zu können. Den Minister-Präsidenten hatte nach diesen Worten seine sonst so unerschütterliche Ruhe verlassen und zornflammend fragte er die Versammlung: „wohin es führen solle, wenn man Beleidigungen ausspreche, welche zwingen, persönliche Genug-

thuung zu fordern.“ Ein höhnisches Gelächter der Opposition war die einzige Antwort gewesen und der Professor hatte sein Wort nicht zurückgenommen.

Die Hauptstadt, ja das ganze Land nahm an diesem neuen aufregenden Vorfall den lebendigsten Antheil. Wird endlich eine Herausforderung erfolgen und wird sie der Professor annehmen? Das beschäftigte in diesem Augenblicke alle Gemüther. Noch war nichts Bestimmtes in die Oeffentlichkeit gedrungen, nur der wackere Abgeordnete wußte bereits, daß der Minister-Präsident in der That den Professor gefordert habe. Dies führte zu den lebhaftesten Erörterungen unter den Parteigenossen. Haindorf vertrat am entschiedensten die Ansicht, daß sein College den weit höheren Muth haben und mit den verjährten Vorurtheilen brechen müsse und deßhalb die Herausforderung unter keinen Umständen annehmen dürfe.

„Wenn selbst die Vertreter des Volkes ihr für die Freiheit des Vaterlandes ausgesprochenes Wort mit den Waffen in der Hand vertreten müssen, dann sinken wir vollends in die Zeiten des Mittelalters zurück,“ erklärte er bei Besprechung über das Für und Wider des angetragenen Duells.

Noch hatte sich der Professor selbst nicht entschieden und Haindorf war deßhalb in keiner geringen Spannung. Und wie viel andere Dinge nahmen ihn noch in Anspruch und versetzten ihn beständig in eine fieberhafte Unruhe. Trotz alles Anstürmens wollte das verhaßte Ministerium nicht weichen, es widerstand auch der gewaltigsten parla-

mentarischen Majorität. Vergeblich hatten er und einige seiner Collegen versucht, „Fractur zu sprechen“, wie man solch rückhaltlose Reden in einer früheren stürmischen Epoche genannt. Die Minister beharrten auf ihren Sitzen. Haindorf gerieth über diesen zähen Widerstand in die größte Aufregung. Seinem leidenschaftlichen Wesen hätte es entsprochen, wenn man es endlich mit extremen Maßregeln versucht hätte, um das Reactions-Ministerium aus dem Sattel zu heben, doch die große Mehrheit mochte davon nichts wissen. Er hatte noch gestern im Clublocale wieder bis tief nach Mitternacht mit einigen Collegen gesprochen und sie mit glänzender Beredtsamkeit überzeugt, daß es so nicht länger fortgehen könne und durchschneidende Anträge gestellt werden müßten. Nach langen heftigen Auseinandersetzungen und dem Vertilgen von zahllosen Seideln hatten ihm seine politischen Freunde begeistert zugestimmt, wobei es freilich zweifelhaft blieb, ob es die Macht seines Wortes oder das genossene Bier gewesen, das die aufstachelnde Wirkung geübt.

Haindorf grübelte über die eigentlichen Ursachen dieser Gesinnungsänderung nicht weiter nach, er war mit der Aufgabe zufrieden, die er gestern gelöst, und schlürfte heute mit rechtem Behagen seinen Kaffee. An jedem Morgen war dann seine erste Frage nach dem Befinden seiner Frau, die gewöhnlich erst weit später ihr Frühstück einnahm. Mochte der wackere Abgeordnete noch so spät nach Hause kommen, er war doch am andern Morgen sehr früh auf dem Platze und zeigte sich so frisch und munter wie immer. Es steckte eine unverwüstliche Lebenskraft in

dem Manne, die selbst von einem solch stürmischen Thätigkeitstriebe nicht völlig aufgebraucht werden konnte.

In seiner Zerstreutheit hatte er heute zum erstenmal die gewohnte Frage versäumt; erst jetzt, als Auguste das Kaffeegeschirr abräumte, fiel ihm Juliette ein und er wendete sich hastig zu dem Mädchen: „Was macht meine Frau?"

Kaum hatte er gehört, daß sie unwohl sei, da warf er rasch die Zeitung beiseite, in die er sich eben vertiefen gewollt, und eilte sofort in das Schlafzimmer seiner Gattin.

Er fand sie schon außerhalb des Bettes, wenn auch noch im leichten Morgenanzug. Sie saß auf einem Lehnstuhl, hatte die Hände im Schoß liegen und starrte wie gedankenlos vor sich hin. Selbst bei seinem Eintritt vermochte sie nicht wie sonst sich zu einem Lächeln aufzuraffen.

Haindorf erschrak.

Sie sah wirklich blaß und angegriffen aus und doch erschien sie ihm niemals schöner als in diesem Augenblick.

„Meine theure Juliette, was fehlt Dir?" fragte er besorgt und beugte sich zärtlich zu ihr herab.

Wie oft hatte Alice hinter dem Rücken ihres Schwagers über das „aufgedunsene Pathos" desselben gespottet und die Schwester hatte ihr heimlich Recht gegeben. Das kleine boshafte Geschöpf besaß überhaupt einen wahrhaft heimtückischen Spürsinn für die Lächerlichkeiten ihrer Umgebung und wußte sie mit grausamer Schärfe an's Licht

zu ziehen. Während der wackere Abgeordnete in der Welt und besonders in liberalen Kreisen die höchste Achtung genoß, war er für seine Schwägerin nur eine komische Person. Was Anderen tüchtig und bedeutend vorkam, erschien ihr lächerlich. Für Frau Haindorf war dieser pietätlose Charakter ihrer Schwester verhängnißvoll, denn sie hatte sich ebenfalls daran gewöhnt, das Auftreten ihres Mannes zu belächeln und sein rastloses Abmühen für das Wohl des Volkes höchst närrisch und thöricht zu finden.

„Er liebt Dich nicht, denn er liebt nur seine Popularität und behandelt Dich wie ein hübsches Spielzeug," hatte ihr Alice beständig einzureden gesucht, und wenn sie sein rastloses Abmühen nach Volksgunst sah, mußte sie wol selbst glauben, daß die scharfblickende Schwester mit ihren boshaften Bemerkungen Recht habe. Heute jedoch klang ihr aus seinen Worten ein tiefes wahres Gefühl, sie konnte an seiner hingebenden Liebe nicht zweifeln.

„Ich habe schlecht geschlafen und etwas Kopfschmerzen," sagte sie ausweichend und versuchte zu lächeln.

„Nein, nein, meine süße Juliette, Du bist ernstlich krank. Wie blaß und leidend Du aussiehst, Du kannst mich nicht täuschen, ich werde sogleich nach unserem Hausarzt schicken." Er strich mit der Hand über ihr Haar und blickte ihr dann voll zärtlicher Besorgniß in die Augen.

„Ah, wie sie ermattet sind! Du bist wirklich krank.

Ich weiche heute nicht von Deiner Seite und mag noch so viel auf meinen Schultern ruhen."

Zärtlich schlang er seinen Arm um ihren Nacken und drückte einen Kuß auf ihre heute „merkwürdig blassen" Lippen.

„Wie gut Du bist!" lispelte sie mit seltsam bewegter Stimme und wagte die Augen nicht zu ihm aufzuschlagen. „Aber Du kannst ganz ruhig sein, mein Kopfschmerz wird bald vorübergehen und hat nichts zu bedeuten."

„Täuschest Du mich wahrhaftig nicht?" fragte er besorgt und versuchte wieder ihr in die Augen zu sehen.

Sie zuckte bei diesen Worten zusammen, die letzte Röthe schwand aus ihrem Antlitz und zitternd, keines Wortes mächtig, schlug sie den Blick zu Boden.

„Ah, siehst Du, daß Du nicht ehrlich warst!" rief er triumphirend und wollte eben wieder in den lebhaftesten Ausdrücken seiner Besorgniß Luft machen, da trat Alice herein mit einigen Briefen in der Hand.

„Verzeihung, lieber Schwager, aber ich dachte, es könnte irgend eine wichtige Nachricht darunter sein und deßhalb wollte ich sie Dir augenblicklich bringen." Sie überreichte Haindorf die Briefe und zog sich dann mit einem eigenthümlichen Lächeln zurück, das ihrer Schwester nicht entgangen war.

Der rastlos arbeitende Geist des Abgeordneten nahm damit wieder eine andere Richtung.

„Entschuldige mich, theure Juliette, ich will wenigstens sehen, was eingegangen."

Er zog einen Stuhl herbei, setzte sich und riß einen Brief nach dem andern auf, durchflog ihn und steckte ihn dann in seine Tasche, indem er dabei noch Zeit fand, an seine Frau ein paar herzliche Worte zu richten.

Jetzt war er schon beim letzten angekommen, aber kaum hatte er einige Zeilen davon gelesen, da verzerrte sich sein Gesicht zur Wuth.

„Ah, der Elende!“ stieß er unwillkürlich hervor.

Es war einer seiner Collegen, der bereits nüchtern geworden, kühl und verständig ihm auseinandersetzte, daß die gestern beim sechsten Seidel gefaßten Beschlüsse ihm doch höchst bedenklich vorkämen und er hoffen wolle, daß auch sein verehrter Freund sie jetzt schon mit anderen Augen betrachten und darauf verzichten würde. Der wackere Abgeordnete fühlte über diesen Abfall die heftigste Erbitterung. Er mußte sofort mit dem Treulosen ein ernstes Wort reden.

Frau Haindorf war von dem unheimlichen Lächeln Alicens aus ihrem Hinbrüten aufgescheucht worden; sie erhob sich und unwillkürlich schweiften ihre Blicke zu den Briefen ihres Mannes hinüber. War das nicht Rainer's Handschrift?!

Ein furchtbares Entsetzen packte sie, alles Blut drängte sich gewaltsam zu ihrem Herzen.

Jetzt stieß er jene verhängnißvollen Worte aus, die ihr allen Zweifel nahmen.

Der Kopf begann ihr zu schwindeln, die Knie wankten; dennoch suchte sie sich mit übermenschlicher Gewalt aufrecht zu erhalten.

„Was ist Dir?“ keuchte sie mühsam hervor, und wie von unsichtbaren Mächten getrieben, wollte sie einen Blick in das Schreiben werfen.

„O, gar nichts,“ entgegnete der Abgeordnete ausweichend und ballte dabei den Brief in seiner Hand zusammen. „Eine wichtige Angelegenheit ruft mich fort, aber ich komme im nächsten Augenblicke wieder.“

Kühler und rascher als sonst sagte er ihr Lebewohl. Ihr schien es wenigstens so.

Kaum hatte er sich entfernt, da schwindelten ihr die Sinne, sie sank völlig gebrochen zusammen.

Als sie endlich erwachte, strich sie vergeblich über ihre Stirn, die finsteren Gedanken konnte sie nicht verscheuchen, die namenlose Unruhe wich nicht aus ihrem Herzen. Wie von Furien gepeitscht, eilte sie auf Alicens Zimmer; sie war nicht da und von Auguste hörte sie, daß die Schwester ausgegangen sei. So durfte sie nicht länger an ihrem Verrathe zweifeln, sie hatte Rainer das entsetzliche Geheimniß zugezischelt, dieser schon heute geschrieben und ihr Mann wußte Alles, Alles!

Dieser Gedanke zerfraß ihr das Herz und trieb sie ruhelos umher. Er hatte zu ihr aufgesehen, sie vergöttert, und nun lag sie vor ihm im Staube . . .

In wahnsinniger Verzweiflung rang sie die Hände, immer dunkler und düsterer wurden die Vorstellungen, die ihre Seele erfüllten. Was sollte ihr noch ein Leben, das ihr die furchtbarsten Demüthigungen auferlegte? Für ihren Mann war sie ein Frauen-Ideal gewesen, sie hatte ihn beherrscht, mit einem Blicke, einem Lächeln, und jetzt

mußte sie sich zermalmt zu seinen Füßen winden. Und Rainer?! — Wie hätte sie je vermocht, ihm wieder in die Augen zu blicken! Nein, nein, sie drängte das Schicksal hinaus aus einer Welt, die ihr nur Schmach und Schande bot. Gerade daß sie das Glück in bessere Kreise gehoben, hatte ihr Selbstgefühl geweckt — sie hatte sich längst daran gewöhnt, die überschwänglichen Huldigungen ihres Mannes und seiner Parteigenossen wie einen schuldigen Tribut hinzunehmen und mochte sich jetzt von ihrer Höhe nicht so tief herabstürzen lassen. Ihr Ehrgeiz war stärker als ihre Lebenslust; sie mußte ein Dasein hinwerfen, das für sie werthlos wurde, nachdem sie selbst die Achtung ihres Gatten und seiner Angehörigen verloren. Aber er sollte wenigstens erfahren, daß sie nicht so schuldig war, wie es gewiß die Schwester in ihrer heimtückischen Bosheit dargestellt.

Sie holte sich ihr Schreibzeug und unter immer wieder hervorstürzenden Thränen erzählte sie ihrem Manne von ihrer armseligen Jugend — wie sie den jungen Baron Berghof in dem Hause seiner Tante kennen gelernt und bei ihrer grenzenlosen Unerfahrenheit mit der Welt ihre Ehre verloren, indem sie auf die seine gerechnet und gerade ihre Schwester zu ihrem Untergange mit beigetragen, — wie er dann im vorigen Jahre wiedergekommen sei und leider ihr Gatte ihn arglos aufgenommen habe. Wie die Vergangenheit sie vernichtet. —

„Sagtest Du nicht damals, die Frau, die wir lieben, muß uns rein und ideal erscheinen, wir dürfen nicht den kleinsten Flecken an ihr bemerken. Ach, und jetzt weißt

Du, daß ich Deiner nicht würdig war und ich wage nicht mehr, Dir in die Augen zu sehen."

„Und nun verzeihe mir, mein theurer geliebter Mann," schloß sie ihr Bekenntniß, „daß ich Dich so bitter getäuscht habe — täuschen mußte — ich büße es hart und schwer genug. Jetzt erst erkenne ich, wie innig Du mich geliebt hast und dies Bewußtsein zerkrallt mir vollends das Herz. Verzeihe mir, grüße Rainer, der mich nicht allzu streng verurtheilen soll, und lebe wohl — leb' wohl!" —

Nach dem Schreiben dieses Briefes war sie ruhiger geworden; sie trocknete ihre Thränen, ließ das Blatt auf dem Tische liegen, schloß die Thür sorgfältig ab und kleidete sich vollständig an. Dann trennte sie die Schnur von ihrem seidenen Schlafrock, machte eine Schleife, befestigte das andere Ende an dem Bettpfosten und warf ein Kissen zur Erde. Alle diese Dinge verrichtete sie so mechanisch, wie sie sonst mit derselben gleichmäßigen Ruhe ihre Wirthschafts-Angelegenheiten besorgt. Ihr Entschluß war einmal gefaßt, es gab keinen anderen Ausweg und nun ging sie in den Tod mit jenem geräuschlosen Gleichmuth, der ihr stets eigen war. Sie prüfte noch einmal sorgsam die getroffenen Vorrichtungen, dann streckte sie sich ruhig auf den breiten kostbaren Teppich aus, der vor ihrem Bette lag, steckte den Hals durch die Schlinge und wühlte ihren Kopf in den Pfühl. So verharrte sie ohne zu zucken, ohne selbst im Todeskampfe nach der Schnur zu greifen, die ihr immer mehr den Athem benahm, bis

sie endlich ganz die Besinnung verlor und ihr Herz still stand.

Der Abgeordnete Haindorf kehrte in heiterster Stimmung von seinem politischen Freunde zurück. Wol war es ihm nicht gelungen, den Furchtsamen zu seinen Ansichten zu bekehren, aber der College hatte wenigstens seine Energie, seinen Muth bewundern müssen.

Unter diesen Gesprächen war eine gute Flasche Wein geleert worden und Haindorf sah nun auch wieder den politischen Horizont in einem rosenfarbenen Lichte. Endlich mußte doch der furchtbare Conflict sein Ende erreichen und die gerechte Sache des Volkes den Sieg erringen.

Beim Eintritt in das Haus war seine erste Frage nach der theuren Gattin. Sie befand sich noch auf ihrem Zimmer, wie das Mädchen berichtete. Die Kopfschmerzen der armen Juliette mußten also doch ernstlicher Natur sein, denn ein leises Unwohlsein hatte sie niemals abgehalten, ihre Pflichten als Hausfrau zu erfüllen. Und die Treffliche hatte ihn zu beschwichtigen, ihre Leiden zu verheimlichen gesucht. O, er besaß an seiner Juliette das edelste und beste Weib, um das ihn Tausende beneiden mußten.

Rasch stürmte er zu seiner Juliette mit einer begeisterten Lobrede auf den Lippen. Zu seiner Bestürzung fand er die Thüre verschlossen. Er klopfte anfangs leise, und als auch dann noch nicht geöffnet wurde, wagte er etwas stärker anzupochen. Es blieb ganz still darin. Nun rief er ihren Namen — keine Antwort. Es mußte

ihr irgend ein Unglück zugestoßen sein und sie brauchte schleunige Hilfe. Er rüttelte am Schloß und dabei rief er ihr ängstlich zu, ihm doch ein Lebenszeichen zu geben, aber wie er auch lauschte, nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen. Er mußte um jeden Preis Gewißheit haben und mit Anstrengung aller Kraft gelang es ihm die Thüre zu sprengen. Hastig trat er ein und kaum sah er seine Frau am Boden liegen, stürzte er auch schon ganz verzweifelt auf sie zu, um sie aufzuheben, denn er glaubte, sie sei in Ohnmacht gefallen.

„Meine süße Juliette, was ist Dir?"

Er wollte sie zärtlich in seine Arme schließen, da sah er die Schnur und ein kalter Schauer erfaßte sein Herz. War es denn Wahrheit oder nur ein Trugbild seiner erhitzten Phantasie? — Der Wein seines Freundes war zu stark gewesen — er strich über die Augen und das Entsetzliche wich nicht vor seinen erregten Sinnen, es war Wirklichkeit, kalte, herzbrechende Wirklichkeit. — Er riß die Schnur ab, richtete ihr Haupt vom Pfühl, in den sie sich tief eingewühlt, und ein kaltes bleiches Antlitz starrte ihm entgegen. Todt! — Was hatte sie zu diesem finsteren, unheimlichen Entschluß gedrängt?

Die furchtbare Ueberraschung verscheuchte die letzten Nebel des Weines aus seinem Hirn; ihm war's, als habe sich plötzlich ein Abgrund vor ihm geöffnet, in dem er hinabtaumeln müsse. Er vermochte das Entsetzliche nicht zu fassen, wer ihm nur sagen konnte, was seine theure einzige Juliette in den Tod getrieben?!

Da fiel sein unruhig herumirrender Blick auf den zurückgelassenen Brief.

Er griff hastig danach und suchte seinen Inhalt zu durchfliegen — doch bald begannen die Buchstaben einen Tanz vor ihm aufzuführen — er mußte wieder von vorne anfangen und kam doch nicht von der Stelle. Das Blatt zitterte in seiner Hand; endlich war er mit dem Lesen zu Ende, er warf noch einen Blick auf das schöne bleiche Antlitz der Unglücklichen. Was mochte Alles in diesem Gehirn vorgegangen sein, ehe es diesen letzten verzweifelten Schritt als unbeugsame Nothwendigkeit erkannt? Wer konnte es sagen? Wahnsinnige Wünsche, zu leben, zu sterben, vielleicht Gebete, Flüche, Erinnerungen an ihre mädchenhafte Unschuld, ihre Heirat, ihre Liebe, ihre Schuld — das gräßliche Ende von Allem . . . Sie erschien ihm noch jetzt von einer rührenden Schönheit, und doch — er ballte die Fäuste in die brennenden Augen, ließ sich erschöpft auf einen Sessel nieder und starrte lange, lange vor sich hin. Zum erstenmale verstummte sein sonst so beredter Mund. Ihm war's, als sei durch sein Herz ein gewaltiger Riß gegangen und er plötzlich an Leib und Seele gebrochen.

So war auch dies Götterbild von seinem Sockel herabgestürzt und er verarmt — ein Bettler an Glauben und Liebe.

Als er endlich aus seinem dumpfen kalten Hinbrüten erwachte, war sein Entschluß gefaßt, die Welt sollte wenigstens nicht erfahren, wie sie geendet.

Mit Hilfe des Hausarztes ließ sich die Sache leicht

vertuschen — ein Schlagfluß mußte als Todesursache angegeben werden. Er hatte ohnehin keine Zeit, sich einem unthätigen Schmerze zu überlassen. Die nächste Stunde schon forderte ihre Rechte. Nachdem er vor dem Dienstmädchen seine Rolle als verzweifelnder Ehegatte durchgeführt, mit dem Arzte Alles verabredet hatte, eilte er auf sein Zimmer, um Eugen v. Berghof mit den heftigsten Angriffen eine Herausforderung zu schicken. Der Bube mußte gezüchtigt werden oder er selbst wollte sein Leben opfern. Daß er noch vor wenig Tagen mit stürmischer Beredtsamkeit das Verwerfliche des Duells bewiesen, war aus seinem Gedächtniß völlig entschwunden. In seinem Hirn brannte nur der Eine Gedanke — mit der Waffe in der Hand dem Todfeinde, dem Mörder seines Glückes gegenüberzustehen.

Er konnte die Entscheidung nicht erwarten.

Wenige Stunden nachher traf schon die Antwort des Barons ein, die seine diplomatische Gewandtheit auch in diesen Dingen bekundete.

Er machte Herrn Haindorf darauf aufmerksam, welch traurige Rolle der sich beleidigt haltende Ehegatte spiele, wenn er solche Dinge tragisch nehmen und mit einem Duell beschließen wolle und empfahl ihm das Studium des Girardin-Dumas'schen Stückes: „Le supplice d'une femme", das eben auf einer zweiten Bühne der norddeutschen Hauptstadt gegeben wurde und die Taschentücher der Besucher reichlich feuchtete. Er möge sich an Herrn Dumont ein Beispiel nehmen, der in solchen Fällen für alle Ehemänner ein nachahmenswerthes Muster bleiben

werde. Uebrigens halte er den Abgeordneten nicht einmal für satisfactionsfähig, und aus allen diesen Gründen müsse er ihm schon erlauben, seine Herausforderung unbeachtet zu lassen.

Dieser sarkastische Brief erhöhte den Haß und Zorn Haindorf's gegen den nichtswürdigen Schurken.

Nach reiflicher Ueberlegung mußte er jedoch erkennen, daß dieser kalte herzlose Bube mit seinen boshaften Auseinandersetzungen im Rechte sei. Wozu sollte er das Andenken seiner Frau in den Staub ziehen? Er hatte sie doch so unendlich geliebt.

„Aber ich werde nicht eher rasten und ruhen, bis ich das Feuer so geschürt, daß die Flammen vernichtend über die Reaction und ihre Henkersknechte zusammenschlagen."

Das schwur er sich feierlich, und seit jenem Ereigniß, das so viel finstere Schatten über seine Seele geworfen, war er wie verwandelt.

In Haindorf's ganzem Wesen prägte sich eine Schärfe und Bitterkeit aus, die er früher nicht gekannt hatte. Auch in der Politik wurde sein Standpunkt immer radicaler; er gehörte jetzt zu den heißblütigsten und rücksichtslosesten Gegnern der bestehenden Regierung. Das Auftreten seiner parlamentarischen Freunde war ihm nicht durchgreifend genug, er sehnte sich nach energischen Maßregeln und lechzte nach einer großen niederschmetternden Katastrophe. Sie sollte wol endlich kommen, aber von einer ganz anderen Seite, als der wackere Abgeordnete gehofft.

Schon begannen sich langsam die Räder in Bewegung zu setzen, die irgend eine Entscheidung bringen mußten, die alle seine Ideale für Freiheit und Völkerglück vernichten konnten, denn die dunklen Wolken, die so lange am politischen Himmel gestanden, dessen unheimliche Schwüle die Gemüther bedrückt, ballten sich immer dichter zusammen, um als furchtbares Gewitter loszubrechen und je nachdem zerschmetternd oder luftreinigend über die Welt dahin zu brausen. —

(Ende des dritten Bandes.)

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

26.6.95